

Jürgen Gerhards

Soziologie der Emotionen

Fragestellungen, Systematik und
Perspektiven

Juventa Verlag
Weinheim und München 1988

Eine erweiterte Fassung dieser Arbeit wurde unter dem Titel „Soziologie der Emotionen. Ein Literaturbericht mit Perspektiven“ von der philosophischen Fakultät der Universität Köln 1987 als Dissertation angenommen.

Jürgen Gerhards, Jg. 1955, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität Köln.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Gerhards, Jürgen:
 Soziologie der Emotionen : Fragestellungen, Systematik u. Perspektiven / Jürgen Gerhards. — Weinheim ; München : Juventa-Verl., 1988
 Zugl. Kurzfassung von: Köln, Univ., Diss., 1987
 ISBN 3-7799-0586-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1988 Juventa Verlag Weinheim und München
 Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, 6470 Büdingen 8
 Umschlagabbildung: Alexej von Jawlensky, Tragische Maske 1932
 Printed in Germany

ISBN 3-7799-0586-8

Inhalt

A. Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen 11

I. Emotionspsychologische Ansätze und soziologische Abstinenz 11

II. Emotionen in den Texten soziologischer Klassiker 24

1. Max Weber 24

1.1 Der rationalistische Bias in den Grundbegriffen 25

1.2 Kulturelle Kodierung von Emotionen durch die protestantische Ethik 29

2. Emile Durkheim 33

2.1 Soziale Bedingungen der Entstehung von Emotionen: „Der Selbstmord“ 33

2.2 Emotionen als fundamentale Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit 37

3. Georg Simmel 43

3.1 Sekundäre Gefühle 43

3.2 Primäre Gefühle 46

B. Systematik und Perspektiven einer Soziologie der Emotionen 53

I. Emotionale Konstruktion sozialer Wirklichkeit .. 56

1. Die soziale Funktion von Emotionen: Randall Collins 61

2. Phänomenologie der Emotionen: Jean-Paul Sartre 69

Schritte zu einer Soziologie der Emotionen I 72

1. Emotionen als Bestandteil der *conditio humana* 74

2.	Instinkte, Emotionen und sprachliche Kognitionen als Konstruktionsweisen sozialer Wirklichkeit	76	3.1	Geschlechtspezifische Emotionen: Depression und Haushalt	146
2.1	Instinkte und Emotionen	77	3.2	Melancholie und Gesellschaft	149
2.2	Emotionen und sprachliche Kognitionen ..	79	3.3	Sympathie und Antipathie	151
2.2.1	Interpenetration von Emotionen und Kognitionen	87	3.4	Eifersucht im interkulturellen Vergleich ..	154
2.3	Der unterschiedliche Kommunikationsausdruck von Emotionen und Kognitionen: Mimik, Sprache und symbolisch generalisierte Medien	89	3.5	Gemütsruhe im Wohlfahrtsstaat	159
2.4	Emotionen und Körper	99			
3.	Die Bedeutsamkeit des Emotionalen für das Soziale: Weichenstellungen	103	<i>III. Emotionen als symbolisch-soziale Konstrukte</i>	166	
3.1	Emotionale Konstruktion von Konsensusfiktionen	103	1.	Symbolisch-interaktionistische Emotionssoziologie	167
3.2	Teams und Emotionen	106	1.1	Emotionsregeln	171
3.3	Emotionen in unterschiedlichen Systemtypen: Gruppe und Organisation	108	1.2	Emotionsarbeit	174
3.4	Gesellschaftlicher Wandel und Emotionen: eine grundbegriffliche These	111	2.	Empirische Evidenzen	180
3.5	Schichtspezifische Unterschiede der emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit	116	2.1	The managed heart (Arlie Hochschild) ...	180
			2.2	The staging of emotion (Luis Zurcher) ...	185
			<i>Schritte zu einer Soziologie der Emotionen II</i>	190	
<i>II. Emotionen als Ergebnisse sozialer Beziehungen</i> ..	123		1.	Emotionen als Ergebnis des Zusammenspiels von Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur	190
1.	Das Konzept einer sozialstrukturellen Theorie der Emotionen: Theodore D. Kemper	124	2.	Coping und Emotionsarbeit auf den Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur	210
1.1	Status und Macht als die beiden strukturbildenden Dimensionen des Sozialen	125	<i>C. Die kulturelle Kodierung von Emotionen in der Moderne</i>	227	
1.2	Macht, Status und Emotionen	127	<i>I. Elias' Prozeß der Zivilisation</i>	229	
1.3	Soziophysiologie der Emotionen	136	<i>II. Gegenbewegungen: Auf dem Weg zur Postmoderne?</i>	235	
2.	Kritik an der sozialstrukturellen Theorie der Emotionen	137	1.	Informalisierung und Versprachlichung von Emotionen	235
2.1	Symbolisch-interaktionistische Kritik	137	<i>Exkurs: Zur Semantik der Liebe</i>	246	
2.2	Möglichkeiten der Erweiterung der Status/Macht-Matrix	142	2.	Neue Identitätskonzepte: das emotionale Selbst	250
3.	Empirische Evidenzen	145			

3.	Kommerzialisierung und Kolonialisierung des Emotionalen	255
4.	Organisationen im Wandel: die zunehmende Bedeutung emotionaler Konstruktions- formen	261
5.	Postkonventionelles emotionales Bewußtsein: die Einheit in der Vielfalt	272
	Literatur	276

Vorwort

„Aber obwohl alles in allem die Zahl der Entscheidungen, die vom Gefühl abhängen, unendlich viel größer ist als die jener, die sich mit der blanken Vernunft treffen lassen, und alle die Menschheit bewegenden Ereignisse aus der Phantasie entstehen, erweisen sich nur die Verstandesfragen überpersönlich geordnet, und für das andere ist nicht geschehen, was den Namen einer gemeinsamen Anstrengung verdiente oder auch nur die Einsicht in ihre verzweifelte Notwendigkeit andeutete.“

Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*,
S. 1037

Das Feld einer Soziologie der Emotionen ist zum jetzigen Zeitpunkt noch so unbearbeitet und unbestimmt und weist so wenig Konturen und gut formulierte Fragestellungen auf, daß es mir sinnvoll erschien, in einem ersten Schritt zunächst einmal zu sichten, was bis dato an brauchbaren, oft verstreuten Beiträgen vorliegt, um auf dieser Basis, vor jeglichen Antworten, zuallererst einmal Fragestellungen zu formulieren, um einen Sinnzusammenhang ‚Soziologie der Emotionen‘ durch Grenzziehungen zu konstituieren. In den mit ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen‘ überschriebenen Kapiteln soll darüberhinaus in recht vorsichtiger und zum Teil spekulativer Manier eine die Einzelbeiträge integrierende systematische Perspektive formuliert werden. Die hier vorgelegte Arbeit ist gleichsam eine Nullserie der noch zu schreibenden Soziologie der Emotionen. Aber als solche macht sie Sinn: Denn erst in materialisierter Form, d.h. in einer schriftlichen Fassung, kann man selbst und können andere darüber sprechen, Kritik üben, Verbesserungen vorschlagen und Neuansätze versuchen.

Die Konturlosigkeit des Gegenstandsgebietes Emotionen machte zum Teil auch eine andere Arbeitsorganisation erforderlich. Der Rückgriff auf Publikationen reichte allein nicht aus, da eben vieles zum Thema Emotionen nicht geschrieben oder nicht publiziert ist. Informellen Kontakten, Gesprächen und der Lektüre und Diskussion unveröffentlichter Papiere kam in Folge dessen eine besondere Bedeu-

tung zu. Der DAAD ermöglichte es durch ein Dissertationsstipendium, daß ich die amerikanischen Ansätze zu einer Emotionssoziologie aus erster Hand kennenlernen konnte. Besonderen Dank möchte ich an dieser Stelle Dave Kemper, Arlie Hochschild und Randall Collins für ihre Hilfe und Diskussionsbereitschaft aussprechen.

Ich habe einzelne Kapitel dieser Arbeit mit jeweiligen ‚Experten‘ für die dort diskutierten Themen beprochen. Dankbar für Anregungen und Hinweise bin ich Ronald Hitzler, Norbert Meder, Volker Rittner, Uwe Schimank und Martin Schweitzer, die mir geholfen haben, meine eigenen Gedanken zu klären und zu präzisieren. Besonderer Dank gilt Friedhelm Neidhardt, der die Arbeit betreut und die Rohfassung mit hilfreichen Kommentaren versehen hat, und Ulla Pecht für vielseitige, auch emotionale Unterstützung. Gewidmet sei die Arbeit dem Andenken meiner verstorbenen Mutter.

A. Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen

I. Emotionspsychologische Ansätze und soziologische Abstinenz

Wissenschaftliche Abhandlungen beginnen in der Regel damit, daß sie die Originalität des eigenen Vorhabens betonen, indem sie auf Lücken in der Forschung verweisen. Damit wird dann – zumindest in der Einleitung – der Norm wissenschaftlicher Veröffentlichungen Genüge getan, daß nur das Neue Anrechte auf Akzeptanz und Erfolg besitzt. Wenn auch in dieser Arbeit ein solcher Anspruch erhoben wird, so hat dies, neben der Erfüllung wissenschaftlicher Konvention, in der Tat inhaltliche Gründe. Eine Soziologie der Emotionen ist Neuland innerhalb der soziologischen Diskussion: bis vor etwa 10 Jahren ließen sich keine ernsthaften systematischen Versuche einer soziologischen Analyse des Emotionalen verbuchen. Emotionen bilden einen der Gegenstandsbereiche, die in der Geschichte des Faches nicht behandelt wurden.

Dies ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie bedeutsam Emotionen in der Strukturierung unserer alltäglichen, sozialen Wirklichkeit sind: Liebe bindet zwei Menschen in der Weise aneinander, daß diese ihre jeweiligen Handlungsorientierungen aneinander ausrichten und dies – so zumindest in der klassischen Semantik der Liebe – ein Leben lang; Haß entscheidet mit darüber, ob Menschen in den Krieg ziehen und ihr Leben ‚fürs Vaterland‘ lassen; Sympathien und Antipathien zwischen Arbeitskollegen vermögen den Output eines Wirtschaftsunternehmens zu beeinflussen; Angst kann unter bestimmten Bedingungen die Kohäsion einer Gruppe erhöhen; Eifersucht zerstört die besten Freundschaften; Zufriedenheits- und Glücksgefühle entscheiden mit über den nächsten Wahlausgang – in allen Fällen strukturieren Emotionen soziale Zusammenhänge.

Aber auch in umgekehrter Richtung lassen sich Wechselwirkungen zwischen Emotionen und Sozialem beobachten. Emotionen strukturieren nicht nur soziale Sinnzusammenhänge, sondern sind selbst häufig Ergebnis sozialer Konstellationen: der Ärger über den Idioten, der einem die Vorfahrt genommen hat, die Freude über die Geschenke, die einem präsentiert wurden, die Angst vor dem versehentlichen Knopfdruck, der die atomare Katastrophe auslöst, die Eifersucht auf den Unbekannten, der einem die Freundin ausspannt – immer bilden wechselseitige Bezugnahmen sinnhaften Handelns (so die Bestimmung der Grundkategorie der Soziologie nach Max Weber) die Ausgangslage für die Entstehung unterschiedlicher Gefühle.

Genügt bereits ein Blick in die Alltagswelt, um die Verquickung zwischen Emotionen und Sozialem zu dokumentieren, so ist es um so verwunderlicher, daß sich die Soziologie diesem Thema nie systematisch gewidmet hat. Dies mag an dem Bedeutungskontext liegen, in den der Emotionsbegriff eingebettet ist. Emotionen gelten als ein privates, persönliches und zugleich natürliches Phänomen, auf dessen Formung das Soziale keinen Einfluß besitzt. Sowohl Entstehung als auch Funktion von Emotionen erklären sich entweder aus idiosynkratischen Momenten der Persönlichkeit oder aus universellen Qualitäten des Menschen überhaupt. Entsprechend wurden Emotionen im Prozeß der Ausdifferenzierung der Wissenschaften der Psychologie zugeschlagen, fristeten allerdings auch dort eher ein Randdasein. Schaut man sich die Ergebnisse emotionspsychologischer Forschung an, so fragt sich, was sich daraus für eine Soziologie der Emotionen lernen läßt. Was liegt an Befunden und Ergebnissen vor, an die eine Soziologie der Emotionen anknüpfen könnte? Man kann das Panorama emotionspsychologischer Ansätze nach folgenden Fragestellungen klassifizieren:

1. Unter den Oberbegriff ‚phänomenologische Konzepte‘ lassen sich all die Ansätze subsummieren, die darum bemüht sind, die beiden Teilaspekte von Emotionen – die subjektiven Gefühlslagen und den Ausdruck von Emotionen - zu beschreiben und unterscheidbare Teildimensionen herauszufiltern. Für den Bereich des subjektiven Empfindens liegt mit der Unterscheidung zwischen den Polen

Lust und Unlust, Spannung und Lösung und Erregung und Beruhigung von Wilhelm Wundt eine klassische Formulierung vor, an die alle späteren Arbeiten anknüpfen (vgl. Magda B. Arnold, 1977). Neben Versuchen der Bestimmung emotionaler Pole lassen sich auch unzählige Versuche der Entwicklung einer Typologie von Emotionen bzw. von basalen Emotionen hier verorten (vgl. z. B. Robert Plutchik, 1982; Carol Izard, 1981). Ein Konsens bzw. eine Klassifikation, die alle anderen übertrifft, ist allerdings nicht in Sicht. Dies gilt nicht für den Bereich der Emotionsexpressionen. Hier liegen mit den Arbeiten von Paul Ekman (1980) Ergebnisse vor, die die Gleichheit von bestimmten Emotionsausdrücken in unterschiedlichen Kulturen hinreichend dokumentieren.

2. Eine Anzahl weiterer emotionspsychologischer Konzepte kann man unter dem Etikett ‚funktionalistische Ansätze‘ zusammenfassen. Strukturbildend für die Diskussion waren hier die Arbeiten von Charles Darwin (1884). Ausgehend von der Beobachtung, daß ein Teil der Emotionen des Menschen evolutionäre Vorläufer in der Tierwelt besitzt, werden Emotionen als Adaptionsmechanismen interpretiert, die sich als funktional für das Überleben erweisen. Emotionen erfüllen ihre funktionale Aufgabe in den verschiedenen Verhaltenssystemen wie dem der Fortpflanzung, der Ernährung und dem des Zusammenschlusses mit Artgenossen. So ermöglicht Furcht die Bereitschaft zur Flucht und damit die Möglichkeit, der Gefahr zu entgehen, Bindungsgefühle sorgen für eine Versorgung der Nachkommenschaft und sichern damit die Fortexistenz der Gattung (für einen Überblick vgl. Klaus Schneider, 1983).

Ebenfalls in den Kontext funktionalistischer Emotionstheorien sind die Versuche der Analyse der Bedeutung von Emotionen für die Motivation einzuordnen. Während in der traditionellen Gegenüberstellung von Emotionen und Kognitionen den Gefühlen eine dysfunktionale und desorganisierende Wirkung bei der Problemlösung zugeordnet wurde, zeigen die jüngeren Arbeiten, vor allem von Dietrich Dörner u.a. (1983), daß Emotionen, als Kontrollsystem der Motivation, die Funktion einer optimalen Problemlösung übernehmen können.

3. ‚Theorien der Erklärung der Entstehung von Emotionen‘ bilden schließlich eine dritte Kategorie, in die sich verschiedene emotionspsychologische Ansätze einordnen lassen. Das Spektrum innerhalb dieser Kategorie reicht von physiologischen Konzepten bis hin zu situationsbezogenen, attributionstheoretischen Ansätzen. Psychophysiologische Studien versuchen den Nachweis zu führen, daß spezifische Emotionen durch Veränderung physiologischer Parameter evoziert werden. Dies können hormonelle Veränderungen sein, Induktionen des Nervensystems oder Aktivitäten von speziellen Gehirnregionen. Für alle drei physiologischen Bereiche liegen keine eindeutigen Ergebnisse vor:

a. Die Gehirnphysiologie teilt das für Emotionen zuständige limbische System wieder in mehrere Untersysteme, wobei man heute davon ausgeht, daß nicht spezifische Veränderungen in Teilbereichen des Gehirns Emotionen evozieren, sondern allein die Interaktion und die Art der Vernetzung der Teile miteinander. Aber auch hier sind die Ergebnisse recht widersprüchlich. Während man auf der einen Seite weiß, daß das Gehirn für die Entstehung von Emotionen von zentraler Bedeutung ist, gibt es andererseits über das „wie“ keinerlei Konsens. „Die Beziehungen zwischen den kortikalen Mechanismen, die das emotionale Verhalten steuern, sind allerdings so komplex, die durch Läsionen erzielten Strömungen oft so schwer interpretierbar, daß in der Erforschung der Funktionen des limbischen Systems voreilige Funktionslokalisierungen oft wieder revidiert werden mußten“ (Wolfgang Larbig, 1982).

b. Die Befunde bzgl. des Zusammenhangs zwischen vegetativem Nervensystem und Emotionen sehen ähnlich aus. Lassen sich zwar auf der einen Seite Änderungen der Aktivitäten des vegetativen Nervensystems (Anstieg des Blutdrucks, Steigerung der Herzfrequenz, Schwitzen u.a.) mit der Intensität von Emotionen in Beziehung setzen, so findet sich auf der anderen Seite keine spezifische Gerichtetheit dieser Variablen auf bestimmte Emotionen. Die gleichen vegetativen Veränderungen können bei Angst genauso auftreten wie bei Ärger. Auch die künstliche Induktion von vegetativen Veränderungen brachte keine eindeutigen Ergebnisse. Sympathische Erregungen allein reichen zur Erzeugung emotionaler Erlebnisse nicht aus (vgl. Gisela Erdmann, 1983).

c. Die die Emotionen steuernden Hormone werden selbst durch Neuropeptide gesteuert, wobei diese wiederum durch

Neuronen aus verschiedenen Gebieten des Zentralnervensystems kontrolliert werden. Die Neuroendokrinologie entdeckt laufend neue Regelkreise und steuernde Stoffe, so daß sich kaum fixierbare Ergebnisse für die Emotionsforschung ergeben. Gewonnene Resultate werden nach kurzer Zeit durch neue falsifiziert und ersetzt. Wenn Zusammenhänge zwischen hormonellen Variationen und Emotionen nachgewiesen werden konnten, waren sie unspezifischer Art (vgl. Karl-Heinz Voigt und Horst L. Fehm, 1983).

Bilden psychophysiologische Emotionstheorien den Bereich von Ansätzen, der von soziologischen Prämissen einer Emotionstheorie am weitesten entfernt ist, weil die Entstehung von Emotionen allein intraorganistisch erklärt wird, so bilden kognitionspsychologische und situationsbezogene Theorien umgekehrt die Konzepte, die die meisten Berührungspunkte zu soziologischen Fragestellungen aufweisen. Kognitive Definitionen von Emotionen heben den Wahrnehmungsaspekt von Emotionen hervor und interpretieren Emotionen als das Resultat eines Bewertungsprozesses einer Situation (Arnold, 1970; Stanley Schachter und Jeremy Singer, 1962). Emotionen entstehen nicht als Resultat eines physiologischen Impulses, sondern sind das Ergebnis der Bewertung eines externen Stimulus.

Vergleicht man die verschiedenen Ansätze zur Erklärung der Entstehung von Emotionen, so können die situationsbezogenen Konzepte wohl die höchste Plausibilität, auch in empirischer Hinsicht, für sich verbuchen. Deren Schwachstelle besteht darin, daß sie die Struktur des Stimulus in Form einer sozialen Situation nicht genau dekomponieren können. Genau an dieser Stelle ist dann die Soziologie gefragt. Ich werde auf einige der emotionspsychologischen Ansätze im Laufe der Arbeit noch zu sprechen kommen. An dieser Stelle möchte ich es mit dem gegebenen Überblick bewenden lassen.

Zieht man eine Bilanz der Ergebnisse emotionspsychologischer Forschung, so fällt diese recht dürftig aus. Dies ist keine Kritik, die aus der Position des um Eigenlegitimation bemühten Soziologen gefällt wird, sondern der psychologieinterne Befund. Allein zum Begriff Emotion scheint es so viele Definitionen zu geben wie Autoren (Harald A. Euler und Heinz Mandl, 1983, S. 5). Die Ursache der Viel-

falt an Definitionen und Theorien mag zum einen an der Komplexität des Phänomens selbst liegen, die es ermöglicht, Teilaspekte in den Blick zu nehmen und von dort aus Generalisierungen vorzunehmen, sie mag zum anderen – und dies scheint mir wichtiger zu sein – in der Vernachlässigung der Sozialdimension begründet sein.

Eine Soziologie der Emotionen könnte hier Abhilfe schaffen. Sowohl eine Phänomenologie der Emotionen als auch Theorien der Funktion und der Ursachen von Emotionen kommen ohne Einbeziehung der Sozialdimension in den Analysezusammenhang von Emotionen nicht aus. Eine phänomenologische Beschreibung unterschiedlicher Emotionen täte gut daran, eine Typologie unterschiedlicher Emotionen an unterscheidbare soziale Situationen anzubinden; die Frage nach der Funktion von Emotionen läßt sich gewinnversprechender beantworten, wenn man die Funktion von Emotionen in der Strukturierung sozialer Zusammenhänge analysiert, und Überlegungen zur Entstehungsursache von Emotionen schließlich kämen zu Resultaten, wenn sie die Entstehung spezifischer Emotionen mit spezifischen Sozialverhältnissen in Beziehung setzten. Dies kann hier nur postuliert werden; Plausibilitäten für diese Thesen zu erzeugen, ist eine der Aufgaben dieser Arbeit.

Neben einer Negativbilanz nach einem hier nur kurz dargestellten Durchgang durch die emotionspsychologische Literatur, sollte aber der Minimalkonsens zwischen den verschiedenen Ansätzen in Form einer Definition festgehalten werden. Diese dient dann zugleich als Arbeitsdefinition für die Ausführungen der darauf folgenden Kapitel: *Emotionen sind eine positive oder negative Erlebnisart des Subjektes, eine subjektive Gefühlslage, die als angenehm oder unangenehm empfunden wird. Emotionen entstehen als Antwort auf eine Bewertung von Stimuli und Situationen; sie können mit einer physiologischen Erregung einhergehen und können in Form von Emotionsexpressionen zum Ausdruck gebracht werden. Sie wirken selbst wieder strukturierend auf den sozialen Zusammenhang zurück.*

Der Bereich der Emotionen wird also in eine subjektive Komponente des Empfindens (aufgespannt durch die Er-

lebnispole ‚angenehm‘ und ‚unangenehm‘) und eine Komponente des Emotionsausdrucks aufgegliedert. Beide Bereiche sind mit einer Kann-Bestimmung miteinander verbunden. Emotionen entstehen als Folge der Bewertung von Situationen im Zusammenspiel mit physiologischen Erregungen, wobei für die Physiologie gilt, daß deren Aktivierung die Entstehung von Emotionen begleiten kann aber nicht muß. Emotionen wirken selbst wieder auf Interaktionszusammenhänge zurück, indem sie diese auf eine spezifische Art und Weise strukturieren. Eine solche Fassung des Emotionsbegriffs nimmt aus allen drei diskutierten Bereichen der Emotionspsychologie die Elemente auf, die nicht umstritten sind. Ich möchte an dieser Stelle aber noch nicht allzuweit in die Erörterung inhaltlicher Details einsteigen, stattdessen zur Diskussion der Literaturlage zurückkehren.

Der geringe Wissensstand über den Gegenstand Emotionen steht im Gegensatz zu der gesellschaftlichen Bedeutung des Emotionalen. Dies ist in den letzten Jahren von mehreren Seiten kritisch angemerkt worden. Eine Arbeitsgruppe des ‚Committee on Basic Research‘, das die Aufgabe übernommen hatte, dem amerikanischen Kongreß über zukünftige, förderungswichtige Forschungszweige zu berichten, bringt diese Diskrepanz auf einen politisch-praktischen Nenner: „Mental disorders will cost the United States more than fifty-two billion dollars this year: 23.4 billion for direct clinical care, and 28.7 billion through lost employment and reduced productivity. Affective illness is the most common form of severe mental illness today. Research on affect and motivation, therefore, has potentially profound implications both in terms of well-being of the countrys citizens as well as the enormous financial costs associated with the affective illness“ (Report of the Working Group on Affect and Motivation, 1985, S. 2).

Aber auch in der Alltagskultur sind Emotionen in den letzten 15 Jahren immer mehr zum Thema geworden. Gebote der Affektkontrolle und der Privatisierung des Emotionalen haben an Gestaltungskraft verloren, das Äußern und Ausleben von eigenen Gefühlen wurde und wird kulturell erleichtert und ist in Teilbereichen gar erforderlich. Der Rückgriff auf Gefühle als Legitimationsbasis und als

Ressource der eigenen Identitätspolitik ist möglich geworden und wird praktiziert. Gleichsam im Gefolge dieses kulturell definierten, veränderten Umgangs mit Emotionen ist der Diskurs über Emotionen eröffnet worden: Der sprunghafte Anstieg der Anzahl an emotionalen Ratgebern in Form von Therapieangeboten und Büchern, die den richtigen Umgang mit den eigenen Gefühlen zu lehren vorgeben, und von Literatur mit halbwissenschaftlichem Anspruch, legen davon Zeugnis ab. Der dort dann meist verwendete Emotionsbegriff ist aber so diffus gebraucht, daß sich mit den entsprechenden Texten nur wenig anfangen läßt.

Ein gutes Beispiel für einen inflationären Begriffsgebrauch im Bereich der Gefühle ist das jüngst unter dem Titel „Die politische Ökonomie der Liebe“ (1986) erschienene Buch der Soziologen Anne Drechsler, Josef Esser und Wolfgang Fach. Die Autoren versuchen eine Analyse der Rhetorik und Sprachstrategie von Politikern. Der Begriff der Liebe wird dabei in seinem Bedeutungsgehalt bis zur Konturlosigkeit ausgedehnt. Statt des Gefühls der Liebe werden in der Arbeit vielmehr Gemeinschaftsvorstellungen wie Volk, Vaterland, Nation oder Nachbarschaft und Familie in ihrer ideologischen Verwendung analysiert.

Angesichts einer solchen Lage in Theorie und Praxis tut eine systematische Diskussion von Emotionen Not. Die wenigen Anmerkungen zu Beginn dieser Arbeit sollten angedeutet haben, daß Emotionen eine wichtige Komponente in sozialen Zusammenhängen darstellen und diese Bedeutung in expliziter Form (als gesellschaftlich diskutiertes Thema) auch zunehmend gewonnen haben. Zugleich ist der Erkenntnisstand über das Gebiet der Emotionen als gering zu bezeichnen. Innerhalb der Psychologie, die traditionell für den Bereich der Emotionen zuständig war und ist, spielten Emotionen keine bedeutende Rolle. Die verschiedenen emotionspsychologischen Versuche, die vor allem in den letzten Jahren entwickelt wurden, erweisen sich als noch nicht sehr ertragreich. Der alltagsweltliche Gebrauch des Emotionsbegriffs ist zu diffus, als daß sich hieran systematische Anschlußüberlegungen anknüpfen ließen.

Vor diesem Hintergrund sind die Ausführungen dieser Arbeit zu lesen. Ihr Ziel ist es, Wege einer Soziologie der

Emotionen aufzuzeigen, den Gegenstand Emotionen von einem genuin soziologischen Blickwinkel aus zu beleuchten, gleichsam die Strukturen eines Sinnzusammenhangs ‚Emotionssoziologie‘ als Subsystem der Disziplin Soziologie aufzuzeichnen und in Ansätzen auszumalen. Wissenschaftssysteme konstituieren sich, wie alle anderen Systeme auch, durch Differenzbildung, durch Definition eines Sinnzusammenhangs in Abgrenzung zu einer Umwelt, durch Festlegung dessen, was dazu gehört und was ausgeschlossen bleibt. In diesem Sinne grenzt sich eine Soziologie der Emotionen gegenüber der Nachbardisziplin Psychologie ab, indem sie das soziale Element – im Sinne der wechselseitigen, sinnhaften Bezugnahme der Handelnden aufeinander – in den Fokus der Analyse der Entstehung und Funktion von Emotionen setzt; sie grenzt sich darüber hinaus gegenüber dem Alltagsverständnis von Emotionen ab, indem sie den diffusen Begriff ‚Emotionen‘ in seinem Bedeutungshorizont limitiert, indem sie ihn soziologisiert.

Eine in diesem Sinne systematische Soziologie der Emotionen braucht glücklicherweise nicht bei Null anzufangen. Sie kann zum einen an die verstreuten Anmerkungen zum Thema Emotionen innerhalb unterschiedlicher soziologischer Abhandlungen anknüpfen, sie kann und muß sich zum zweiten an den systematischen Bemühungen zu einer Soziologie der Emotionen innerhalb der amerikanischen Soziologie orientieren. Hier liegen bereits Konzepte vor, die lohnen, aufgegriffen zu werden. Allerdings bahnen sich in dem gerade erst neu entdeckten Gebiet einer Soziologie der Emotionen Entwicklungen an, die bereits aus anderen Teilbereichen der Soziologie bekannt sind: kaum 10 Jahre existent und erst in ersten Ansätzen entwickelt, lassen sich bereits mehrere Schulen unterscheiden, die sich gegenseitig befeinden – und das heißt immer auch, sich nur aus der eigenen Systemperspektive selektiv wahrzunehmen und damit zu Verhärtungen beizutragen –, die jeweils Anhänger um sich scharen und nur wenig den Anschein erwecken, als seien sie an einer integrierten Soziologie der Emotionen interessiert.

Solche Strukturen der internen Differenzierung entsprechen nur in geringem Maße dem kulturellen Kode von Wissenschaft als einem Diskurs, in dem allein das bessere

Argument entscheidend für die Bewertung von Theorien ist. Bewertungskriterium für unterschiedliche Theorien ist idealiter die Reichweite der Erklärungskraft sozialer Wirklichkeit. Einer solchen Idealvorstellung liegt strukturell die Idee eines offenen Systems zu Grunde, welches gerade für Widersprüche empfänglich ist und sie nicht abdunkelt, welches an einer Aufnahme unterschiedlicher Versatzstücke aus verschiedenen theoretischen Schulen interessiert ist und sich nicht gegen gute Argumente verschließt, die Idee eines Sinnzusammenhangs also, der durch kognitive Erwartungen statt durch normative und enttäuschungsimmunisierte Erwartungen strukturiert ist.

Die nachfolgenden Überlegungen zu einer Soziologie der Emotionen sind an einer solchen Idealvorstellung orientiert. Sie intendieren die Bildung einer Synthese aus den unterschiedlichen Theoriesträngen, versuchen Brauchbares aufzugreifen und zu verwerten, gleichzeitig Schwachpunkte auszuweisen, ohne dann gleich ganze Theorien zu verwerfen. Man kann ein solches Vorgehen auch als eklektizistisch bezeichnen.

Dieses Vorhaben braucht Bewertungskriterien für Selektionen und Qualifizierungen; die Standards für eine „gute Theorie“ müssen ausgewiesen sein. Ich möchte den Begriff Theorie in einem doppelten Sinne verwenden. Eine Theorie im Sinne eines Modells der Wirklichkeit, eines Sprachspiels zur Ordnung sozialer Phänomene, ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn sie abstrakt genug formuliert ist, um möglichst viel an sozialer Wirklichkeit zu erfassen, gleichzeitig aber die Möglichkeit der Respezifizierung auf Theorien mittlerer Reichweite eröffnet. Mit diesem Maßstab sollen zum einen von der Empirie abstrahierende Generalisierungen begrenzt, zum anderen theorieleiose Einzelbeschreibungen verhindert werden. Eine Theorie, im engeren Sinne eines Zusammenhangs von empirisch prüf-baren Aussagen, ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn es ihr gelingt, Erklärungen von sozialen Phänomenen zu erbringen. Unter Erklärungen sind Aussagen zu verstehen, die sich in Form von „wenn . . . , dann . . .“ -Aussagen formulieren lassen. In diesem Sinne sind Hypothesen wertvollere Aussagen und Teile einer Theorie als deskriptive Aussagen. Auch wenn sich für den Bereich der Emotionen

nur in begrenztem Maße Hypothesen formulieren lassen, so mag das hier formulierte Kriterium doch die Funktion einer regulativen Idee übernehmen.

Neben den durch die Kapitelüberschriften ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen‘ gekennzeichneten Versuche der Integration heterogener Theorieansätze, läßt sich die Arbeit in weiten Teilen auch als Darstellung und Kritik der vor allem in den USA entwickelten und im deutschen Sprachraum kaum rezipierten Ansätze zu einer Soziologie der Emotionen lesen. Manche dieser Ansätze werden sehr detailliert dargestellt, so daß der Text bisweilen den Charakter einer Sammelrezension erhält. Dies ist beabsichtigt. Angesichts der Tatsache, daß im deutschen Sprachraum bisher keine Veröffentlichungen zum Thema einer Soziologie der Emotionen vorliegen, gleichzeitig der Begriff Emotionen im Alltagsverständnis und in der pseudowissenschaftlichen Literatur so schillernd gebraucht wird, scheint mir eine detaillierte Bestandsaufnahme, auf deren Basis dann Perspektiven entwickelt werden können, notwendig und legitim zu sein.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile (mit A, B und C gekennzeichnet). Der Teil A bildet den Aufgalopp zu einer Soziologie der Emotionen. Obwohl es in den Texten der Klassiker keine explizit dem Thema Emotionen gewidmeten Abhandlungen gibt, läßt sich zeigen, daß es nicht nur soziologiegeschichtlich interessant ist, zur Entwicklung von Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen bei Weber, Durkheim und Simmel anzusetzen. Wenn auch die Antworten und Lösungen, die sich bei den Autoren finden lassen, nicht mehr dem Stand der Theorieentwicklung im Bereich Emotionen entsprechen, so lohnen doch die Fragestellungen und Problemformulierungen aufgegriffen zu werden.

Emotionen werden in den Werken der Klassiker unter zwei Perspektiven diskutiert. Zum einen formen Emotionen soziale Wirklichkeit auf eine spezifische Weise, sie strukturieren Sozialzusammenhänge auf ihre besondere Art und lassen sich mit Durkheim als fundamentale Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit verstehen. Emotionen lassen sich zum zweiten als abhängige Variable analy-

sieren. Gefragt ist dann nach den sozialen Sinnzusammenhängen, die spezifische Emotionen auslösen. Auf diese Frage lassen sich zwei Antworten in den Texten der Klassiker finden: Man kann Emotionen als das Resultat sozialstruktureller Bedingungen interpretieren, oder sie als Ergebnis kultureller Deutungs- und Interpretationsmuster verstehen. Der Durkheimsche „Selbstmord“ ist eine Beispielanalyse für die erste Lösung, Webers „Protestantismusthese“ läßt sich als kulturelle Interpretation von Emotionen lesen.

Diese aus den Texten der Klassiker eruibaren Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen werden im Kapitel B, dem Hauptteil dieser Arbeit, aufgegriffen und als strukturbildendes Gliederungsprinzip benutzt. Ich werde die einzelnen Fragestellungen nacheinander bearbeiten, wobei das Vorgehen sich in jedem Punkte ähnelt: In einem ersten Durchgang wird die vorhandene Literatur zu der jeweiligen Fragestellung gesichtet, dargestellt und bewertet. In einem zweiten Anlauf soll dann jeweils der Versuch der Bildung einer Synthese aus den vorgestellten Ansätzen unternommen und somit das Fundament einer systematischen Soziologie der Emotionen entwickelt werden. Empirische Untersuchungen, oft unter einer anderen Fragestellung konzipiert und aus heterogenen Bereichen des Sozialen kommend, werden dann in einem dritten Punkt zur Unterstützung des theoretisch entwickelten Konzepts eingespielt.

Entsprechend dieses Aufbaus gehe ich zuerst der Frage nach den Spezifika einer emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit nach (Kap. B I). Diese Überlegungen werden synthetisiert in dem Kapitel ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen I‘. Die Frage nach den sozialen Entstehungsbedingungen von Emotionen soll sowohl auf einer sozialstrukturellen Ebene behandelt werden (Kap. B II), als auch auf einer kulturellen Ebene (Kap. B III). Das Kapitel ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen II‘ versucht beide Ebenen ineinander zu integrieren. Mit diesem zweiten Syntheseversuch ist die Systematik einer Soziologie der Emotionen abgeschlossen.

Das Abschlußkapitel C schließlich widmet sich der Frage nach einer kulturellen Kodierung von Emotionen in der

Moderne. Systematisch wären diese Erörterungen an sich unter das Stichwort ‚kulturelle Deutungen als verursachender Faktor von Emotionen‘, einzuordnen. Wegen der besonderen gesellschaftlichen Bedeutung dieser Fragestellung habe ich dieses Kapitel von der Systematik abgekoppelt. Im Anschluß an eine Diskussion der Eliasschen Zivilisationstheorie sollen hier heterogene Entwicklungstrends der Umkodierung von Emotionen analysiert werden, die sich in ihrer Gesamtheit vielleicht mit dem Etikett postmoderne Gefühlskultur beschreiben lassen. Damit ist zugleich auch der Bogen zu der hier, in diesem ersten Kapitel, formulierten These, daß sich im sozialen Alltag ein veränderter Umgang mit den eigenen Emotionen abzeichnet, geschlossen.

Ein Letztes sollte noch angemerkt sein. Der Versuch der Einführung von Emotionen als Gegenstand der Soziologie liegt quer zu allen traditionellen soziologischen Theorieversuchen. Das hat zur Folge, daß man nur in geringem Maße auf Vorwissen und akzeptierte Wissensbestände aufbauen kann. Dies mag mit ein Grund dafür sein, daß manche Ausführungen nur angedeutet werden können und damit bruchstückhaft bleiben. Ich werde manche Verästelungen des sich ergebenden, weitgefächerten Baumes einer Soziologie der Emotionen ein Stück weit verfolgen, Thesen und Vermutungen formulieren, die Seitenwege aber nie zu Ende verfolgen. Dies gilt auch und vor allem für die empirischen Beispiele, die zur Unterstützung des theoretischen Gerüsts eingespielt werden.

II. Emotionen in den Texten soziologischer Klassiker

Nach einem Durchgang durch die einschlägigen Texte der Klassiker soll die Frage beantwortbar sein, welche Weichenstellungen, Fragen und Antworten es für eine Fundierung einer Soziologie der Emotionen aus den Texten der Klassiker aufzugreifen und zu verfolgen lohnt. Wie sind Emotionen in der Systematik der Soziologie der Klassiker verankert, welcher Stellenwert kommt ihnen im Vergleich und in Abgrenzung zu anderen Grundbegriffen zu, welche Rolle spielt eine grundbegriffliche Verankerung des Emotionalen bei der Analyse empirischer Phänomene, im speziellen: bei der Analyse der Struktur der Moderne? Ich werde versuchen, die Arbeiten von Max Weber, Emile Durkheim und Georg Simmel im Hinblick auf diese Fragestellungen zu interpretieren. Dabei kann ich mich in der Hauptsache auf eine Bilanzierung der Ergebnisse beschränken, da eine genauere Deutung der Texte der Klassiker bereits an anderen Stellen vorgestellt wurde (vgl. Gerhards, 1986; Gerhards 1988; Gerhards 1988a).

1. Max Weber

Hinweise zu einer Soziologie der Emotionen innerhalb des Gesamtwerkes Max Webers lassen sich an zwei Stellen auffindig machen: zum einen in der Systematik der Grundbegriffe, zum zweiten in Webers Analyse der religiösen Entstehungsbedingungen der Moderne.

Ich werde in einem ersten Schritt die Architektonik der Grundbegriffe und die Verortung des affektuellen Handelns darin behandeln. Die dabei sich ergebenden Fragestellungen und Probleme lassen sich allerdings nicht sinnvoll verstehen, wenn man die Grundbegriffe als dem Rationalisierungsthema vorgeordnet begreift (vgl. Friedrich H. Tenbruck, 1975). Die makrosoziologische These der Dominanz des zweckrationalen Handelns in der Moderne bei gleichzeitiger Kontrolle des affektuellen Handelns, kulturell kodiert durch die protestantische Ethik, schlägt sich auf die Konzipierung der Grundbegriffe in der Weise nieder,

daß alle Handlungstypen entlang der Leitlinie des Idealtypus des zweckrationalen Handelns konzipiert sind.

1.1 Der rationalistische Bias in den Grundbegriffen

Ausgehend vom Begriff der Sinnorientierung baut Weber seine Begriffsgenealogie, beginnend beim sozialen Handeln und immer weitere Aggregationsstufen durchlaufend, auf. Das an sich monologisch gefaßte Handlungsmodell wird somit Schritt für Schritt soziologisiert, indem (1) die Orientierung am Verhalten anderer aufgenommen wird (soziales Handeln), (2) die reflexive Bezugnahme der Handelnden untereinander und aufeinander ergänzt (soziale Beziehung) und (3) um den geronnenen Sinn vergangener sozialer Beziehungen (Institutionen, Verbände) erweitert wird. Konstitutiv für alle Ebenen ist der Sinnbezug. Die unterschiedlichen Arten der Sinnorientierung bestimmen nun auf den einzelnen Ebenen (heute würde ‚man‘ sagen: emergente Niveaus) unterschiedliche Handlungstypen, Beziehungstypen und Verbandstypen. Zweckrationale, wertrationale, affektuelle und traditionelle Sinnorientierungen sind bekanntlich die vier Typen.

Zweckrational ist ein Handeln dann motiviert, wenn Mittel, Zwecke und Nebenfolgen gegeneinander rational abgewogen werden. Als wertrational ist ein Handeln dann zu bezeichnen, wenn es durch den Glauben an den Eigenwert des Handelns motiviert ist. Das Unterscheidungskriterium dieser beiden Typen des Handelns ist nicht sehr trennscharf gewählt. In der Erläuterung betont Weber selbst, daß auch der Zweck wertrational im Sinne des Glaubens an den Eigenwert des Zwecks sein kann, ja ohne eine solche Wertsetzung konstruktiver Grenzfall bleibt (vgl. Weber, 1972, I, S. 13). Der Unterschied zwischen den beiden Typen scheint damit nicht qualitativer Natur zu sein, sondern aus einer Dimension des mehr oder weniger Absolutsetzens eines Zweckes/Wertes bei einer mehr oder weniger starken Vernachlässigung der Folgeprobleme abgeleitet zu sein. Wert-rational und zweckrational unterscheiden sich bezüglich der Variabilität des Zweckes/Wertes im Vergleich zu den erwartbaren Folgeproblemen, sie sind gleich bezüglich der rationalen Abwägung verschiedener Mittel zur Erreichung eines Zweckes/Wertes.

Als affektiv bezeichnet Weber ein Handeln, das durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen motiviert ist. In seiner reinsten Form ist damit ein ‚hemmungsloses Reagieren auf einen außeralltäglichen Reiz‘ (Weber, 1972, S. 12), eine direkte Entladung der Gefühlslage, gemeint. Affektuelles Handeln steht somit an der Grenze zu bewußtem, sinnhaftem Handeln. Weber gibt ihm den Anstrich des bloßen, durch einen Stimulus ausgelösten, unkontrollierten Reagierens. Im Anschluß an Klaus Allerbeck (1985) kann man den Unterschied zwischen den beiden Typen des rationalen Handelns und dem des affektiven Handelns als den Unterschied zwischen intentional und kausal bestimmten Handlungen analysieren. Bei ‚um-zu-Handlungen‘ handelt man, um bestimmte Zwecke und Ziele zu erreichen, bei ‚Kausalhandlungen‘ handelt man, weil man z.B. von seinen Affekten dazu getrieben wird. Der Unterschied zwischen beiden läßt sich durch ihre unterschiedliche Zeitstruktur beschreiben: die Kausalhandlung ist durch eine zeitlich vorausgehende Ursache ausgelöst, intentionale Handlungen durch einen in der Zukunft liegenden Zweck. (Daß diese Unterscheidung wiederum problematisch ist, vgl. Jürgen Gerhards, 1984, S. 16 f.). Affektuelles Handeln ist also ein kausal durch Affekte verursachtes Handeln, bei dem der Handelnde „sein Bedürfnis nach aktueller Rache, aktuellem Genuß, aktueller Hingabe, aktueller kontemplativer Seligkeit oder nach Abreaktion aktueller Affekte (gleichviel wie massiver oder sublimierter Art) befriedigt“ (Weber, 1972, S.12).

Traditionales Handeln wiederum grenzt sich von den beiden Formen des rationalen und affektiven Handelns dadurch ab, daß es als Handeln nach eingelebten Gewohnheiten ein motivloses Handeln darstellt, also weder intentional noch kausal motiviert ist und damit an der Grenze zum sinnhaften Handeln überhaupt liegt. Die folgende Abbildung faßt die verschiedenen sinnhaften Einstellungen tabellarisch zusammen und zeigt zugleich die Konzipierung der wertrationalen, affektiven und traditionellen Orientierung als Formen der Abweichung vom Idealtypus der zweckrationalen Einstellung. Genau dies möchte ich als den rationalistischen Bias der Grundbegriffe bezeichnen. Die Klassifikation lehnt sich an Versuche von Wolfgang

Schluchter (1979, S. 192) und Jürgen Habermas (1981, I, S. 381) an, unterscheidet allerdings zusätzlich noch zwischen intentional- und kausalmotivierten Handlungen.

Schema 1: Typologie von Sinnorientierungen

Sinnhafte Orientierungen	Elemente, auf die sich der Sinn bezieht		
	Mittel	Werte / Zwecke (kausal / intentional)	Folgen
zweckrational	+	+	+
wertrational	+	+ (n=1)	
affektiv	+	+	
traditional	+		

Die Handlungstypologie ist ausgehend vom Idealtypus des zweckrationalen Handelns, bei dem ein Handelnder aus einem Werthorizont Zwecke wählt und unter Berücksichtigung von Folgeproblemen angemessene Mittel zur Erreichung des Zwecks bewußt planend einsetzt, konzipiert. Alle Typen des Handelns verstehen sich als eine schrittweise Verengung und Abweichung vom zweckrationalen Handeln, der subjektive Sinn reduziert sich peu á peu auf weniger Komponenten. Im wertrationalen Handeln werden die möglichen Zwecke auf einen verengt und die Folgen aus dem subjektiven Sinn einer rationalen Kontrolle entzogen, im affektuellen Handeln findet eine Umstellung von einer intentionalen zu einer kausalen Motivierung statt, das traditionale Handeln ist nicht einmal kausal motiviert, sondern allein Reproduktion gewohnter Verhaltensmuster (vgl. auch Habermas, 1981, I, S. 380 ff.; Talcott Parsons, 1937, S. 648).

Bezüglich der Bestimmung des affektiven Handelns scheinen mir zwei Punkte problematisch zu sein. 1. Affektive Sinnorientierung bleibt in der Weberschen Bestimmung eine psychologische Kategorie. Affekte werden als psychische Disposition, als Ursache für soziales Handeln angenommen, ohne daß Affekte selbst wiederum soziologisiert würden. Die eigentlich soziologische Fragestellung nach den sozialen Bedingungen, die zu bestimmten Affekten führen, die dann wiederum Handlungen motivieren, nimmt Weber nicht in den Blick.

2. Die Abgrenzung der affektiven Sinnorientierung als kausal motivierter Typus von den intentionalen Orientierungen des Handelns ist in dieser Weise nicht haltbar. Auch Affekte sind intentional, sie stellen eine spezifische Form der Weltkonstruktion dar, die sich von anderen Formen unterscheiden läßt. Wir werden dies bereits bei der Analyse der Texte Durkheims genauer sehen. So macht es sicherlich einen Unterschied, ob sich z.B. eine soziale Beziehung über Liebe bzw. Haß konstituiert oder als Tauschbeziehung. Beides sind verschiedene Formen der Konstruktion des Sozialen. Beide Punkte zusammen, die Vernachlässigung einer möglichen intentionalen Orientierung von Emotionen und die allein psychologische Erfassung der Entstehung von Emotionen, lassen gerade einen genuin soziologischen Ansatz der Analyse vermissen. Für eine zu entwickelnde systematische Soziologie der Emotionen finden sich in der Weberschen Typologie der Sinnorientierungen kaum brauchbare Anhalts- und Anknüpfungspunkte.

Die Formen der Sinnorientierung werden nun von Weber nicht allein auf das soziale Handeln bezogen, sondern zu allen Sozialformen in Beziehung gesetzt. Aber auch in der Konzeptionierung der anderen Sozialformen bildet die affektive Sinnorientierung eine Abweichung vom Idealtypus der reinen zweckrationalen Einstellung. Eine Ausnahme bildet die Webersche Bestimmung von Charisma (vgl. Gerhards, 1988a).

Fragt man nach den Ursachen der Ungenauigkeit der Weberschen Bestimmung der affektiven Dimension, so findet man eine Antwort, wenn man die Fundierung der Grundbegriffe im Gesamtzusammenhang der Schriften Webers betrachtet. Die Frage nach der besonderen Konstellation von sozialstrukturellen und kulturellen Parametern, die zur Herausbildung der Moderne geführt haben, steht im Mittelpunkt seines Interesses, die Beschreibung der Entstehung der Moderne als Rationalisierungsprozeß überschattet die Ausrichtung der Konzeptionierung der Grundbegriffe. Der analytischen Bestimmung der Typologie sinnhafter Einstellungen entlang der Leitlinie der Zweckrationalität entspricht die empirisch-historische Bestimmung von Gesellschaftsformationen entlang der des okzidentalen Rationalismus. Begriffe wie Historie sind,

gleichsam von der Neuzeit ausgehend, nach hinten konzipiert. Rationalisierung, verstanden als Prozeß der Gesellschaftsentwicklung, meint dann bei Weber auch immer zunehmende Ersetzung und Kontrolle affektiver Sinnorientierungen. Ich komme nach der Diskussion der Weberschen Grundbegriffe damit zum zweiten systematischen Gesichtspunkt, an dem sich Webers Konzept der Emotionen analysieren läßt.

1.2 Kulturelle Kodierung von Emotionen durch die protestantische Ethik

Die verschiedenen Arten der Lebensführung der Menschen erhalten ihre Richtung durch das Zusammenspiel historischer, sozialstruktureller und kultureller Faktoren, durch Figurationen von Interessen und Ideen. Webers Analyse der Rationalisierung ist in erster Linie eine Rekonstruktion kultureller Deutungsschemata, eine Rekonstruktion von Weltbildern.

Unter diesem Gesichtspunkt untersucht Weber den Unterschied zwischen dem asketischen Protestantismus und dem Konfuzianismus und Hinduismus in einem interkulturellen Vergleich, zum antiken Judentum und mittelalterlichen Christentum in einem intrakulturellen Vergleich (vgl. hierzu auch Schluchter, 1979, S. 204–255). Die jeweilige Richtung der Rationalisierung bestimmt sich durch das jeweilige kulturelle Weltbild. Letzteres erzeugt unterschiedliche Einstellungen zur Welt und führt zu verschiedenen Lebensführungen. Der Hinduismus führt zur Weltflucht, der Konfuzianismus zur Weltanpassung und die jüdisch-christliche und protestantische Religion, den Auftrag Gottes ausführend, die an sich verdammte und von Gott abgelehnte Welt in eine geordnete Konstruktion umzugestalten, zur Weltbeherrschung. Diese drei allgemeinen kulturellen Deutungssysteme gehen Kombinationen mit den Eigengesetzlichkeiten unterschiedlicher sozialstruktureller Voraussetzungen ein und führen zu heterogenen Richtungen der Rationalisierung.

Ähnlich wie die Architektonik der Grundbegriffe lassen sich diese Richtungen in Form eines Baumdiagramms ver-

sinnbildlichen, wobei nur ein Ast zur sehr voraussetzungs-vollen Ausbildung der Moderne führt (vgl. Tenbruck, 1975, S. 688). Verfolgen wir den Weg. Die jüdisch-christliche Tradition deutet den Kosmos in dem Gegensatzpaar: weltliche Sünde und allmächtige, göttliche Vollkommenheit. Der Mensch steht in Verantwortung vor Gott und ist verpflichtet, seinen Geboten zu gehorchen. Im Katholizismus ist das Verhältnis zu Gott durch die Kirche vermittelt. Beichte und Abtaßmöglichkeiten verhindern eine Orientierung von Energien an einer aktiven rationalen Weltgestaltung.

Erst der asketische Protestantismus, speziell: die Prädestinationslehre Calvins ermöglicht diesen Prozeß zu initiieren. Die Kombination der Vorstellungen, daß jeder einzelne bereits zur Seligkeit oder Verdammnis bestimmt ist und diese Vorbestimmtheit durch Berufsarbeit, Lebensführung und Erfolg bereits im Diesseits herausfinden kann, hält Weber für das zentrale Weltbild, das die Herausbildung des modernen, okzidental Rationalismus bestimmt hat (vgl. Weber, 1972a, S. 110). Die reine Prädestinationslehre erzeugt eine religiöse Angst vor der determinierten Verdammnis; diese Angst wiederum führt zur Konstruktion eines Weltbildes, das die vollkommene Ungewißheit in eine erkennbare Gewißheit transformiert (vgl. Weber, 1972a, S. 106). Eine methodisch-rationale Lebensführung ist der Schlüssel zur eigenen Gewißheit und zur Überwindung der religiösen Angst. Für die Lebensführung bedeutet dies, daß eine rationale Domestizierung und Kontrolle der äußeren und inneren Umwelt erforderlich wird.

Die Kehrseite einer zweckrationalen Konstruktion der Welt im Sinne einer Handlungsorientierung, die Ziele, Mittel und Folgeprobleme berücksichtigt, ist die Kontrolle einer von Emotionen motivierten Handlungsorientierung. Genau dies wird von der protestantischen Ethik ermöglicht: Methodisch rationale Weltkonstruktion und die Domestizierung und Kontrolle nach innen durch Selbstkontrolle sind zwei Seiten einer Medaille. Die unmittelbare Selbstverantwortung des Protestanten vor Gott, im Gegensatz zu der über die Kirche vermittelten und kontrollierten Stellung des Katholiken, erfordert die Verlagerung der Kontrolle von außen nach innen zu einer Selbstkontrolle hin. Das Askeseprinzip des Puritanismus bringt dies zum

Ausdruck. „Vernichtung der Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses“ (Weber, 1972a, S. 117) ist das Prinzip. Die Selbstkontrolle der inneren Affekte und Bedürfnisse ist das notwendige Komplement zu einer rationalen Weltkonstruktion nach außen.

Die Früchte einer rationalen Durchdringung der Welt können wiederum nicht zur Befriedigung von Bedürfnissen verwandt werden, sondern dienen als Mittel eines fortlaufenden Versuchs der zweckrationalen Weltgestaltung. Der asketische Protestantismus bedeutet in dieser Form eine Neukodierung von Emotionen: Affektive Sinnorientierungen werden als triebhaft-sündhaft interpretiert und müssen zugunsten einer zweckrationalen Weltanschauung unterdrückt und sublimiert werden. Ein so konstruiertes Weltbild läßt sich als Überwindungsformel einer durch die Prädestinationslehre aufgebauten Angst vor der Ungewißheit der eigenen Bestimmung interpretieren. Erst durch eine solche Kodierung der Emotionen wird der Weg zur Ausbildung der Moderne geebnet. Die Verbindung von Freiheit von kirchlicher Vermittlung und gleichzeitiger Reduzierung der Freiheit durch Selbstbindung und durch selbstregulative Affektkontrolle ermöglicht es erst, an die Stelle traditionsgebundener, durch die Sippengemeinschaft begrenzter Sozialbeziehungen, freie selbstbestimmbare Beziehungsformen zu setzen. Die Freisetzung der traditionellen Gemeinschaft und das gleichzeitige Einfangen der Freiheit durch Selbstkontrolle, verbunden mit dem Prinzip zweckrationaler Weltgestaltung, ermöglichen die für die Moderne typische Ausdehnung der Handlungsketten (vgl. Richard Münch 1984, S. 416 f.).

Auch wenn Weber den Bereich der Emotionen in seinen religions- und makrosoziologischen Studien nicht kategorial und systematisch bearbeitet, so lassen sich doch vor allem aus den Arbeiten zum asketischen Protestantismus Thesen zur kulturellen Kodierung von Emotionen herausfiltern. Wie bedeutend eine solche Neufassung des Emotionalen per Deutungsschemata für die Herausbildung der Moderne war, können die Weberschen Arbeiten überzeugend dokumentieren. Gleichzeitig ergibt sich von hier aus eine neue Betrachtung der Grundbegriffe: die dort eher als natürlich, dem Psychischen zugeordnete affektive Sinno-

rientierung wird in den makrosoziologischen Schriften unter der Hand soziologisiert und das durch die Tatsache, daß Emotionen als kulturelle Konstrukte begriffen werden.

Zieht man eine erste Zwischenbilanz bezüglich der uns interessierenden Fragestellung möglicher Anknüpfungspunkte für eine systematische Soziologie der Emotionen, so läßt sich folgendes festhalten:

(1) Der bei Weber fundamental verankerte Typus der affektiven Sinnorientierung bleibt eine psychologische Kategorie; psychische Dispositionen werden als *prima causa* angenommen, die dann als kausale Bedingung für soziales Handeln fungieren. Die eigentlich soziologische Fragestellung nach den sozialen Bedingungen, die zu bestimmten Emotionen führen, die dann zur Handlungsorientierung führen, wird von Weber nicht gestellt.

(2) Affektuelle Sinnorientierung wird von Weber als Kausaltypus von den intentionalen Orientierungen des Handelns abgegrenzt. Wir werden bereits bei der Analyse der Schriften Durkheims sehen, daß auch Emotionen intentional gerichtet sein können. Sie stellen eine spezifische Form der Weltkonstruktion dar, die sich von anderen Formen unterscheiden läßt.

(3) Auch wenn Weber der Vorstellung, daß Emotionen kulturell moduliert, unterdrückt oder gefördert werden können, nicht systematisch und kategorial nachgeht, so lassen sich seine zentralen historisch-vergleichenden Studien zum Rationalisierungsprozeß doch als gelungenes Beispiel der Analyse der kulturellen Variabilität von Emotionen lesen. Webers Rekonstruktion des Weltbildes der protestantischen Ethik zeigt in aller Deutlichkeit, wie die kulturelle Neudeutung der inneren und äußeren Welt in einem ursächlichen Zusammenhang zur Entwicklung des okzidentalen Rationalismus steht. Hier liegt die besondere Bedeutung der Weberschen Schriften, nicht nur für die Soziologie insgesamt, sondern auch für die Anknüpfung einer Soziologie der Gefühle. Ich werde sowohl die These, daß Emotionen erst durch eine kulturelle Kodierung von Gefühlen entstehen als auch deren historische Spezifizierung in Form einer Diskussion der kulturellen Kodierung von Emotionen in der Moderne in einem späteren Kapitel wieder aufnehmen.

2. Emile Durkheim

Durkheim thematisiert Emotionen an drei Eckpfeilern seines Theoriegebäudes. Zum einen im „Selbstmord“, zum zweiten in der mit Marcel Mauss verfaßten Arbeit „Primitive Classifications“ und in seiner Schrift „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ und zum dritten in seiner Dissertation „Über die Teilung der sozialen Arbeit“ – dort vor allem im Vorwort zur zweiten Auflage. Mit den jeweiligen Schriften sind unterschiedliche Fragestellungen, die das Verhältnis von Emotionen und Sozialem betreffen, verbunden, die sich aber nicht gegenseitig ausschließen, sondern zu einem Gesamtzusammenhang ergänzen. Die Selbstmord-Studie fragt nach dem Zusammenhang zwischen sozialen Bedingungen und bestimmten Gefühlen, Soziales wird hier als Ursache für Emotionales betrachtet. In den wissens- und religionssoziologischen Arbeiten dreht Durkheim die Perspektive um: Auf welche Weise wird Soziales durch Emotionales konstituiert, ist hier die Leitfrage. Durkheim versucht diese Frage durch die Analyse der Entstehung von Religionen zu beantworten. Dieser Blickwinkel wird in der Arbeit über die Arbeitsteilung bis in die Moderne hin verlängert, indem nach der emotionalen Fundierung einer differenzierten Gesellschaft und dem entsprechenden Vergesellschaftungstypus gefragt wird. Ich werde im folgenden die aus dem Durkheimschen Werk herausfilterbaren Problemstellungen nacheinander darstellen und diskutieren (vgl. Susan Shott, 1979a und Michael Hammond, 1983, als alternative Versuche der Interpretation der Bedeutung von Emotionen in Durkheims Werk.)

2.1 Soziale Bedingungen der Entstehung von Emotionen: „Der Selbstmord“

Durkheim legt die soziale Selbstmordrate, wie sie in der amtlichen Statistik festgehalten ist, als abhängige Variable zugrunde und fragt nach den Ursachen für ihre Schwankungen. In einer Art Ausschlußverfahren dokumentiert er im ersten Schritt, daß Faktoren wie Geistesgestörtheit, Rasse, Klima, Temperatur und Nachahmung die Variation von

Selbstmordraten nicht erklären können, soziale Phänomene scheinen als erklärende Variable allein in Frage zu kommen.

Drei verschiedene Selbstmordtypen, die mit unterschiedlichen sozialen Beziehungskonstellationen in einem ursächlichen Zusammenhang stehen, lassen sich unterscheiden: der egoistische, der altruistische und der anomische Selbstmord. Der von Durkheim in einer Anmerkung erwähnte Typus des fatalistischen Selbstmords wird hier vernachlässigt, da er von Durkheim selbst nicht ausgearbeitet worden ist. Soziale Bedingungen auf der einen Seite und Selbstmordhandlungen auf der anderen Seite werden vermittelt durch eine subjektive Motivationsebene in Form von subjektiven Befindlichkeiten. Die intervenierende Variable der Emotionen, gleichsam das psychische Anschlußstück der sozialstrukturellen Auslösebedingungen, wird von Durkheim nur fragmentarisch behandelt, allein, sie ist konzeptionell vorhanden. „Wir glauben nicht, daß man uns nach diesen Erklärungen noch vorwerfen kann, daß wir in der Soziologie das Innere durch das Äußere ersetzen wollen. Wir gehen von dem Äußeren aus, weil es als einziges unmittelbar gegeben ist, aber mit der Absicht, zu dem Inneren zu kommen“ (Durkheim, 1976, S. 187).

Wie lassen sich die Wirkungsketten ‚soziale Determinanten, emotionale Motive und Selbstmordhandlungen‘ für die drei Selbstmordtypen spezifizieren?

Der *egoistische Selbstmord* steht in Beziehung zum Maß der Integration in die Institutionen Familie, Ehe und Religionsgemeinschaften und dem Ausmaß politischer und nationaler Krisen. Je geringer das Maß der Integration in Sozialverbände – so die allgemein formulierbare These – desto höher die Selbstmordrate.

Für den Bereich der Religionsgemeinschaften geht Durkheim von der Beobachtung aus, daß die Selbstmordraten von Protestanten höher sind als die von Katholiken. Eine Erklärung dieses Tatbestandes sieht er in der unterschiedlichen Integrationsleistung der beiden Religionen und Kirchen. Während im Protestantismus das Verhältnis des Gläubigen zu Gott ohne Vermittlung der Institution der Kirche erfolgt, der einzelne also unmittelbar allein sei-

nem Gewissen verantwortlich seinen Weg zu Gott sucht, erfolgt die Vermittlung zur Transzendenz im Katholizismus durch die Kirche. Entsprechend ausgeprägter ist die Einbindung in die Institution der Kirche und deren Gewissens- und Kontrollhierarchien, entsprechend gering ist der Bereich der Selbstbestimmung und der Freiheit. Umgekehrt aber gilt, daß die Integrationskraft der protestantischen Kirchen geringer ist, und dies erklärt nach Durkheim die höhere Selbstmordrate der Protestanten.

Ein ähnlicher Zusammenhang läßt sich für den Grad der Integration in Familie, Ehe und Staat herstellen. Läßt sich eine erhöhte Selbstmordwahrscheinlichkeit als ein Mangel sozialer Integrationskraft interpretieren, so bilden die emotionalen Lagen ein verbindendes Zwischenglied und das subjektive Motiv für die Selbsttötung. Im Falle des egoistischen Selbstmords beschreibt Durkheim die emotionale Lage „als apathische Schwermut mit Selbstbemitleidung“ (Durkheim, 1972, S. 339), als Depression und Melancholie.

Der Typus des *altruistischen Selbstmords* ist im Gegensatz zu dem des egoistischen Selbstmords das Ergebnis einer Überintegration des einzelnen in die Gesellschaft. Wenn die Verhaltensweisen der Mitglieder einer Gesellschaft fast ausschließlich durch die Interessen des Kollektivs definiert sind, Individualität kaum entwickelt ist, dann kann die Selbsttötung zur gesellschaftlichen Pflicht werden. Die Verbrennung der Witwe zusammen mit ihrem verstorbenen Mann und die Pflicht zur Selbstopferung in Armeen, dienen Durkheim zur Illustration des altruistischen Selbstmordtypus. In beiden Fällen wird die Selbstopferung durch die Verflechtung in ein sozial enges Erwartungs- und Verpflichtungsgefüge zur sozialen Obligation. Im Gegensatz zu dem egoistischen Selbstmord, der mit denen als unangenehm empfundenen Gefühlen der Depression und der Melancholie einhergeht, liegt dem altruistischen Selbstmord eher eine positive Gefühlstönung zugrunde, die Durkheim „als ruhiges Gefühl erfüllter Pflicht beschreibt“ (ebenda, S. 339).

Den Typus des *anomischen Selbstmords* erläutert Durkheim auf der Basis der Statistiken von Konjunkturzyklen. Sowohl wirtschaftliche Krisen als auch rapides Wirtschafts-

wachstum korrelieren mit erhöhten Selbstmordraten. In beiden Fällen geraten die sozialen Regulationen der menschlichen Bedürfnisse und Ansprüche in Unordnung – Desorientierung ist die Folge. „Jede Störung des Gleichgewichts, sogar wenn sie einen größeren Wohlstand zur Folge hat oder eine Stärkung der allgemeinen Vitalität, treibt die Selbstmordzahlen in die Höhe“ (Durkheim, 1972, S. 278 f.).

Der anomische Selbstmord ist die für die moderne Gesellschaft typischste Variante. In einer nur wenig geregelten Marktwirtschaft und in einer Kultur, die auf Fortschritt und Entwicklung gesetzt ist und in der Erfolg alles bedeutet, sind die Erwartungen entsprechend hoch, so daß Mißerfolg mit emotionalen Krisen beantwortet wird. Die emotionale Befindlichkeit, die dem anomischen Selbstmord zugrunde liegt, beschreibt Durkheim mit Zorn und Wut als Resultat von Enttäuschungen. Der Zustand der Gereiztheit ist oft verbunden mit Anklagen gegen eine als schuldig interpretierte Umwelt.

Das Schema 2 faßt die verschiedenen Bedingungsfaktoren, emotionalen Lagen und Selbstmordformen zusammen.

Schema 2: Selbstmordtypen und Emotionen

Soziale Konstellationen	Emotionale und handlungsmäßige Reaktionen	
	Emotionale Befindlichkeit	Selbstmordtypen
Unterintegration von ‚Ego‘ in das soziale Kollektiv	Melancholie, Depression, Apathie	egoistischer Selbstmord
Überintegration von ‚Ego‘ in das soziale Kollektiv	„ruhiges Gefühl erfüllter Pflicht“	altruistischer Selbstmord
Unterregulation der Bedürfnisse von ‚Ego‘	Gereiztheit, Wut, Zorn	anomischer Selbstmord

Sicherlich ist die Unterscheidung der verschiedenen emotionalen Lagen nicht sehr differenziert, immerhin aber entwickelt Durkheim eine Fragerichtung, die den Bereich des Emotionalen in einen genuin soziologischen Blick nimmt. In dem Versuch, unterschiedliche Emotionen durch verschiedene soziale Auslösebedingungen zu erklären, geht

Durkheim zumindest konzeptionell über den Weberschen Ansatz hinaus. Affektives Handeln wird dadurch weiter spezifizierbar und als sozial verursacht bestimmbar. Die von Durkheim unterschiedenen emotionalen Befindlichkeiten sind allerdings eher aus einem Alltagsverständnis gewonnen als aus einem theoretischen Zusammenhang abgeleitet.

2.2 Emotionen als fundamentale Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit

In den wissens- und religionssoziologischen Arbeiten Durkheims wird die Perspektive des Selbstmordes herumgedreht: Im Mittelpunkt der Fragestellung steht nicht das Wirkungsverhältnis zwischen Sozialstruktur und emotionalen Befindlichkeiten, sondern die Frage nach der Art und Weise, wie Emotionen ihrerseits soziale Wirklichkeit konstruieren.

Die Verankerung von Emotionen innerhalb des Durkheimschen Theoriegebäudes läßt sich mit folgender Argumentationskette thesenartig rekonstruieren: sowohl die Klassifikationen des Wissens als auch die religiösen Systeme sind Spiegel der ihnen zugrunde liegenden sozialen Wirklichkeit. Die basale Dichotomie der sozialen Wirklichkeit ist die zwischen individuellem und Kollektiv, zwischen Gemeinschaft und Fremde. Beide Unterschiede sind durch die unterschiedliche affektive Wertigkeit, die jeweils mit den beiden Teilen der Dichotomie verbunden ist, bestimmt. Das über den einzelnen Hinausgehende und sich von anderen Kollektiven Abgrenzende wird affektiv besetzt, in Symbolen festgehalten und in Ritualen produziert und reproduziert und konstituiert dadurch den Unterschied zwischen profan und sakral als die ursprünglichste aller sozialen Differenzen (vgl. Durkheim, 1981, S. 61-68).

Emotionen sind damit für Durkheim ein fundamentales Element jeglicher Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Durch unterschiedliche gefühlsmäßige Besetzungen wird die Welt erst strukturierbar, wird nah und fern, innen und außen, fremd und eigen konstituiert. Die Klassifikation des Raumes z.B. bestimmt sich nur dadurch, daß den unter-

schiedlichen Räumen unterschiedliche affektive Werte zugeordnet werden. Die Unterscheidung zwischen einem fremden Land und dem eigenen Land wird konstituiert durch die Kollektivgefühle, die mit dem eigenen Land verbunden sind und mit dem fremden Land gerade nicht. Die Einteilung der Zeit in Festtage und Alltage konstituiert sich durch an den Festtagen haftende Gefühle. Emotionen stellen das für jeden sozialen Sinnzusammenhang konstitutive Element der Schaffung von Differenz dar. Soziale Sinnzusammenhänge erhalten erst ihre Identität durch Abgrenzung von einer Umwelt, durch die Differenz von Dazugehörigem und Nichtdazugehörigem. Diese Differenz ist vor aller kognitiven Strukturierung zuallererst eine emotional hergestellte Differenz (vgl. Durkheim und Mauss, 1963, S. 85).

Eine solche kategoriale Einführung des Emotionalen in die grundbegriffliche Fundierung alles Sozialen erklärt sich aus den von Durkheim zugrunde gelegten anthropologischen Prämissen. Der ‚homo sapiens‘ ist gekennzeichnet durch einen Verlust instinktmaßiger Verhaltensregulierung und gleichzeitiger Entwicklung kognitiver Kompetenzen. Mit dieser Fähigkeit, eine kognitiv-sinnhafte Umweltbeziehung herzustellen, werden aber noch keine Konstruktionen von Wirklichkeit möglich (zumindestes keine normativ stabilisierten Formen), die zu einer Berechenbarkeit des Verhaltens führen könnten. Im Gegenteil, mit der Entwicklung der an Sprache gekoppelten Kognition entsteht eine Produktion von zu vielen Möglichkeiten und Handlungsalternativen (vgl. Durkheim, 1984, S. 99 ff.). Diese müssen gesellschaftlich abgefangen, auf entscheidbare Alternativen reduziert werden und dies durch Ausschluß einiger Möglichkeiten zugunsten anderer, kurz: durch Differenzbildung. Genau dies ermöglichen Emotionen. Sie leisten eine Reduktion von Handlungsalternativen durch Schaffung von sozialer Distanz bzw. Nähe, indem sie Objektbesetzungen nach angenehm/unangenehm, sympathisch/unsympathisch vornehmen (vgl. M. Hammond, 1983, S.92-94).

Die Weichenstellungen, die mit der Einführung des Emotionalen als fundamentale Kategorie des Sozialen bei Durkheim gelegt sind, sind bei einer rein abstrakten Rekonstruktion des Theorie-

gebäudes in ihren Auswirkungen für die Analyse empirischer Phänomene nicht sofort einsichtig und in ihren Folgen nicht überschaubar. Ich möchte an zwei Beispielen die Besonderheiten des Durkheimschen Ansatzes erläutern, gleichsam auf der Basis des Durkheimschen Paradigmas zwei Forschungsfragen als Hypothesen formulieren. 1. Es ist unverkennbar, daß sich das Verhältnis des Menschen zur äußeren Natur, zur Ökologie, in den westlich industrialisierten Gesellschaften in den letzten 20 Jahren fundamental gewandelt hat. Neben allen rationalen Erklärungsversuchen, die auf Ressourcenverknappung und eine Überschreitung ökologischer Belastbarkeitsgrenzen abheben, vermag der Durkheimsche Ansatz ein kulturelles Element hypothetisch hinzuzufügen: Natur ist zum sakralen Gegenstand geworden, der sich durch eine emotionale Besetzung auszeichnet; der Umgang mit der Natur hat Anzeichen rituellen Charakters erhalten. Der andächtige Gang durch die Natur, die Verklärung in Literatur und Musik, das Berührungsverbot und die Ahndung von Vergehen gegen die Natur als Sakrilege, sind Anzeichen für einen solchen Wandel. Verstöße gegen das Sakrale rufen das Kollektivbewußtsein auf den Plan und werden nicht einfach nur als Verstoß gegen das kontraktuelle Recht gewertet. Daß die Diskussion um die Beweispflicht von ökologischen Verstößen sich von dem Kläger auf den Angeklagten verlagert hat, kann in der Tradition Durkheims, der verschiedene Moralvorstellungen mit verschiedenen Rechtsformen in Beziehung gesetzt hat, interpretiert werden. Vor diesem Hintergrund mag die Stärke der sozialen Bewegungen, die auf ökologische Fragen bezogen sind, plausibel erscheinen: Sie lassen sich u.a. als religiöse Bewegungen begreifen, die im Sakralen der Natur einen gemeinsamen emotional besetzten Bezugspunkt besitzen, ja man könnte sogar argumentieren, daß ohne einen solchen emotional besetzten Bezugspunkt keine soziale Bewegung Chancen auf Erfolg hätte.

Das zweite Beispiel, das ich zur Illustration des Durkheimschen Ansatzes heranziehen möchte, versucht, den Umgang mit Kunstgegenständen in der Moderne als sakralen Prozeß zu deuten. Die Werke der bildenden Kunst sind heute nur noch innerhalb des Verweisungszusammenhangs eines ausdifferenzierten Kunstsystems zu verstehen. Das einzelne Werk erhält seine Bedeutung, indem es sich gegen Vorhergehendes und Gleichzeitiges abgrenzt und bestimmt, sich als Stil von anderen Stilen abhebt und nur so innerhalb eines autopoietischen Systems verstehbar ist. Die parallele Ausdifferenzierung einer Expertenkultur, die sich das Interpretationsmonopol von Kunst gesichert hat, erscheint vor diesem Hintergrund legitim, weil sie allein den internen Verweisungszusammenhang zu entschlüsseln vermag.

Trotzdem wird Kunst von einer breiteren Bevölkerung rezipiert und konsumiert und dies, obwohl sie die subsystemspezifische Rationalität der Kunst nicht verstehen und entschlüsseln kann. Dies wiederum wird verständlich, wenn man das Rationalitätsparadigma mit Durkheim transzendiert. Kunst läßt sich dann eventuell als sakraler Gegenstand verstehen, der eine Unterscheidung zwischen ‚profan‘ und ‚sakral‘ ermöglicht. Museen sind Kultstätten, die Museumsbesuche die Rituale der sakralen Praxis. Es gibt einiges, was für eine solche Interpretation spricht: Der schlendernde Gang durch die Hallen der Kunst, das Eß- und Trinkverbot, die Andacht und die schweigende Betrachtung der Kunstgegenstände, das unausgesprochene Sprechverbot, die uniformierten Türwächter des Heiligen, die Empörung des Kollektivbewußtseins bei einer Schändung der Kunst und der gleichzeitige offensichtliche Reiz eines solchen Sakrilegs – all dies sind Sachverhalte, die denen anderer sakraler Praktiken sehr ähneln und ein Verständnis von Kunst in ihrer Funktion der Konstituierung des Sakralen nahelegen.

Vermögen Emotionen durch unterschiedliche affektive Besetzung eine Differenzbildung von Sinnzusammenhängen und die Herausbildung von Strukturen und Kategorien zu leisten, so führt dies im ‚Inneren‘ der emotional besetzten ‚Gegenstände‘ zur Bildung von Gemeinschaften, Kollektivgefühlen und Kohäsionen. Im Kult und im Ritual werden die gefühlsmäßigen Dispositionen der einzelnen zu einem Kollektivgefühl synchronisiert, und darüber wird erst die Gemeinschaft hergestellt (vgl. Durkheim, 1981, S.58 und S. 71 ff.). Diese gefühlsmäßige Verbundenheit der Mitglieder untereinander gibt der Gemeinschaft erst ihre moralische Kraft, denn erst die emotionale Besetzung garantiert eine Stabilisierung der gemeinschaftlichen Normen und Werte.

Eine emotionale Verbundenheit der Gemeinschaft hält Durkheim nicht nur für segmentär differenzierte Gesellschaften für notwendig, sondern auch für arbeitsteilige Gesellschaften. Erst die Verbindung zwischen Normen und den daran haftenden Emotionen schafft eine Verbindlichkeit, die auch für zweckrationales Handeln eine notwendige Stabilität erzeugt. Die Formel von den nonkontraktuellen Elementen des Kontraktes bringt diese These auf einen griffigen Nenner. Die Einhaltung eines einmal geschlossenen Vertrages kann nicht weiter den Interessenskalkulatio-

nen der Akteure ausgesetzt sein, sondern muß verbindlich gesichert sein, auch dann, wenn sich inzwischen die Interessenskonstellationen geändert haben (vgl. Durkheim, 1977, S. 243 f.). Eine solche vorvertragliche Übereinstimmung, die selbst dem zweckrationalen Handeln entzogen ist, wird durch eine emotionale Besetzung und Bindung an das zugrundeliegende Norm- und Wertesystem hergestellt.

Allen Durkheimschen Analysen, seien es nun die religionssoziologischen Ausführungen, die wissenssoziologischen oder die vertragstheoretischen Bemerkungen, ist die Betonung der Fundierung des Sozialen in einer emotional stabilisierten Gemeinschaft gemeinsam. Als oberste Voraussetzung allen sozialen Geschehens wird eine Einheit sichtbar, die man im Anschluß an René König als transzendente Bedingung allen sozialen Seins bezeichnen kann (vgl. René König, 1976, S. 323). Während König allerdings eine genauere Bestimmung dieser Vor-sozialen Dimension offen läßt, sollte hier plausibel gemacht werden, daß es gerade Emotionen sind, die die Vorbedingung alles Sozialen darstellen. Daß dies auch für die entzauberte Welt der Moderne Geltung haben soll, unterscheidet Durkheim von Weber. Allerdings stellt sich die Frage, ob und wie in einer heterogenen und funktional differenzierten Gesellschaft, in der die Werte und Normen, wollen sie nicht ihre Gültigkeit verlieren, zunehmend abstrakter und generalisierter werden, eine emotionale Bindung an diese abstrakten Wertssysteme überhaupt noch möglich ist.

Durkheim versucht in dem Vorwort zur 2. Auflage von „Über die Teilung der sozialen Arbeit“ eine Antwort auf diese Fragestellung zu formulieren, indem er auf die Bedeutung von Berufsgruppen für die Integration in eine arbeitsteilige Gesellschaft rekurriert. Berufsgruppen vermögen diese Funktion zu übernehmen, weil die Mitglieder eine gemeinsame Lebenswelt miteinander teilen und sich insofern ähnlich sind (mechanische Solidarität in einer auf organischer Solidarität beruhenden Gesellschaft). Zudem stellt die Gruppe einen Vergesellschaftungstypus dar, der auf persönlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern beruht und damit höhere Chancen der Ausbildung von Solidarität mit sich bringt.

Inwieweit die Ausbildung von gemeinschaftlicher Bindung von einem spezifischen Typus „Gruppe“ abhängt, wird von Durkheim nicht deutlich ausformuliert – ein solcher Zusammenhang steht allerdings zu vermuten. Solidarität in Form einer emotionalen Bindung an eine Wertordnung bedarf sozialer Nahwelten mit einer unspezifischen, diffusen Erwartungsstruktur und einer Offenheit für persönliche Beziehungen, die sich nach Sympathie und Antipathie konstituieren können und freigesetzt sind von Kosten-Nutzen-Kalkulationen (vgl. W. Gephart, 1982, S. 4). Die Gruppe bildet somit die emotional besetzte Gemeinschaft, die in Form persönlicher, vertrauter Interaktionen die Basis der Integration einer ansonsten arbeitsteiligen, zweckrational organisierten Gesellschaft darstellt. Durkheim hat damit nicht nur die Notwendigkeit einer emotionalen Fundierung auch der modernen Gesellschaft herausgearbeitet, sondern zugleich Hinweise gegeben, an welchen Typus von Sozialsystem eine solche Produktion von Solidarität gebunden ist.

Versucht man ähnlich wie nach der Analyse der Weberischen Texte auch bezüglich der Durkheimschen Soziologie eine Bilanz zu ziehen, geleitet durch die Frage nach dem systematischen Ertrag für eine Soziologie der Emotionen, so ergibt sich folgendes Resümee:

1. Im ‚Selbstmord‘ weist Durkheim erste Schritte für eine soziologische Definition von Emotionen auf. Er bestimmt Emotionen in ihrer Verschiedenheit durch die Verschiedenheit der sozialen Auslöser von Gefühlen. Obwohl dieser Weg nur angedeutet und in keiner Weise ausgearbeitet wird, ist es die richtige Spur, auf der es sich lohnt, weiter zu denken.

2. Auch die zweite Perspektive Durkheims, ausgearbeitet in den wissens- und religionssoziologischen Schriften, Emotionen als basale Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit zu verstehen, geht weit über Weber hinaus. Mit der Einführung von Emotionen in den grundbegrifflichen Zusammenhang von Soziologie ist eine entscheidende Weichenstellung getroffen, die auch neue Implikationen für die Analyse der Moderne mit sich bringt. Beide Wege bedürfen allerdings der genaueren Ausarbeitung. Bevor dies in An-

griff genommen werden soll, möchte ich auf die Arbeiten von Georg Simmel eingehen.

3. Georg Simmel

Daß Emotionen ein Thema soziologischer Analyse sind, wird von Simmel durch seine Definition der unterschiedlichen Gebiete von Psychologie und Soziologie festgeschrieben. Nicht verschiedene Gegenstände unterscheiden wissenschaftliche Disziplinen voneinander, sondern unterschiedliche Betrachtungsweisen, die „zu einer Mehrzahl voneinander unabhängiger Wissenschaftsobjekte“ führen (Simmel, 1968, S. 18). Die genuin soziologische Perspektive ist die der Betrachtung des Emotionalen im Zusammenhang der Wechselwirkungen zwischen Individuen. Zwei unterschiedliche Bestimmtheiten des Emotionalen lassen sich nach Simmel unterscheiden: Zum einen sind Emotionen selbst Formen der Konstituierung von Wechselwirkungen, zum zweiten sind sie Resultat, psychische Auswirkungen von erlebten Wechselwirkungen. Von primären Gefühlen spricht Simmel, wenn Wechselwirkungen durch Emotionen hergestellt werden; sekundäre Emotionen nennt er solche, die das Resultat von Wechselwirkungen darstellen (vgl. Simmel, 1922, S. 51).

Ich werde in einem ersten Punkt Simmels Konzept der sekundären Emotionen vorstellen und im zweiten Schritt das Konzept der primären Emotionen erläutern. Ich werde mich auch bei der Diskussion des Simmelschen Emotionskonzeptes auf eine theseförmige Darstellung beschränken, da bereits ausführlichere Interpretationen vorliegen (vgl. Gerhards, 1986; Birgitta Nedelmann, 1983).

3.1 Sekundäre Gefühle

Sekundäre Gefühle sind das Produkt vorangegangener Wechselwirkungen. Konstitutiv für das Entstehen von Gefühlen ist die wahrgenommene Diskrepanz zwischen eigener Wertpräferenz und Möglichkeiten der Befriedigung in der Umwelt. Diesem relationierenden Bewertungsvorgang liegt nach Simmel eine Kalkulation der Abwägung zwi-

schen Kosten und Nutzen zugrunde. Die zugrundeliegende Bewertung folgt keinen objektiven Bewertungsmaßstäben, sondern den Präferenzen der Subjekte (vgl. Simmel, 1977, S. 33). Sekundäre Gefühle sind also psychische Reaktionen, Befindlichkeiten auf wahrgenommene Diskrepanzen zwischen subjektiven Bewertungsstrukturen und sozialen Umweltreizen. Diese recht allgemeine Definition erhält je nach unterschiedlichem Gefühl einen je spezifischen Zuschnitt. Ich möchte dies für die Gefühle Dankbarkeit und Scham kurz erläutern (für eine ausführliche Diskussion vgl. Gerhards, 1986).

Geben und Nehmen sind die basalen Modi, in denen Menschen in Wechselwirkung zueinander treten. „Indem der Andere entweder annimmt oder zurückweist, übt er eine ganz bestimmte Wirkung auf den Ersteren. Die Art, wie er annimmt, dankbar oder undankbar, so, daß er schon erwartet hat oder daß er überrascht wird, so, daß er von der Gabe befriedigt wird oder unbefriedigt bleibt, so, daß er sich durch die Gabe gedemütigt oder erhoben fühlt – alles dies übt eine sehr entschiedene, wenn auch nicht in bestimmten Begriffen und Maßen ausdrückbare Rückwirkung auf den Gebenden, und so ist jedes Geben eine Wechselwirkung zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden.“ (Simmel, 1983, S. 444).

Die soziale Situation, die als auslösend für *Dankbarkeit* wirksam ist, läßt sich beschreiben als Überhang an Leistungen, gegeben von Alter an Ego und so bewertet nach den subjektiven Bewertungsstrukturen von Ego. Von der Ursache der Entstehung von Dankbarkeit unterscheidet Simmel die Funktion der so entstandenen Dankbarkeit für die Wechselwirkungen: Die innere Verpflichtung, das ungleiche Verhältnis von Geben und Nehmen wieder in Balance zu bringen, impliziert eine Potentialität weiterer Handlungen. Dankbarkeit übernimmt damit die Funktion der Motivation der Fortsetzung von Wechselwirkungen und ist damit für die Stabilität einer Gesellschaft unabdingbar.

Ähnlich wie bei der soziologischen Beschreibung von Dankbarkeit unterscheidet Simmel bei der Analyse von *Schamgefühlen* zwischen den sozialen Auslösern von Schamgefühlen und den Funktionen, die sie für das Konti-

nuieren von Wechselwirkungen übernehmen. Der Beschreibung der sozialen Auslöserkonstellation liegt, ähnlich wie bei der Dankbarkeit, die Vorstellung wahrgenommener System-Umwelt-Diskrepanzen zugrunde. Basiert Dankbarkeit auf einem Überhang an Zuwendung von Alter an Ego, so besteht die Diskrepanz beim Schamgefühl in der Interpretation des eigenen Verhaltens von Ego als unangemessen bezüglich antizipierter Verhaltensstandards Alters, bei gleichzeitiger Konzentration der Aufmerksamkeit auf dieses Mißverhältnis. Mögen die Einzelereignisse der Auslösung von Scham noch so heterogen sein, „wie eine leichte Derangierung wie Lob und Ruhm, die uns entgegengebracht werden, und eine Taktlosigkeit von einem ganz Fremden in unserer Gegenwart begangen“ (Simmel, 1983 2b, S. 140), so haben sie doch ein gemeinsames Grundmuster: Normverletzung und die Antizipation, daß Alter das normverletzende Verhalten als Ausdruck der Beschaffenheit der Gesamtpersönlichkeit wertet. Das Schamgefühl ist eine Reaktion der subjektiven Befindlichkeit auf diese Bedingungskonstellation. Schamgefühle entstehen dann, wenn Ego sich selbst eines Versagens des eigenen Taktgefühls bewußt wird.

Simmel versucht nun eine Dekomposition dieses allgemeinen Zusammenhangs, indem er beide Seiten, sowohl den sozialen Erwartungszusammenhang als auch die Beschaffenheit der Bewertungsstruktur von Ego, näher spezifiziert. Zwei Strukturprinzipien kommen hier ins Spiel: zum einen das Ausmaß der *sozialen Distanz* zwischen Ego und Alter, zum zweiten der *Grad der Entwicklung von Individualität* im Sinne der Herauslösung der einzelnen aus Kollektiven. Es steht hier nicht der Raum zur Verfügung, Simmels feinsinnige Beschreibung dieser beiden Strukturprinzipien zu rekonstruieren.

Schamgefühle haben mit Dankbarkeit und auch allen anderen sekundären Gefühlen gemeinsam, daß ihnen eine von dem fühlenden Subjekt wahrgenommene Diskrepanz zwischen eigenen Bewertungsstrukturen und spezifischen Umweltmerkmalen zugrunde liegt. Wenn Simmel auch für die einzelnen Emotionen die Bedingungen der Diskrepanz spezifizieren kann, so fehlt ihm doch eine systematische Analyse der Bedingungsfaktoren. Wir werden später sehen,

daß sich an dieser Stelle die Emotionssoziologie von Theodore D. Kemper mit ihren Kategorien Status und Macht zur Beschreibung von Diskrepanzen einhaken läßt.

3.2 Primäre Gefühle

Handelt es sich bei sekundären Emotionen um psychische Resultate sozialer Beziehungen, so definiert Simmel primäre Emotionen umgekehrt als soziale Wirklichkeit produzierende Gebilde. Daß die Trennung oftmals nur eine analytische ist, liegt auf der Hand. Läßt sich Scham z.B. – als sekundäre Emotion – als in spezifischen sozialen Beziehungsgeflechten entstandene Emotion erklären, so wirkt die Äußerung von Schamgefühlen wieder zurück auf die sozialen Beziehungen, formt diese in einer spezifischen Weise und läßt sich damit ebenso als primäre Emotion beschreiben.

Ähnlich wie Durkheim entwickelt Simmel in der Religionssoziologie (1922) fundamentale Gedanken zu einer Soziologie der primären Emotionen. Aber auch inhaltlich liegen die Simmelschen Überlegungen zum Thema primäre Emotionen nahe an der Durkheimschen Analyse von Emotionen als basale Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit. Weder Moral, noch Recht noch interessengeleitetes Handeln besitzen aus sich heraus die Kraft, Verbindungen zwischen den einzelnen auf Dauer sicherzustellen und damit Soziales zu konstituieren (vgl. Simmel, 1923, S. 87 f.).

Primäre Gefühle übernehmen die Funktion einer basalen Konstruktionsform, indem sie die Welt in Wichtiges und Unwichtiges, in nah und fern, in Dazugehöriges und Nicht-dazugehöriges, in Solidargemeinschaft und Fremdes trennen. Gefühle der Nähe und der Sympathie bilden das Band für Solidargemeinschaften, stabilisieren die Gruppe nach innen und grenzen sie nach außen ab, indem sie die Welt außerhalb gerade nicht gefühlsmäßig integrieren. Emotionen sind damit für Simmel, ähnlich wie für Durkheim, ein fundamentales Element jeglicher Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Durch unterschiedliche emotionale Besetzungen wird die Welt erst strukturiert und das für jeden sozialen Sinnzusammenhang konstitutive Element der Differenz eingeführt.

Bezeichnet Simmel Gefühle als apriorische soziale Form, so stellt sich die Frage nach funktionalen Alternativen und der je spezifischen Leistungsfähigkeit der verschiedenen Formen der Weltkonstruktion. Welche Qualitäten zeichnen Gefühle aus, daß sie von Simmel als *basale* Form der Weltaneignung erwähnt werden? Wenn auch zu diesen Fragen keine systematischen Antworten von Simmel entwickelt werden, so gibt er doch in der „Philosophie des Geldes“ einige Hinweise. Stellen primäre Emotionen eine Form der Konstruktion von sozialer Wirklichkeit dar, so bilden Intellekt und Geld funktional äquivalente Konstruktionsformen. Auf die Unterschiede der drei Formen der Konstruktion sei im folgenden kurz eingegangen.

1. Gefühle haben ein spezifisches Objekt, auf das sie sich beziehen. Man liebt jemand Bestimmtes, man haßt jemanden, man ist eifersüchtig auf jemanden. Der Intellekt ist zwar intentional auf ein Objekt gerichtet, dieses ist aber kein Bestimmtes, seine spezifisch individuellen Merkmale sind gerade uninteressant. Geld steigert diese Abstraktion vom Objekt in ihr Extrem. Geld selbst hat keinen Zweck mehr, es ist reines Mittel (vgl. Simmel, 1977, S. 205).

2. Gefühle beziehen sich auf die Ganzheitlichkeit ihres Objektes und nehmen dies flächendeckend und undifferenziert wahr (vgl. Simmel, 1977, S. 229). Intellekt und Geld leisten eine genau umgekehrte Art der Weltkonstruktion. Sie ermöglichen eine das Objekt differenzierende Art der Wahrnehmung. Teilbereiche können aus dem Gesamtzusammenhang hervorgehoben, separat betrachtet und zugleich mit Teilbereichen anderer Objekten in Beziehung gesetzt werden. Simmel spricht in diesem Zusammenhang von der Charakterlosigkeit des Intellektes und des Geldes (vgl. Simmel, 1977, S. 483).

3. Intellektuelle und geldmäßige Weltkonstruktionen haben eine universelle und objektive Geltung, während das Gefühl subjektverhaftet bleibt. So existieren die logischen Formen gleichsam unabhängig von dem, der sie benutzt, während das Gefühl immer nur eine subjektive Gültigkeit beanspruchen kann (vgl. Simmel, 1977, S. 491).

4. Intellekt und Geld auf der einen und Gefühle auf der anderen Seite haben ein je unterschiedliches Verhältnis zum Raum. Räumliche Nähe und Ferne zwischen Menschen standen ursprünglich in der Entwicklung der Menschheit in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis zueinander. Der räumlich Nahe war zugleich auch der sozial Nahe et vice versa. Erst die Entwicklung des Intellekts und der Abstraktionsfähigkeit ermöglichte eine Loskopplung von der räumlichen Begrenzung und machte auch soziale Nähe über räumliche Ferne möglich (vgl. Simmel, 1983/2c, S. 233 f.). Gefühle sind nun im Vergleich zum Intellekt wesentlich raumbezogener. Wird mit der Entwicklung der Intellektualität die Loslösung vom Raum erhöht, so erreicht sie im Geld ihren Höhepunkt. Geld macht eine Kommunikation über alle räumlichen Grenzen hinweg möglich: es ist die ungebundenste Form der Kommunikation (vgl. Simmel, 1977, S. 48).

5. Gefühle, Intellekt und Geld sind evolutionär in dieser Reihenfolge hintereinander entstanden und lagern wie Schichten aufeinander (vgl. Simmel, 1970, S. 42).

Faßt man die Merkmale, die Gefühle als Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit vom Intellekt und dem Geld unterscheiden, zusammen und versucht, sie zu systematisieren, so sieht man, daß der Unterschied in dem unterschiedlichen Abstraktions- und Differenziertheitsgrad liegt. Intellekt und Geld sind unabhängiger vom Objekt, auf das sie gerichtet sind, unabhängiger von dem Subjekt, das sie verwendet, und auch unabhängiger von einer räumlichen Fixierung als Gefühle. Gefühle hingegen sind Ausdruck subjektiver Befindlichkeit, haften an konkreten Objekten, sind auf diese intentional gerichtet und das in einer undifferenzierten, ganzheitlichen Art und Weise. Sie sind zugleich eher räumlich fixiert als Intellekt und Geld.

Eine solche phänomenologische Beschreibung unterschiedlicher Modi der Weltkonstruktion bleibt aber kein begriffliches Glasperlenspiel, sondern findet Verwendung in Simmels Analyse der Struktur der Moderne. Die Beschreibung der Moderne als Geldwirtschaft nimmt genau auf die verschiedenen Formen der Weltkonstruktion Bezug und grenzt die Moderne gerade gegen eine über Gefüh-

le konstruierte Gesellschaft ab. Geld wird zum alles strukturierenden Prinzip der Moderne und prägt den Lebensstil, die Wechselwirkungen und die Kultur. Simmel zeigt hier am Beispiel des Geldes sowohl die strukturellen Vorteile einer abstrakten, symbolisch vermittelten Kommunikationsform in einer arbeitsteiligen Gesellschaft, als auch die Nachteile einer emotionalen Konstruktionsform in einer solchen Gesellschaft auf.

Läßt man am Ende die Simmelschen Überlegungen zu einer Theorie der Emotionen Revue passieren, um den Ertrag und die Weichenstellungen, die lohnen für eine Soziologie der Emotionen aufgegriffen zu werden, zu bilanzieren, so ergibt sich folgendes: Simmel unterscheidet zwei mögliche Perspektiven, die die Soziologie bezüglich des Gegenstandes ‚Emotionen‘ einnehmen kann.

(1) Zum einen kann man nach den sozialen Beziehungen fragen, die in ihrer besonderen Beschaffenheit spezifische Emotionen produzieren (sekundäre Emotionen). Simmel dekomponiert solche Beziehungsstrukturen innerhalb eines Diskrepanzmodells, das zwischen eigenen Bewertungsstrukturen und spezifischen Umweltmerkmalen unterscheidet. Allerdings bleibt das Konzept fragmentarisch und bedarf der näheren Spezifizierung und Ausarbeitung. Theodore Kemper hat dies, allerdings ohne sich explizit auf Simmel zu beziehen, mit seiner ‚Social Interactional Theory of Emotions‘ (1978) versucht. Ich werde daran später anknüpfen.

(2) Die zweite Perspektive einer Soziologie der Emotionen bestimmt Simmel mit dem Begriff der primären Emotion. Mit primären Emotionen meint Simmel apriorische Formen, mit denen Individuen in Beziehung zu ihrer sozialen Umwelt treten. Emotionen leisten hier eine spezifische Art der Weltkonstruktion, die Simmel durch einen Merkmalskatalog von zwei funktionalen Alternativen, Intellekt und Geld, abgrenzt. Auch dieses Konzept ist nur fragmentarisch ausgearbeitet und in der Nachfolge nicht wieder aufgegriffen worden. Simmel selbst hat das Konzept der primären Emotionen in Ansätzen bei der Analyse der Entstehung der Moderne wieder aufgenommen. Eine Anknüpfung an und Weiterentwicklung der Simmelschen

Doppelperspektive einer Theorie der Emotionen hätte sicherlich gute Chancen, zu brauchbaren Ergebnissen zu kommen. Daß Simmel dazu das Fundament gelegt hat, sollte hier gezeigt werden.

Geht man am Ende dieses Kapitels über Simmel hinaus zurück auf die Ausgangsfrage nach dem Ertrag der Texte der Klassiker für eine Soziologie der Emotionen, so ist die Bilanz, die man ziehen kann, durchaus positiv. Summiert und synthetisiert man die sinnvollen Erträge von Durkheim, Weber und Simmel, so kann man die dort angeschnittenen Fragestellungen wenn auch nicht die gegebenen Antworten zu einem Gliederungsprinzip der weiter folgenden Ausführungen machen und an die Thesen der Klassiker jeweils anknüpfen.

1. Sowohl Durkheim (in seiner Religionssoziologie) als auch Simmel (unter dem Stichwort ‚primäre Emotionen‘) gehen von einer spezifischen emotionalen Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit aus, die konstitutiv für alles Soziale ist. Simmel gibt mit seiner Unterscheidung zwischen Gefühl, Intellekt und Geld erste Hinweise, welche funktionalen Alternativen zu Emotionen beachtet werden müssen und wie sie sich voneinander unterscheiden.

2. Dreht man diesen Blickwinkel um, so kann man zweitens nach der Struktur sozialer Beziehungen fragen, die emotionale Befindlichkeiten produzieren. Durkheim hat im ‚Selbstmord‘ und Simmel unter dem Begriff der ‚sekundären Emotionen‘ gezeigt, daß dies eine soziologisch sinnvolle und ertragreiche Fragestellung sein kann.

3. Daß Emotionen nicht allein sozialstrukturell bedingt sind, sondern zugleich kulturell kodierte Konstruktionen, die historisch modulierbar und umdeutbar sind, hat Weber zwar nicht kategorial und systematisch untersucht, liegt aber implizit seiner Rationalisierungsthese zugrunde. Die These, daß Emotionen symbolisch soziale Konstrukte sind, ist die von den Klassikern am wenigsten ausgearbeitete Fragestellung.

4. Neben diesen drei systematischen Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen ist die analytische Neugier, die Simmel, Durkheim und Weber miteinander verbindet,

auf die Bedingungen der Entstehung der Moderne und hier u.a. auf die Entstehungsbedingungen einer spezifisch modernen Gefühlskultur gerichtet. Die These von der Ablösung von Gefühlen durch das Kommunikationsmedium Geld (Simmel) liefert hier erste Anregungen auf der sozialstrukturellen Ebene; Webers Rationalisierungsthese stellt ein Programm der Änderung der Kodierung von Gefühlen auf der kulturellen Ebene dar.

Ich werde diese vier, sich aus der Lektüre der Klassiker ergebenden Fragestellungen einer Soziologie der Emotionen zum Gliederungs- und Strukturierungsprinzip der folgenden Ausführungen dieser Arbeit machen. Sie dienen als Leitfaden zur Aufarbeitung der neueren soziologischen Literatur und zu ersten Bemühungen um Synthesen in Richtung auf eine systematische Emotionssoziologie. Der Beantwortung der ersten drei Fragestellungen, die zusammen die paradigmatische Fundierung einer Soziologie der Emotionen ausmachen, ist das gesamte Kapitel B gewidmet. Überlegungen zu einer spezifischen Emotionskultur der Moderne werden in dem Kapitel C aufgenommen.

B. Systematik und Perspektiven einer Soziologie der Emotionen

Das Erbe der Klassiker bezüglich der von ihnen entwickelten emotionssoziologischen Fragestellungen ist über ein halbes Jahrhundert hinweg nicht angetreten worden. Emotionen wurden als Themengebiet der Psychologie zugeordnet, die soziologischen Bemühungen blieben derweil recht spärlich. Aus wissenssoziologischem Blickwinkel würde es sich sicherlich lohnen, diesen Prozeß zu rekonstruieren. Es scheint, als hätten sich die von Norbert Elias beschriebenen Prinzipien der Entstehung der Moderne als Prozeß der zunehmenden Affektkontrolle wissenschaftsintern wiederholt, so daß das Emotionale auch hier domestiziert und aus dem analytischen Fokus ausgegrenzt wurde. Gleichzeitig scheint es kein Zufall zu sein, daß die ersten Schritte der Entstehung einer Emotionssoziologie zeitlich zusammenfallen mit Prozessen der Informalisierung und Lockerung der Affektkontrolle.

Die ersten systematischen Versuche einer Emotionssoziologie werden Anfang der 70er Jahre entwickelt, die Arbeiten von Dave Kemper waren hier richtungweisend. Knapp zehn Jahre später ist die neue Bindestrich-Soziologie bereits auf dem Weg zu einer Institutionalisierung, mit einer eigenen Sektion in der American Sociological Association, verschiedenen Schulen und Richtungen, die sich gegenseitig befeinden und einer Reihe von Aufsatz- und Buchpublikationen (vgl. die Literaturberichte von Steve Gordon (1981), Gordon Clanton (1982) und Thomas Scheff (1983)).

Drei verschiedene Ansatzpunkte lassen sich unterscheiden, die sich auf unterschiedliche soziologische Traditionen beziehen und sich gemäß ihrer Selbsteinschätzung gegenseitig ausschließen, wobei jeder für sich den alleinigen

Anspruch des richtigen Zugangs zu einer Soziologie der Emotionen erhebt. Um diese drei „Schulen“ gruppieren sich Anhänger und „Nebenschulen“, die aber jeweils auf der Basis ihres Paradigmas arbeiten. Die hier getroffene Einteilung der Schulen und Autoren nach systematischen Fragestellungen wird so von den Autoren selbst nicht vorgenommen. Die These, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegt, behauptet, daß die verschiedenen Ansätze einer Emotionssoziologie nicht in einem sich ausschließenden Verhältnis zueinander stehen, sondern sich in einem Komplementärverhältnis zueinander befinden. Die unterschiedlichen emotionssoziologischen Versuche antworten auf unterschiedliche Fragestellungen. Ich möchte zu zeigen versuchen, daß die unterschiedlichen theoretischen Ansätze sich um die bei den Klassikern entwickelten Problemstellungen gruppieren lassen, diese aufnehmen, ein Stück weit verfolgen und weiter entwickeln. Die nachfolgenden Ausführungen verfolgen damit das Ziel, zu einer Integration verschiedener emotionssoziologischer Ansätze beizutragen, um auf dieser Basis erste Schritte zu einer systematischen Emotionssoziologie zu unternehmen.

Der Weg, der dazu eingeschlagen wird, versucht, die jeweiligen Autoren und Texte unter die verschiedenen Fragestellungen zu subsumieren, gleichsam im systematischen Raum zu lokalisieren, deren Ergebnisse und Erträge zur Beantwortung der Fragestellung zu referieren und dann zu kritisieren, um auf dieser Basis eigene systematische Überlegungen zu entwickeln (letztere sind im Text als „Schritte zu einer Soziologie der Emotionen“ gekennzeichnet).

Die erste Fragestellung nimmt die vor allem von Alfred Schütz und Thomas Luckmann formulierte These auf, daß die soziale Wirklichkeit eine im Zusammenspiel von Bewußtseinsprozessen und schon „gegebenen“ Sozialstrukturen konstruierte Wirklichkeit sei und fragt, ob es eine spezifisch emotionale Konstruktion von Wirklichkeit gibt, wodurch sich diese auszeichnet und von anderen unterscheidet. Die Arbeiten von Randall Collins sind in diesem Problemkomplex zu verorten. Hier läßt sich auch der phänomenologische Versuch der Bestimmung von Emotionen von Jean Paul Sartre lokalisieren. Der Ertrag dieser Arbei-

ten zur Beantwortung der Frage nach den Spezifika einer emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit ist aber als recht gering zu veranschlagen. Man ist auf den eigenen Kompaß angewiesen, will man die Frage präzisieren und erste Antworten versuchen. In der Systematik des ersten Teils werde ich versuchen, eine Typologie verschiedener Formen der sozialen Weltkonstruktion zu entwickeln, die zwischen Instinkten, Sprache und Emotionen unterscheidet.

Die zweite Fragestellung einer Emotionssoziologie, die nach den sozialen Bedingungsfaktoren für unterschiedliche Emotionen, ist vor allem in den austauschtheoretischen Arbeiten Kempers weiterentwickelt worden. Auch wenn einige Orthodoxien dieses Ansatzes der Reformulierung bedürfen, so vermag Kemper, empirische Befunde aus recht unterschiedlichen Bereichen, die bislang unverbunden nebeneinander standen, theoretisch zu integrieren und zu erklären.

Daß man eine sozialstrukturelle Analyse der Gesellschaft durch eine kulturelle Analyse ergänzen muß, kann man von Max Weber lernen. Systematisch und auf das Feld der Emotionen übertragen, haben sich dies die aus dem symbolischen Interaktionismus kommenden Versuche einer Emotionssoziologie – vor allem Arlie Hochschild, Peggy Thoit, Luis Zurcher und Gordon Clanton – zu eigen gemacht. Daß Emotionen nicht nur sozialstrukturell bedingt sondern zugleich symbolisch-kulturelle Konstrukte sind, die immer auch geändert werden können, möchte ich durch Bezugnahme auf die oben genannten Autoren plausibel zu machen versuchen. Die ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen II‘ gelten dem Versuch, ein die Dimension der Sozialstruktur und die der Kultur umfassendes Modell der Entstehung von Emotionen zu entwickeln. Im Anschluß an die Begrifflichkeit von Talcott Parsons werden Emotionen als Zusammenspiel der Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur zu faßen versucht. Daß man dieses Modell auch zur Beschreibung von Techniken der Emotionsarbeit heranziehen kann, wird im zweiten Teil der Synthese am Beispiel von emotionaler Stressbewältigung erläutert.

I. Emotionale Konstruktion sozialer Wirklichkeit

Liest man die Titelüberschrift dieses Kapitels und fragt nach der soziologischen Schule, von der zu der formulierten Fragestellung wohl der meiste Ertrag zu erwarten sei, so assoziiert man Namen wie Alfred Schütz, Thomas Luckmann, Peter Berger, vielleicht auch Ronald Hitzler. Das mit diesen Namen verbundene Paradigma der Soziologie könnte man als das rekonstruktivistische bezeichnen, da alle Sozialformen als Konstruktionsleistungen der vergesellschafteten Subjekte interpretiert werden. So formulieren Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1969) das Ziel einer Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit: „Unsere Abhandlung soll eine soziologische Analyse der Alltagswirklichkeit vorstellen – präziser: eine Analyse jenes Wissens, welches das Verhalten in der Wirklichkeit reguliert“ (S. 21). In der Theorie der Strukturen der Lebenswelt sind aber Emotionen überraschenderweise nicht vorgesehen. Die Konstruktionsleistungen der Menschen bei der Schaffung ihrer sozialen Wirklichkeit werden rein kognitivistisch interpretiert. Dies ist zwar aus dem eigenen Kreis jüngst kritisch angemerkt worden, was aber an dem Befund erst einmal nichts ändert (vgl. R. Hitzler, 1985; vgl. auch die Kritik von Bernhard Badura, 1985, S. 344).

Es lohnt sich aber allemal, den rekonstruktiven Ansatz etwas genauer in den Blick zu nehmen, weil er zum einen als einer der wenigen Ansätze in der Soziologie überhaupt bewußtseinsmäßige Prozesse in ihrer Relevanz für die Konstruktion von sozialer Wirklichkeit berücksichtigt und damit thematisch und in der Zielvorstellung deckungsgleich mit dem hier entwickelten Versuch ist, zum zweiten, weil man gerade aus den Lücken dieses Ansatzes lernen kann. Worum geht es in dem in der Tradition Husserls stehenden und vor allem von Alfred Schütz und Thomas Luckmann vorangetriebenen Versuch der Rekonstruktion der Strukturen der Lebenswelt?

Eine phänomenologische Beschreibung der Lebenswelt „soll ja die Bewußtseinsleistungen erhellen, auf die sich kommunikative Handlungen und endlich die Deutungs-

und Erklärungssysteme des common sense und der der Wissenschaften aufbauen“ (Luckmann, 1980, S. 96). Im Gegensatz zum Weberschen Versuch, die Bewußtseinsleistungen des Subjektes als black-box zu behandeln und als vorsoziologisch aus der Analyse auszublenden, werden sie hier gerade als erste Stufe im Zusammenspiel mit den Ebenen Kommunikation, Intersubjektivität und Gesellschaft als konstitutiv für die Konstruktion des Sozialen mit eingeschlossen (vgl. Luckmann, 1980, S. 97).

Mit Hilfe einer phänomenologischen Konstitutionsanalyse versucht Luckmann, die spezifischen Leistungen des Bewußtseins Schritt für Schritt zu rekonstruieren und in ihrer Bedeutung für die Konstruktion des Sozialen zu bestimmen, dabei gleichzeitig im Auge behaltend, daß das je konkrete Einzelbewußtsein wiederum durch ein geschichtliches, gesellschaftliches System der Wirklichkeitskonstruktion bestimmt ist. Die Fragestellung dieses Kapitels legt es nahe, nur den ersten Aspekt in den Fokus zu rücken.

Zwei Prinzipien sind nach Luckmann für das Funktionieren von Bewußtseinsleistungen wesentlich: Appräsentation und Intentionalität. Das basale Strukturprinzip der Appräsentation ist das der Schaffung von Differenz, einer Differenz von zwei Wahrnehmungsdaten. (Es ist in unserem Zusammenhang nicht notwendig und sinnvoll, auf die Stufenfolge der Appräsentation – paarende Assoziation, appräsentative Paarung, Bedeutungsbeziehung – näher einzugehen, vgl. dazu Luckmann, 1980, S. 105.) Jedes Bewußtseinsdatum und jedes Wahrnehmungsdatum erhält erst Bedeutung durch Verweis auf ein nicht präsent, anderes Wahrnehmungsdatum, denn erst die Differenz konstituiert beide in ihrer Besonderheit und in ihrer Bedeutung.

Intentionalität meint, daß Bewußtsein nichts an sich ist, sondern immer Bewußtsein von etwas, also intentional gerichtet ist. Alle Bewußtseinsleistungen – seien es nun aktuelle, erinnerte oder erwartete – sind von einem Ich-Pol ausgehend auf ein intentionales Korrelat gerichtet. Der fortlaufende Prozeß der Wahrnehmungseindrücke, der sich erst durch die Differenz der einzelnen Wahrnehmungseindrücke konstituiert, und die Gerichtetheit der Eindrücke auf „Welt“ konstituieren zusammen den Bewußtseinsstrom.

Innerhalb des Bewußtseinsstroms kann es zu verschiedenen Verdichtungen kommen. Luckmann unterscheidet verschiedene Stufen der Verdichtung, die sich durch eine zunehmende Außengerichtetheit und eine zunehmende Reflexion auszeichnen. *Erlebnisse* sind passive Synthesebildungen, die sich um einen thematischen Kern lagern und inhaltlich mit abgelagertem Vorwissen angereichert werden. Beschäftigt sich das Ich aktiv mit den Erlebnissen und richtet seine Aufmerksamkeit auf diese Erlebnisse, dann spricht Luckmann von *Erfahrungen*. Erfahrungen sind aktuelle Bewußtseinsabläufe und haben selbst noch keinen Sinn. Erst wenn die aktuelle Erfahrung in einen Verweisungszusammenhang eingeordnet wird, entsteht das, was Luckmann als *sinnvolle Erfahrung* bezeichnet. Sinn konstituiert sich erst durch Differenz, durch Verweisung auf anderes. Erhält der Sinn einer sinnvollen Erfahrung nun einen spezifischen Zuschnitt, so spricht Luckmann von *Handeln*. Handlungen sind Erfahrungsabläufe, die vom Ich auf ein Ziel hin gesteuert werden. Das Ziel ist die in der aktuellen Erfahrung antizipierte Endzustandserfahrung (vgl. Luckmann, 1980, S. 104). *Soziales Handeln* ist eine besondere Form des Handelns, in der ein Altergo appräsentiert wird. Das im sozialen Handeln antizipierte Ziel ist ein Altergo, bzw. ein mit diesem verbundenes Ziel.

Diese kurze Zusammenfassung der verschiedenen Verdichtungsformen des Bewußtseinsstroms mag vielleicht schon ausreichen, um die hier vorgetragene Kritik plausibel erscheinen zu lassen. Die Kritik bezieht sich auf das Ausblenden von Emotionen bei der Analyse der Konstitution und Konstruktion von Wirklichkeit. Alle Stufen der Verdichtung des Bewußtseinsstroms sind mit emotionalen Befindlichkeiten verbunden. Bereits Erlebnisse führen durch das Erlebte zu einer emotionalen Tönung des Subjektes, dies gilt sicherlich auch für Erfahrungen, sinnvolle Erfahrungen, Handeln und soziales Handeln. Immer werden im Subjekt Befindlichkeiten ausgelöst. Dies ist aber nicht der entscheidende Einwand gegen den rekonstruktiven Ansatz von Schütz und Luckmann, denn man könnte ihm durch die These begegnen, daß die emotionalen Befindlichkeiten sicherlich ein Produkt von Bewußtseinsakten seien und als solche in einer separaten Abhandlung beschrieben werden

können, dies aber nicht Thema einer Rekonstruktion der Konstitution und Konstruktion von Wirklichkeit sei.

Demgegenüber soll in diesem Kapitel die These geltend gemacht und begründet werden, daß die durch die Bewußtseinsakte ausgelösten emotionalen Befindlichkeiten selbst wiederum auf den Konstitutions- und Konstruktionsprozeß von Wirklichkeit einwirken und ihn in einer spezifischen Weise bestimmen, so daß man von einer spezifisch emotionalen Konstruktion von Wirklichkeit sprechen kann. Emotionen stellen Weichen für eine spezifische, intentionale Gerichtetheit auf die Welt, und genau das wird von Schütz und Luckmann ausgeblendet.

Agnes Heller, die im weitesten Sinne dem rekonstruktiven Ansatz zuzurechnen ist, hat jüngst versucht, den kognitivistischen Bias zu überwinden und Emotionen als eine Form der Aneignung von Welt zu begreifen (vgl. Agnes Heller, 1981). Ausgangspunkt bei Heller ist die anthropologische Annahme, daß alles das, was den Menschen zum Gattungswesen macht, sich bei seiner Geburt außerhalb des Organismus befindet (Heller, 1981, S. 35), da der genetische Code des Menschen im Gegensatz zum Tier nur einen Teil der Informationen trägt, die zu seiner Menschwerdung notwendig sind. Die Ümenschliche Existenz ist nichts anderes als der ständige Versuch der Auflösung dieser Antinomie oder mit Gehlen formuliert: dieses Hiatus.

Gefühle sind nun nach Heller neben Denken und Handeln ein Mechanismus der Aneignung und Konstruktion von Welt. Die Trennung der drei Formen ist analytischer und nicht empirischer Natur. Fühlen meint „In etwas involviert sein“, meint die intentionale Gerichtetheit des Menschen auf etwas – Objekte, andere Menschen, auf sich selbst –, die mit einer subjektiven Befindlichkeit verbunden ist und als solche sowohl im Denken als auch im Handeln immer vorhanden ist. Liegt der Schwerpunkt des „In etwas involviert Seins“ auf dem „Involviertsein“, dann steht das Gefühl im Bewußtseinszentrum, liegt der Schwerpunkt dagegen auf dem „etwas“, in das ich involviert bin, dann wird das Gefühl zum Hintergrundphänomen. Indem Gefühle den Menschen intentional auf seine Mitwelt und sich selbst richten, übernehmen sie eine Regulationsfunktion

zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt. Inwieweit Gefühle auf die Umwelt einwirken, in welcher Art und Weise sie diese erst konstruieren und wie sich eine spezifisch emotionale Art der Weltkonstruktion von anderen Formen unterscheiden läßt, soll im folgenden näher untersucht werden. Dabei werde ich in einem ersten Zugang versuchen, den Stand der Literatur darzustellen und zu bilanzieren. Randall Collins hat jüngst versucht, einen systematischen Zugang zur Frage der emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit zu entwickeln. Im Anschluß an Collins läßt sich sinnvoll zwischen zwei basalen Formen der Konstruktion sozialer Wirklichkeit unterscheiden: zwischen einer kognitiven und einer emotionalen Weise. Fragt man nach der spezifischen Leistungsfähigkeit sowohl einer kognitiven als auch einer emotionalen Konstruktionsform, so bedarf es einer genauen Eigenschaftsbeschreibung der Gemeinsamkeiten sowie der Differenzen von Kognitionen und Emotionen. Collins bleibt dies schuldig; auch ein Exkurs in die Phänomenologie und die phänomenologische Soziologie, die sich gerade die Klärung dieser Frage zum Ziel gesetzt hatte, bleibt ohne nennenswertes Ergebnis.

Nach diesem Literaturbericht soll in dem systematischen Teil dieses Kapitels (Schritte zu einer Soziologie der Emotionen I) eine eigene Beschreibung der Differenz zwischen Kognitionen und Emotionen versucht werden. Zur Beschreibung dieser Differenz werden die Begriffe der von Talcott Parsons entwickelten Pattern Variables herangezogen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Unterscheidung von Kognitionen und Emotionen. Nach einer rein theoretisch-begrifflichen Beschreibung unterschiedlicher Formen der Konstruktion sozialer Wirklichkeit soll der Sinn solcher Bemühungen bei der Deutung empirischer Phänomene aus recht heterogenen Bereichen unter Beweis gestellt werden. So weit zum „Fahrplan“ dieses Kapitels.

1. Die soziale Funktion von Emotionen: Randall Collins

Randall Collins gehört heute sicherlich zu den vielversprechendsten Theoretikern der amerikanischen Soziologie. Um so erstaunlicher ist es, daß seine Arbeiten im deutschen Sprachraum kaum rezipiert wurden. Sein Interesse am Thema Emotionen ist nicht das eines Interessenten an einer neuen Bindestrich-Soziologie, es ist vielmehr geschürt von dem Versuch der Konzipierung einer Theorie des Sozialen überhaupt. Emotionen spielen in diesem Versuch eine besondere Rolle: Sie werden als eine Form der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit in ihrer Funktion analysiert. Daß die Arbeiten von Durkheim hier den Bezugspunkt der Anknüpfung darstellen, liegt bei einer so konzipierten Fragestellung auf der Hand. Allerdings wird die Durkheimsche Perspektive um eine konflikttheoretische ergänzt: Emotionen strukturieren das Soziale nicht nur in der horizontalen Dimension von Innen und Außen, von System und Umwelt, sondern zugleich in der Vertikalen, in Form einer Stratifizierung zwischen Oben und Unten und einer Stabilisierung einer ungleichen Verteilung von Ressourcen. Ausgangspunkt der Theoriekonzeption Collins' sind zwei anthropologische Annahmen, die den Menschen als emotionales und als sprechendes Lebewesen kennzeichnen. Das Attribut des emotionalen teilt der Mensch zum Teil mit den höher entwickelten Tieren, Verfügung über die Sprache ist eine ihm allein zukommende Möglichkeit. Sprache und Emotionen sind zwei unterschiedliche Arten, wie Menschen sich zueinander und zu ihrer Umwelt in Beziehung setzen, miteinander kommunizieren. Die Abgrenzung beider Formen der Weltkonstruktion ist idealtypischer Art, Vermischungen sind in der Wirklichkeit die Regel.

Die Bestimmung des Menschen als ‚emotionales Tier‘ stützt Collins auf Ergebnisse aus der Ethologie. Emotionen werden verstanden als automatisch ausgelöste Antworten auf Gesten und Laute von anderen Tieren. Es ist an dieser Stelle nicht klar, ob Collins, wenn er von Emotionen spricht, Expressionen von Emotionen oder subjektive Befindlichkeiten meint – eine Ungenauigkeit, die sich durch die ganzen Ausführungen Collins' zieht. Ein

zweites Problem der Begriffsschwäche sei hier ebenfalls angeführt: Collins rückt den Emotionsbegriff in die Nähe des Instinkt-begriffs, ohne beide genau voneinander abzugrenzen. Emotionen und Sprache als zwei Modi der menschlichen Weltaneignung stehen in einem Komplementaritätsverhältnis zueinander, sie ergänzen und limitieren sich gegenseitig.

Was sind nun die Spezifika, die Besonderheiten der beiden Modi der Weltkonstruktion? Ein kognitiv-sprachlicher Zugang zur Welt ermöglicht durch Vermittlung von Symbolen eine Loslösung vom jeweils Konkreten. Die Transformation des Konkreten in das Symbolische bedeutet, daß immer auch andere Formen der Symbolisierung möglich sind. Mit dieser Fähigkeit, eine kognitiv-sinnhafte Umweltbeziehung herzustellen, werden aber noch keine Konstruktionen von Wirklichkeit sichergestellt, zumindestens noch keine normativ stabilisierten Formen, die zu einer Berechenbarkeit des Verhaltens und damit zu einer Orientierungsmöglichkeit führen. Im Gegenteil: mit der Entwicklung der an Sprache gekoppelten Kognition entsteht eine Produktion von zu vielen Möglichkeiten und Handlungsalternativen. Diese müssen abgefangen und auf entscheidbare Alternativen reduziert werden, durch Ausschluß einiger Möglichkeiten zugunsten anderer. Genau dies ermöglichen, nach Collins, Emotionen (vgl. Collins 1981, S. 992).

Emotionen kommt dabei eine doppelte Funktion zu:

1. Emotionen strukturieren soziale Situationen, indem sie die Position von Personen im sozialen Raum durch Sympathie und Antipathie, durch Haß und Liebe, durch Angst und Vertrauen ordnen, Grenzen zwischen nah und fern, zwischen ingroups und outgroups, zwischen Freund und Feind festlegen. Dies ist gleichsam die funktionalistische Komponente der Bestimmung von Emotionen.
2. Emotionen selbst sind Ressourcen, die ausgetauscht werden und zur Verhandlung stehen. Emotionen bilden u.a. die Motivationsbasis für soziales Handeln, wenn die individuelle Gefühlsbalance aus dem Gleichgewicht geraten ist. Soziales Handeln wiederum ist ausgerichtet auf das Erreichen einer optimalen emotionalen Ressourcenallokation. Das ist die austauschtheoretische Emotionskonzeption.

Zu 1: Die in allen Interaktionen notwendig vorauszusetzende non-verbale Basis ist nach Collins emotionaler Art. Vertreter des symbolischen Interaktionismus haben, wenn sie von der Indexikalität der Kommunikation bzw. von einem ‚taken for granted‘ der Interaktion sprechen richtig erkannt, daß jede soziale Interaktion immer schon in einem Sinnzusammenhang stattfindet, der als gültig und unhinterfragt angenommen wird. Die Unmöglichkeit, in allen Situationen alle Strukturmerkmale explizit sprachlich zu bestimmen und parat zu haben, macht ein unhinterfragbares Fundament gemeinsamer Annahmen erforderlich. Wie dieses Fundament selbst aber beschaffen ist, konnte von den konstruktivistischen Ansätzen nie hinreichend beantwortet werden. Collins' These ist, daß die Basis alles Sozialen emotional strukturiert ist. Von hier aus ergibt sich auch Collins' Kritik sowohl an orthodoxen Varianten der Ethnomethodologie (a) als auch an austauschtheoretischen Konzepten (b).

a. Die in der Tradition Husserls und Schütz' stehenden Versuche der Ethnomethodologie, soziales Handeln als durch Symbole vermitteltes Handeln Einzelner zu entschlüsseln, vermögen am Ende soziale Regelmäßigkeiten nicht mehr zu erfassen. Soziale Wirklichkeit wird aufgelöst in eine Anzahl frei floatierender Akteure, die jeweils für sich Wirklichkeiten konstruieren und nach individuellen Kriterien zusammenschustern. Diese extreme Variante der Ethnomethodologie ergibt sich konsequent aus der Prämisse, den Menschen als ein allein Symbole verwendendes Lebewesen zu entschlüsseln. Die Transformation des Konkreten in das Symbolische bedeutet, daß immer auch andere Formen der Symbolisierung möglich sind. Geht man weiter davon aus, daß die Sinnstiftungen durch die Köpfe der einzelnen laufen, so muß man konsequent von einer unendlichen Möglichkeit individueller Weltentwürfe ausgehen. Daß die soziale Wirklichkeit dennoch durch eine Regelmäßigkeit der Handlungen gekennzeichnet ist, ist vom Paradigma der Ethnomethodologie her nicht denkbar.

b. Aber auch gegen austauschtheoretische Konzepte ergeben sich Einwände, wenn man wie Collins von einer emotionalen Fundierung des Sozialen ausgeht. Austauschtheoretiker betrachten soziales Handeln als ein rational motiviertes Handeln, in dem jeder Akteur seine Handlungsorientierung nach optimaler subjektiver Nutzenkalkulation ausrichtet. Eine solche Soziologiekonzeption stößt auf dreierlei Schwierigkeiten:

1. Empirische Untersuchungen zeigen, daß die meisten Interaktionen eine auf der Basis einer angenommenen Normalität routinemäßige Reproduktion eingespielter Verhaltensweisen darstellen, ohne daß die Akteure ihre Handlungsorientierung bewußt rational ausrichten (Collins, 1981, S. 991).

2. Auch in den Fällen sozialer Interaktion, in denen ein Austausch stattfindet, muß er auf der Basis eines unterstellten Einverständnisses stattfinden, welches selbst wiederum nicht der Aushandlung unterliegt. Dies entspricht der Durkheimschen These der non-kontraktuellen Elemente des Kontraktes.

3. Eine rationale Abwägung zwischen Handlungsalternativen ist nur möglich, wenn die Güter bezüglich eines metrischen Maßes vergleichbar sind. Dies ist aber in vielen Interaktionen des sozialen Lebens, in denen es um Status, Macht, emotionale Unterstützung oder Liebe geht, nicht der Fall. Ein Austausch ist hier nicht rational kalkulierbar.

Sowohl die Austauschtheorie als auch die orthodoxen Spielarten der Ethnomethodologie haben gemeinsam, daß sie die nicht-sprachlichen, immer schon unterstellten Bedingungen von Interaktionen vernachlässigen und damit zu kurz greifen.

Collins versucht dieses Defizit auszugleichen, indem er soziale Wirklichkeit als sprachlich und zugleich emotional konstruierte Wirklichkeit begreift. Allerdings bleibt der Emotionsbegriff, den Collins verwendet, recht vage und läßt sich nur implizit erschließen. Gemeint sind offensichtlich Gefühlszustände, die sich nach angenehm und unangenehm, nach Lust und Unlust unterscheiden lassen und in ihrer Wirkung auf die Interaktion eine Inklusion bzw. Exklusion erzeugen in dem Sinne, daß sie Kommunikationspartner als nah oder fern definieren, als Mitglied einer Solidargemeinschaft oder als Nicht-Mitglied, mit unterschiedlichen Abstufungen. Gefühle der Wärme, des Selbstvertrauens, des Enthusiasmus nennt Collins die die Solidargemeinschaft schließenden Gefühle, die des Neides, des Hasses, der Wut die nach außen gerichteten Gefühle (1981, S. 1002).

Zu 2: Fragt man nun weiter, nach welchen Prinzipien sich Menschen sowohl im emotionalen als auch im sprachlichen Handeln orientieren, so ist dies der Punkt, wo Collins *erweiterte* austauschtheoretische Prämissen ins Spiel

bringt. Jede Interaktion läßt sich als Verhandlung um Ressourcen verstehen, die verschiedener Art sein können: Macht, materielle Güter, Informationen, Bewunderung, Unterhaltung, emotionale Anerkennung, kognitive Befriedigung in Form eines schlüssigen Weltbildes etc. (1975, S. 115). Die jeweilige Position des Einzelnen läßt sich nach den akkumulierten Ressourcen, entstanden aus früheren Interaktionen, bestimmen. Sie ist unterschiedlich je nach Sinnzusammenhang, in dem er interagiert. Erfolge in der sprachlichen Konversation schlagen sich auf der emotionalen Ebene in einem Wachstum emotionaler Ressourcen in Form von Selbstvertrauen und Anerkennung nieder. Emotionen bilden insofern die Basis sprachlicher Konversation, als sich zum einen Erfolge im Austausch sprachlich ausgehandelter Ressourcen in einer Änderung der emotionalen Ressourcen auswirken und zum zweiten gespürte Diskrepanzen auf der Ebene emotionaler Ressourcen die Motivation zu Handlungen auf der sprachlichen Ebene darstellen. Die Bemühungen der einzelnen Akteure sind auf eine maximale Anhäufung von Ressourcen gerichtet (1975, S. 134), wobei ein Vergleichsmaßstab zwischen den Gütern fehlt und allein die subjektiven Wertpräferenzen als Maßstab dienen: Der Niederschlag von Erfolg/Nichterfolg in Interaktionen auf die emotionalen Lagen der Akteure dient als diffuser, subjektiver Wertmaßstab.

Durch den unterschiedlichen Erfolg in Interaktionen und verschiedene Verfügungsgewalt über Ressourcen ergeben sich Schichtungen und vertikale Differenzierungen, die wiederum durch grenzziehende Gefühle stabilisiert werden. Auf dieser Basis ergeben sich Verfestigungen von Interaktionen, die dazu führen, daß die Akteure ihre Handlungsweisen in bestimmten Interaktionen ritualmäßig wiederholen und genau dadurch soziale Strukturen produzieren. In solcher Weise sieht Collins Makrostrukturen durch Mikrointeraktionen produziert. Emotionen spielen dabei eine dreifache Rolle: Sie bilden zum einen die non-verbale, basalen Strukturierungen des Sozialen, indem sie durch emotional unterschiedliche Besetzungen den sozialen Raum zergliedern und ordnen; sie sind zum zweiten der Motor für soziales Handeln, wenn man mit Collins soziale Interaktion als Kampf um knappe Ressourcen begreift, wo-

bei die Störung der Balance der individuellen emotionalen Ressourcen der Motor für soziales Handeln darstellt. Daß eine durch ungleiche Verteilung von Ressourcen gekennzeichnete stratifizierte Gesellschaft wiederum durch emotionale Strukturierungen stabilisiert wird – hier wirkt gleichsam die erste Bestimmung des Emotionalen auf die zweite zurück –, macht die dritte Bedeutung von Emotionen für das Soziale aus. Das im Anschluß an Durkheim entwickelte Modell der emotionalen Konstruktion von Wirklichkeit, theoretisch profiliert durch eine Kritik am Symbolischen Interaktionismus und der Austauschtheorie, wird von Collins auf den Bereich der vertikalen Strukturierung und Differenzierung des Sozialen übertragen. Collins erläutert dies am Beispiel der Funktion und der Ursachen von Gewaltverhältnissen (1981b).

Die emotionale Grenzziehung zwischen „Gemeinschaft“ und „Nicht-Gemeinschaft“ ist die bedeutsamste Dimension, die über die Anwendung von Gewalt in sozialen Verhältnissen entscheidet. Die emotionale Besetzung der Gemeinschaft stiftet Solidarität nach innen und ermöglicht Feindschaft nach außen. Die Struktur und die Moral einer Solidargemeinschaft, die die emotionale Bindung der Mitglieder untereinander spiegelt, entscheidet über das Ausmaß der Gewaltanwendung einer Gesellschaft. Die Verbrennung von Frauen und Sklaven bei dem Tod des Herren, Verstümmelungen von Gesetzesbrechern, Ausrottung fremder Völker und die Folterungen von Frauen sind verschiedene Beispiele für die Gewaltanwendung gegen solche Personen, die nicht als Teil der Gemeinschaft angesehen werden, zu denen keine emotionale Bindung besteht und die gerade deswegen gegen Gewaltangriffe nicht geschützt sind. Die Grenzziehung ist aber nicht nur horizontal zu denken, sondern auch vertikal, im Sinne einer stratifikatorischen Differenzierung. Emotionale Grenzziehung mit einer Bindung nach innen und einer Ausgrenzung nach außen ist häufig verbunden mit der Ausgrenzung von Schwächeren gegenüber Stärkeren. Die damit einhergehende Gewaltanwendung ist der Versuch der Stabilisierung einer Struktur, die durch ungleiche Verteilung von Ressourcen gekennzeichnet ist. Die Gewaltanwendung soll die Solidarität nach innen und die Ausgrenzung nach außen stärken und damit die Strukturen stabilisieren. Rituale öffentlicher Gewaltdokumentation haben die Funktion, die emotionale Ausgrenzung sichtbar zu machen und gleichzeitig die Integration nach innen zu erhöhen. Die weiteren Ausführungen Collins zu den einzelnen For-

men von Gewalt und deren Zusammenhang zu gesellschaftlichen Strukturen lohnen nicht, weiter verfolgt zu werden, weil sie historisch sehr grobschlächtig sind und systematisch nur wenig Neues dokumentieren. Interessant schien mir nur die Grundsatzhese, daß das Ausmaß der Gewaltanwendung in Sozialbeziehungen von der emotionalen Konstruktion der Gemeinschaften abhängt.

Resümiert man die Collinschen Äußerungen zu einer Soziologie der Emotionen und versucht man eine Kritik, so bezieht sie sich vor allem auf den verwendeten Emotionsbegriff, der in vielen Belangen ohne Kontur und Präzision bleibt:

a. Collins unterscheidet nicht zwischen subjektiver Befindlichkeit und dem Ausdruck dieser Befindlichkeit, mischt folglich in seiner Argumentation immer beide Ebenen durcheinander. Ähnliches gilt für den Sprachbegriff. Mit Sprache faßt Collins zum einen den verbalen Ausdruck von etwas – Sprache im Sinne von Sprechen –, zum anderen die sprachlich kognitive, bewußtseinsmäßige Aneignung von Welt – Sprache im Sinne einer intrapsychischen Konstruktion von Wirklichkeit. Sowohl für den Emotionsbegriff als auch für den Sprachbegriff ist es sinnvoll, zwischen innen und außen zu unterscheiden. Es läßt sich dann – und an dieser Stelle nur rein definitorisch – zwischen zwei Formen der bewußtseinsmäßigen Konstruktion von Wirklichkeit differenzieren: Emotionen und sprachliche Kognitionen, und zwischen zwei Formen des Ausdrucks dieser Bewußtseinsformen: verbale und non-verbale Ausdrucksformen. Auch wenn Emotionen einen verbalen Ausdruck finden können, so weisen sie doch hohe Schnittmengen mit non-verbalen Formen der Kommunikation auf. Das umgekehrte gilt für Kognitionen: deren dominanter Ausdruck ist das Sprechen und nicht die Mimik und die Gestik.

b. Die Zuordnung von Kognitionen zu Sprechen einerseits und Emotionen zu Expressionen von Emotionen andererseits ist nicht uneindeutig. Für den Bereich der Emotionen gilt, daß zwar inneres Empfinden von Gefühlen und der Ausdruck von Gefühlen zusammenfallen können, so daß der Ausdruck eines Gefühls die wahre unmittelbare

Expression der Empfindung ist, es aber gerade die Besonderheit des Menschen ist, die ihn vom Tier unterscheidet, daß er innen und außen voneinander zu trennen und beide Seiten auch gegeneinander zu variieren vermag, zu lachen, wenn ihm zum Heulen zu Mute ist et vice versa. Wenn Collins Emotionen als automatische Reaktionen auf soziale Situationen faßt, so verpaßt er gerade die Tatsache der anthropologischen Möglichkeit der Variation von innen und außen.

c. Mit diesen beiden Begriffsunschärfen ist eine dritte eng verknüpft. Collins rückt den Emotionsbegriff in die Nähe des Instinkt-begriffs. Eine Parallele zwischen tierischen und menschlichen Emotionen ist aber nur zum Teil möglich. Arbeitet man mit der vorgeschlagenen begrifflichen Differenzierung zwischen Emotionen und Kognitionen als Bewußtseinsleistungen und dem entsprechenden Ausdruck der jeweiligen Konstruktionsform, so läßt sich die Schnittmenge zwischen menschlichen und tierischen Emotionen genauer bestimmen. Subjektive Befindlichkeiten als eine Form des Bewußtseins sind allein eine menschliche Form, sich zur Welt in Beziehung zu setzen. Parallelen zwischen menschlichen und tierischen Emotionen ergeben sich allerdings bezüglich des Ausdrucks von Emotionen. Neuere Verhaltenstheoretische Untersuchungen, auf die ich später noch näher eingehen werde, haben gezeigt, daß ein Teil der Emotionsausdrücke universalistisch, das heißt in allen Kulturen gleich sind und Parallelen mit Gesichtsausdrücken von Tieren aufweisen (vgl. Paul Ekman, 1981). Für diesen Bereich der Emotionsausdrücke trifft die Collinsche Definition von Emotionen als automatisch ausgelöste Reaktionen zu.

Die Bestimmung des Emotionsbegriffs in Abgrenzung zu Instinkten weist aber noch eine zweite Unschärfe auf. Emotionen bilden ja nach Collins nicht nur die basale Konstruktionsform des Sozialen, sondern sind zugleich der Motor für soziales Handeln, wobei soziales Handeln und Interaktion als Kampf um knappe Ressourcen begriffen wird. Gerät die individuelle Gefühlsbalance aus dem Gleichgewicht, so ist dies der Antrieb zu Handlungen, die auf Wiederherstellung der Balance gerichtet sind. Emotionen bilden dabei selbst eine Ressource, die angehäuft wird.

Gerade dies aber unterscheidet Emotionen wiederum von Instinkten. Das Bedürfnis und die Notwendigkeit zur Ressourcenallokation erklärt sich aus der Tatsache, daß Emotionen ein instabiles Programm der Regulierung des Verhältnisses zwischen dem einzelnen und seiner Umwelt darstellen. Diese Unsicherheit der Anschließbarkeit macht eine Allokation von Ressourcen notwendig und damit funktional äquivalent zu einer instinkthaften Regulierung des Handelns, die als „fest verlötetes“ Programm Sicherheiten produziert und damit das Problem der Unsicherheiten gar nicht erst entstehen läßt.

d. Ein letztes sei zu den Collinschen Ausführungen hier angemerkt. Collins unterscheidet zwischen Sprache und Emotionen als den beiden komplementären Formen menschlicher Weltkonstruktion. Welche Funktionen beide für das Soziale übernehmen, wird von ihm herausgearbeitet; durch welche unterschiedlichen Beschaffenheiten und Merkmale sie sich unterscheiden, wodurch sie erst in die Lage versetzt werden, unterschiedliche Funktionen wahrzunehmen, wird von ihm offen gelassen. Will man verschiedene Formen der Weltkonstruktion voneinander unterscheiden und in ihren unterschiedlichen Funktionen für das Soziale analysieren, so bedarf es einer Phänomenologie der Emotionen, die die unterschiedlichen Funktionen mit den unterschiedlichen Beschaffenheiten der Weltkonstruktionsformen in Beziehung setzt. Dies bleibt Collins schuldig, obwohl der Versuch insgesamt, Emotionen in die Fundierung des Sozialen und als soziologische Kategorie einzuführen, bemerkenswert ist und lohnt weitergedacht zu werden.

2. Phänomenologie der Emotionen: Jean Paul Sartre

Mit der bei Collins offen gebliebenen Frage nach den Unterschieden zwischen einer emotionalen und sprachlichen Konstruktionsform sozialer Wirklichkeit beschäftigt sich der phänomenologische Versuch von Jean Paul Sartre (1964/zuerst 1939). Ob man hier bei der Suche nach Antworten fündig werden kann, gilt es zu prüfen (auf den in der

Tradition Sartres stehenden neueren Versuch von Normen Denzin (1984), kann hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden; vgl. Günter Vester, 1985). Sartre bestimmt Emotionen als eine bestimmte Art der Welterfassung des Bewußtseins (Sartre, 1964, S. 175). Wie jeder Modus des Weltverhältnisses, sind auch Emotionen intentional auf die Welt gerichtet: es ist die Angst *vor* etwas oder die Freude *über* etwas. Sartre differenziert zwischen zwei Formen der bewußtseinsmäßigen Weltaneignung, die Parallelen mit der uns interessierenden Unterscheidung zwischen Sprache und Emotionen aufweisen: reflektiertes und spontanes Bewußtsein.

Wodurch unterscheiden sich die beiden Formen des Bewußtseins? 1. Reflektiertes Bewußtsein, und damit verbunden rationales Handeln in der Welt, ermöglicht eine Wahlfreiheit des Subjektes. Die Subjekte entscheiden zwischen verschiedenen Weisen, Wegen und Mitteln, sich die Welt anzueignen. Emotionen als Bewußtseinsform hingegen werden erlitten; sie überfallen „das Bewußtsein, ohne daß es Wahlmöglichkeiten hat“ (Sartre, 1964, S. 186). 2. Emotionen sind im Gegensatz zum reflektierten Bewußtsein mit körperlichen Symptomen verbunden – Herzschlag, Gefäßverengungen, Atmungsstörungen; „die Emotion jedoch tritt in einem Leib auf, der sich in Verwirrung befindet und ein gewisses Verhalten annimmt“ (Sartre, 1964, S. 186). 3. Emotionen nehmen das Selbst in toto in Beschlag, während das reflexive Bewußtsein eine Distanz zum eigenen Selbst ermöglicht und über sich selbst in der Situation reflektieren kann. 4. Das emotionale Bewußtsein konstruiert die Welt in der Weise, daß sie ihm unmittelbar, das heißt ohne Distanz und ganzheitlich erscheint. Das reflektierte Bewußtsein erfaßt die Welt, indem es sich selbst in Distanz zur Welt begreift und sie sukzessive zergliedert. Sartre erläutert dies an dem Schrecken, der einen überfallen mag, wenn plötzlich vor dem Fenster eine Fratze auftaucht. „Die Entfernung wird nicht mehr als Entfernung gefaßt; denn sie wird nicht mehr als das, was zunächst überwunden werden muß, erfaßt. Sie wird vielmehr als einheitlicher Hintergrund des Schrecklichen erfaßt. Und das Fenster wird nicht mehr erfaßt als das, was zunächst geöffnet werden muß. Es wird erfaßt als der Rahmen des schrecklichen Gesichtes“

(Sartre, 1964, S. 192). In der Emotion wird die Zergliederung der Welt in Zweck/Mittel-Verhältnisse aufgehoben zugunsten einer ganzheitlichen, unmittelbaren Wirksamkeit.

Läßt man die Sartresche Skizze zu einer Theorie der Emotionen bezüglich der uns interessierenden Fragestellung der Unterscheidung unterschiedlicher Modi der Weltkonstruktion Revue passieren, so ergibt sich der eigentliche Ansatzpunkt zu einer Kritik beim Begriff der Emotionen selbst: Sartre greift aus dem Bereich des Emotionalen nur den Fall der existentiellen Krise heraus, die zur emotionalen Überwältigung des Subjektes führt, und startet von dort ausgehend eine *pars pro toto* Argumentation (vgl. Stefan Strasser, 1956, S. 30). Versucht man nun andere emotionale Befindlichkeiten, die nicht Resultat existentieller Krisen sind, wie z.B. Sympathie, mit den phänomenologischen Merkmalen, die Sartre nennt, durchzukonjugieren, so erleidet man Schiffbruch. Weder wird das Bewußtsein vom Gefühl der Sympathie überfallen, noch wird es in Gänze in Beschlag genommen, noch wird die Welt magisch umgedeutet. Eine Differenzierung zwischen verschiedenen Emotionstypen wäre also geboten.

Trotzdem fragt es sich, ob eine solche Differenzierung sich vielleicht an der Leitlinie eines Idealtypus ‚Emotion‘, wie er von Sartre beschrieben wurde, orientieren kann, so daß andere Formen emotionaler Befindlichkeit als schrittweise Abweichung in den einzelnen Merkmalsdimensionen beschrieben werden können.

Schritte zu einer Soziologie der Emotionen I

Ich möchte im folgenden, auf der Basis der Kenntnis der referierten Texte, die soziologisch relevanten Fragestellungen reformulieren und daraufhin systematische Antworten entwickeln. Die Arbeiten von Collins konnten plausibel machen, daß man das Soziale nicht hinreichend als kognitiv konstruierte Wirklichkeit begreifen kann. Alle kognitiven Formen der bewußtseinsmäßigen Weltkonstruktion bauen auf einem Bodensatz von Unterstellungen auf. Diese nicht kognitiv-sprachlichen Elemente der Weltkonstruktion nennt Collins Emotionen oder umgekehrt formuliert: Emotionen bilden die fundamentale Form der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit. Wir hatten gesehen, daß die Collinsche Bestimmung dessen, was Emotionen denn eigentlich sind, unpräzise und diffus bleibt. Auch ein kuzer Exkurs in die Phänomenologie der Emotionen erwies sich nicht als sehr gewinnbringend, wenngleich einige Überlegungen lohnen, aufgegriffen zu werden. Eine solche Literaturlage zwingt dazu, sich auf den eigenen Kompaß zu verlassen und einen eigenen Versuch der Theoriebildung unter Rückgriff auf „bewährte“ soziologische Begriffssysteme zu versuchen. Ich möchte im folgenden zuerst theseartig die Fragen nach der emotionalen Konstruktion der sozialen Wirklichkeit strukturieren und zu beantworten versuchen; die Thesen sollen dann im zweiten Schritt näher erläutert werden.

1. Emotionen zu haben, gehört zur *conditio humana*. Emotionen sind ein Modus des Menschen, sich die Welt anzueignen, den Hiatus seiner Existenz zu überwinden; Emotionen haben die Funktion, den Menschen an die Welt zu binden, ihn in die Welt zu involvieren. Es gibt keine Form des menschlichen In-der-Welt-Seins ohne Emotionen.

2. Als Modus der Weltaneignung lassen sich Emotionen von Instinkten und Kognitionen unterscheiden. Alle drei Modi stellen unterschiedliche Arten der Weltdeutung, des sich in Beziehung Setzens des Menschen zu der Welt dar. Ich möchte sie idealtypisch innerhalb einer Typologie als

voneinander getrennt beschreiben, auch wenn sie in der Realität meist als Mischformen auftreten.

2.1 Instinkte sind im eigentlichen Sinne kein Modus der Weltdeutung und -aneignung, da sie rein reaktive, genetisch festgelegte Formen der Regelung des Verhältnisses zur Umwelt darstellen. Im Gegensatz zu allen anderen Kommunikationsformen sind sie nicht sinnhaft strukturiert.

2.2 Emotionen und sprachlich vermittelte Kognitionen unterscheiden sich voneinander durch die Tatsache, daß Emotionen eine simultane Form der Weltkonstruktion darstellen und Kognitionen eine sequentielle Form. Dieser fundamentale Unterschied beider Modi in der Zeitdimension läßt sich mit Hilfe der von Talcott Parsons entwickelten *pattern variables* näher bestimmen. Emotionen leisten eine diffuse, partikulare und qualitative, Kognitionen eine spezifische, universalistische und performative Orientierung.

2.2.1 Emotionen und sprachlich vermittelte Kognitionen gehen unterschiedliche Mischungsverhältnisse ein, die sich als Interpretationsverhältnisse interpretieren lassen. Die beiden Ebenen limitieren und steigern sich gegenseitig. Bei einer Dominanz von Emotionen soll von einer emotionalen, bei der Dominanz von Kognitionen von einer kognitiven Weltkonstruktion gesprochen werden.

2.3 Emotionen und Kognitionen sind bewußtseinsmäßige Prozesse der Konstruktion sozialer Wirklichkeit, die, um kommunikel sein zu können, einer Appräsentation bedürfen. Idealtypisch lassen sich drei Kommunikationsformen unterscheiden: non-verbale Formen, Sprache und symbolisch generalisierte Medien. Die drei Kommunikationsformen weisen unterschiedliche Schnittmengen mit den Konstruktionsformen auf: Emotionen erhalten in erster Linie in non-verbale Formen ihren Ausdruck, Kognitionen sind vorrangig auf die Sprache und auf die Zusatzrichtungen zur Sprache, die symbolisch generalisierten Medien, angewiesen. Die jeweiligen Schwächen und Stärken der Kommunikationsformen lassen sich ebenfalls mit den *pattern variables* beschreiben.

2.4 Emotionen und Kognitionen und deren Kommunikationsformen haben ein je spezifisches Verhältnis zur Leiblichkeit menschlicher Existenz. Emotionen sind in wesentlich stärkerem Maße an die Körperlichkeit des Menschen gebunden als Kognitionen – der Körper dient als Resonanzboden zum Ausdruck emotionaler Lagen. Das Manifeste des körperlichen Ausdrucks von Emotionen kann in spezifischer Weise für die Identitätspolitik genutzt werden.

3. Die systematischen Erörterungen der Unterscheidung verschiedener Modi der Weltkonstruktion müssen ihre Plausibilität in der Analyse konkreter sozialer Phänomene beweisen. Dazu sollen miteinander nicht verbundene, heterogene Bereiche des Sozialen und entsprechende Ergebnisse der Soziologie zu diesen Bereichen eingespielt und jeweils die Bedeutsamkeit des Emotionalen für das Soziale analysiert werden. Die aufgelisteten Thesen, die in einem systematischen Zusammenhang zueinander stehen, der durch die Nummerierung ausgewiesen ist, werden im folgenden näher erläutert.

1. Emotionen als Bestandteil der conditio humana

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen zur Frage nach einer emotionalen Konstruktionsweise sozialer Wirklichkeit ist die Bezugnahme auf Grundannahmen der soziologischen Anthropologie. Bei aller Heterogenität der Ansätze besteht Konsens bezüglich der Bestimmung des Menschen als Wesen, das seine Beziehung zur Mitwelt über Sinn konstituiert und sich seine gattungsmäßige Existenz erst im Kultivierungsprozeß aneignen muß. Die Besonderheit des Menschen erklärt sich aus seiner biologischen Verfaßtheit als ‚Mängelwesen‘ (Arnold Gehlen), als Frühgeburt (Adolf Portmann). Gemeint ist, daß der Mensch in biologischer Hinsicht unspezialisiert und nur gering an spezifische Umwelten angepaßt ist.

Die mangelhafte physiologische Ausstattung macht sich nach Gehlen an folgenden Merkmalen fest: 1. eine extreme Hilflosigkeit der Nachkommen bedingt durch eine lange

Kind- und Jugendphase und späte Geschlechtsreife, 2. eine mangelhafte Entwicklung der Sinnes- und Angriffsorgane und ein fehlendes Haarkleid und 3. eine Anzahl von primitiven Organentwicklungen (vgl. Gehlen, 1940, S. 86 ff.). Ursache dieser mangelhaften Ausstattung ist die Tatsache, daß der Mensch als Frühgeburt den eigentlichen Reifungsprozeß außerhalb des Mutterleibes vollziehen muß (vgl. Portmann, 1956). Dadurch ergeben sich, im Unterschied zum instinktgeleiteten Tier, in den Bereichen des Antriebssystems, der Wahrnehmung der Umwelt und der Bewegungsreaktionen andere Voraussetzungen: Die mangelhafte Instinktausstattung ermöglicht eine Plastizität im Sinne der Formbarkeit des menschlichen Antriebslebens (Gehlen, 1940, S. 351.); die nicht stimulusgebundene Wahrnehmung führt zu einer Reizüberflutung, die durch die Entwicklung der allein für den Menschen typischen Symbolsysteme wieder abgefangen wird; die nicht angeborne menschliche Motorik muß erlernt werden, was zugleich die Chance der Entwicklung diffiziler Bewegungsabläufe beinhaltet.

Die biologisch mangelhafte Ausstattung des Menschen wird also zugleich als Gefahr wie auch als Chance gedeutet. „Unspezialisiertheit bedeutet ja den Mangel einer ihm natürlich angepaßten Umwelt, mit der er im biologischen Gleichgewicht lebt, und sie bedeutet zweitens die Notwendigkeit, die ganze exponierte, organisch hilflose und ungedeckte Verfassung durch Selbsttätigkeit durchsetzungsfähig zu machen, also in erfahrenen und kontrollierten Handlungen die physische Existenz überhaupt erst zu ermöglichen,“ (Gehlen, 1940, S. 131). Emotionen sind nun ein Modus des Menschen, in der Welt zu sein, sich die Welt anzueignen, den Hiatus zu überwinden. Die Funktion von Emotionen besteht darin, die innere und äußere Umwelt zu bewerten und auf der Grundlage dieser Bewertung Selektionen vorzubereiten, das Bewußtsein in die Welt zu involvieren, es intentional auf die Welt zu richten und an die Welt zu binden.

An dieser Stelle lassen sich nun die Thesen von Collins systematisch einspielen. Gefühle – immer intentional gerichtet – strukturieren den sozialen Raum, stellen Sozialbeziehungen her, indem sie Menschen aneinander binden

und andere voneinander trennen, indem sie die einen ausgrenzen und andere eingrenzen, Solidargemeinschaften bilden und Grenzen ziehen.

Dexter Dunphy (1972) hat am Beispiel der Gruppenbildung gezeigt, wie bedeutsam eine emotionale Strukturierung für die Integration einer Gruppe ist. Die Integration einer Gruppe wird nicht primär über sprachliche Aushandlungsprozesse und Diskurs hergestellt, sondern durch die emotionale Bindung der Mitglieder aneinander. In dieser emotionalen Bindung wiederholt sich ein Mechanismus, der für die frühkindliche Entwicklung bedeutsam ist: die Bindung durch emotionale Projektion. Mittels der Projektion wird das Ich in die soziale Mitwelt involviert, richtet seine emotionalen Energien nach außen und bindet sie: Das Ich wird auf das Soziale hin transzendiert (vgl. Dunphy, 1972, S. 40-59). Dieser Mechanismus wiederholt sich im Falle einer gelungenen Gruppenbildung, indem die emotionalen Energien der einzelnen an den gemeinsamen Sinnzusammenhang gebunden werden.

Durch die emotionale und intentionale Gerichtetheit des Menschen auf seine Mitwelt eignet er sich gleichzeitig seine eigentliche Existenz erst an; der Mensch wird erst zum Menschen durch den Kultivierungsprozeß durch und mit anderen. Emotionen bilden, sowohl bei der Konstituierung des Sozialen als auch bei der des Gattungswesens, die basale Konstruktionsform. Welche Spezifika Emotionen von anderen Konstruktionsformen unterscheiden, ist Thema der folgenden Ausführungen.

2. Instinkte, Emotionen und sprachliche Kognitionen als Konstruktionsweisen sozialer Wirklichkeit

In ihrer Funktion, den Menschen intentional auf die Welt zu richten, die Kommunikation mit seiner Mitwelt zu regulieren, stehen Emotionen nicht alleine. Ich möchte im folgenden eine Typologie entwickeln, die zwischen Instinkten, Emotionen und Kognitionen/Sprache unterscheidet. Die drei Modi des Weltverhältnisses sollen nacheinander und in Abgrenzung zueinander erläutert werden.

2.1 Instinkte und Emotionen

Wir hatten im vorangegangenen Kapitel den Menschen, im Anschluß an Gehlen, als Mängelwesen definiert. Die mangelhafte Instinktausstattung wird durch ein sinnhaftes Gestalten der Welt kompensiert. Trotz dieser Bestimmung steht außer Frage, daß Teile des menschlichen Verhaltens instinkthaft reguliert werden. Was versteht man unter Instinkten? Instinkte sind genetisch festgelegte Dispositionen zu Handlungsweisen, die die Motorik, den rezeptorischen Bereich und zum Teil das Lernen determinieren (vgl. Eibl-Eibesfeldt, 1976, S. 74 und S. 79 f.). Ursache für instinkhaftes Verhalten sind nicht sozial geformte und gelernte Weisen sich zu verhalten, sondern angeborene Dispositionen. Diese zwingen zu bestimmten Verhaltensweisen, eine Entscheidungsmöglichkeit ist nicht gegeben.

Besteht die Ursache für instinkhaftes Verhalten in einer erblichen Determiniertheit, so läßt sich das instinkthaft regulierte Verhältnis von Lebewesen zu ihrer Umwelt als ‚point to point‘ Verhältnis ohne Kontingenzen und Alternativen verstehen: der Tiger, der seine Beute in seinem Gesichtsfeld erblickt, muß springen – allgemeiner formuliert: wenn die Auslösebedingungen x und y gegeben sind, dann erfolgt zwangsläufig ein Verhalten z. Die Vorteile einer solchen Verhaltensregulierung hat Heinrich von Kleist eindrucksvoll in seiner Schrift ‚Über das Marionettentheater‘ (1810) dargestellt. In dem anekdotenhaften Vergleich zwischen einem fechtenden Bär und einem fechtenden Mensch zeigt Kleist, daß es gerade die Unmittelbarkeit und die Schnelligkeit ist, die ein instinkthaftes Verhalten, im Gegensatz zu einem symbolisch vermittelten Handeln, besonders in Gefahrensituationen als funktional erscheinen läßt.

Allerdings ist es notwendig, hier zwischen Beobachter- und Systemperspektive zu unterscheiden. Aus der Beobachterperspektive läßt sich eine instinkthafte System/Umwelt-Regulation als Konditionalprogramm in der Form ‚Wenn x,y . . . , dann z.‘ beschreiben. Konditionalprogramme beschreiben allerdings sequentielle System/Umwelt-Beziehungen, da sie Bedingungsgefüge und Reaktion in einem zeitlichen Hintereinander aufspannen. Dies entspricht aber nicht der Erlebnisebene eines instinkt-

haft regulierten Verhaltens. Aus der Systemperspektive stellt sich ein instinkthafes Verhalten als eine unmittelbare Form der Welterfassung dar. Nicht das Auseinanderziehen von Stimulus und Respons, sondern die unmittelbare, direkte Reaktion, die fast Gleichzeitigkeit beider ist kennzeichnend für eine instinkthafte Verhaltensweise.

Emotionen ermöglichen hingegen eine Entkoppelung einer Reiz-Reaktions-Beziehung zwischen einem lebenden System und seiner Umwelt. Sie vermitteln zwischen ständig wechselnden Umwelten und Ereignissen und den internen Strukturbesonderheiten des einzelnen (vgl. dazu und zum folgenden: Klaus R. Scherer, 1979, 1981, 1982, 1985). Emotionen dienen der Bewertung der Bedeutung von Umweltreizen im Hinblick auf die Präferenzen und Bedürfnisse des einzelnen. Während Instinkte starre Anpassungsmechanismen darstellen, die auf Umweltreize eine festgelegte Form der Reaktion auslösen, entzerren Emotionen das unmittelbare Verhältnis zwischen Verhaltensreaktion und Reizaufnahme durch eine intermediäre Reizbewertung. Damit wird nicht nur eine flexiblere und differenziertere Form der Umweltverarbeitung erreicht, sondern auch die Möglichkeit der Umbewertung einer vorhergehenden Bewertung. „Besäßen wir z.B. einen aggressiven Instinkt, aufgrund dessen wir Verletzungen unseres Körpers mit aggressiven Handlungen beantworten würden, so müßten wir jedesmal zuschlagen, wenn uns jemand auf den Fuß tritt. Die Emotion Ärger, unsere allgemeine Reaktion auf diesen Akt, bereitet zwar den Organismus auf ein mögliches Zuschlagen vor, erlaubt jedoch durch das Abkoppeln der Verhaltensreaktion von der unmittelbaren Stimulusaufnahme eine Neubewertung des Geschehens. Stellen wir fest, daß keine Absicht, sondern ein Versehen vorlag, so lassen wir die möglicherweise schon gehobene Hand sinken und bagatellisieren den Vorfall“ (Scherer, 1979, S. 213).

Die Schaffung einer Latenzzeit zwischen der Aufnahme eines Reizes und der Reaktion auf diesen Reiz durch die Vermittlung von Bewertungsprozessen ermöglicht ein hohes Maß an Flexibilität der menschlichen System/Umwelt-Beziehung. Die in der Literatur oft zu lesende Gleichsetzung von Instinkten und Emotionen oder die Klassifizierung von Emotionen als diejenigen Teile der menschlichen

Existenz, die aus der Abstammung vom Tierreich mitgebracht sind, erweist sich also als ungenau. Auch in der Collinschen Definition von Emotionen findet – wie wir gesehen hatten – eine Vermischung von instinkthaften und emotionalen Elementen statt. Die nicht-sprachliche Basis des Sozialen ist sowohl instinkthafter als auch emotionaler Art, beide Ebenen sind verschieden beschaffen und müssen voneinander unterschieden werden und unterscheiden sich selbst wiederum von einem dritten Modus der Konstruktion sozialer Wirklichkeit.

2.2 Emotionen und sprachliche Kognitionen

Der dritte Modus der Konstruktion sozialer Wirklichkeit, der dem Menschen zur Verfügung steht, ist der der symbolisch vermittelten Kognition. Alle Verdichtungen des Bewußtseinsstroms wie sie von Luckmann beschrieben wurden, führen in ihrer intentionalen Hinwendung auf die Welt zu emotionalen Befindlichkeiten. Diese wirken wieder zurück auf die jeweilige Konstruktion von Wirklichkeit. Je nach Dominanz lassen sich zwei Idealtypen der Weltkonstruktion unterscheiden, die empirisch immer in Mischverhältnissen vorkommen: kognitive und emotionale Strukturierungen. Die folgenden Ausführungen stellen einen Versuch der Beschreibung dieser beiden Typen dar. Sie sind im Modus des Konjunktivs zu lesen, wenngleich sie im Indikativ verfaßt sind.

Kognitionen und Emotionen ist gemeinsam, daß sie beide Formen der Reduktion von Komplexität darstellen, wenn man diesen inflationär gebrauchten Begriff nochmals ins Feld führen darf. Sie bringen Struktur in die Welt, indem sie diese nach einer je unterschiedlichen Art ordnen. Der kategoriale Unterschied zwischen Emotionen und sprachlich vermittelten Kognitionen besteht darin, daß Emotionen eine *simultane* Form der Weltkonstruktion darstellen, Kognitionen hingegen eine *sequentielle* Weise der Welterfassung.

Emotionen sind ein Modus der Welterfassung in der Horizontalen, indem sie die Welt simultan, das heißt alle Einzelheiten gleichzeitig und gestalthaft erfassen, sich das

Feld, den sozialen Raum gleichsam in seiner Breite erschließen. Emotionen stellen eine Form des Welterlebens dar, die Helmuth Plessner als Mitmachen im Gegensatz zum Nachahmen beschrieben hat. Mitmachen beschreibt das unmittelbare Erfasstwerden des Subjektes von der Situation, in der es sich befindet, eine flächendeckende Erfassung der Welt. Ontogenetisch läßt sich die emotionale Konstruktion sozialer Wirklichkeit als vorsprachliche Form der Welterfassung beschreiben, in der das Kind als psychisches System noch keine anderen Systeme kennt, sondern die Umwelt als Umwelt erfasst, indem es sie intern aktualisiert. Mitmachen, im Plessnerschen Sinne, bedeutet feldtheoretisch, sich durch das soziale Feld strukturieren zu lassen. Ich werde zur Beschreibung dieses Sachverhalts später den systemtheoretischen Begriff des Erlebens in Abgrenzung zum Begriff des Handelns einführen.

Lassen sich Emotionen als simultane Form der Welterfassung begreifen, so können Kognitionen als sequentielle Form beschrieben werden. Die sequentielle Form wiederum ergibt sich aus der Fähigkeit des Menschen zur Symbolisierung und zur Sprachverwendung.

Welches Potential in einer symbolischen Weltkonstruktion liegt wird deutlich, wenn man den Symbolbegriff näher definiert und ihn gegen den Signalbegriff abgrenzt. Ein Signal wirkt als Stimulusersatz, und ruft eine ähnliche Reaktion im Verhalten hervor wie der ursprüngliche Stimulus. Durch ein Symbol wird hingegen die Beziehung zu dem realen Ereignis in zwei Hinsichten unterschieden (vgl. Hans G. Furth, 1976, S. 130 ff.): Zum einen ist das Ereignis indirekt durch Erkenntnis vermittelt, zum zweiten wird durch eine symbolische Repräsentation des Ereignisses die unmittelbare Beziehung zwischen Ereignis, Signal und Reaktion entkoppelt. Zwischen dem Symbol als innerer Repräsentation und einem Ereignis gibt es keine festgelegte, starre Beziehung.

Die Fähigkeit des Menschen, zu sprechen und sich mit Hilfe von sprachlich strukturierten Kognitionen die Welt anzueignen, ermöglicht ihm einen sequentiellen Zugang zur Welt. Diesen Zusammenhang hat Helmuth Plessner herausgearbeitet. Sprechen heißt, mit Worten auf etwas deuten, auf ein Relatum in der Welt verweisen. Dadurch wird etwas für etwas anderes genommen, daß es selbst nicht ist,

sondern bedeutet (Plessner, 1976a). Realisieren läßt sich Sprache in Worten, die an eine Syntax gebunden sind. Worte beschreibt Plessner als Klötzchen mit einem Bedeutungskern. Wenn Plessner von der körnigen Struktur der Sprache spricht, so meint er genau das Hintereinander, die sequentielle Anordnung von Wörtern. Das Wort zielt auf etwas, das es besagt, vergegenständlicht, objektiviert bzw. versachlicht. Vermittels der sprachlich strukturierten Kognitionen wird die Welt in ein sequentielles Hintereinander aufgeschlüsselt.

Eine symbolisch-kognitive Weltkonstruktion schafft durch die Symbolisierung einen Abstand zwischen dem Subjekt und der Welt. Die Welt erscheint nicht direkt, sondern vermittelt durch eine symbolische Repräsentation. Der Zugang zur Welt wird ermöglicht durch ein sequentielles Hintereinander der Symbole. Läßt sich eine emotionale Weltkonstruktion als simultane und gestalthafte Form beschreiben, so gelten für den kognitiven Modus die Attribute sequentiell und symbolhaft. An diese fundamentale Unterscheidung der beiden Modi der Weltkonstruktion lassen sich nun weitere Beschreibungen anknüpfen, die zugleich den Blick für die soziale Relevanz der Unterscheidung eröffnen. Ich werde im weiteren versuchen, den Unterschied zwischen emotionaler und symbolisch-kognitiver Weltkonstruktion mit Hilfe der von Parsons entwickelten ‚pattern variables‘ zu analysieren. Dabei kommt es mir weder auf eine werkgetreue Interpretation der Parsonsen pattern variables an, noch soll mit der Anbindung an die Begriffe Parsons' dessen theoretisches Gesamtkonzept ‚eingekauft‘ werden. Mit den pattern variables beschreibt Parsons mögliche Orientierungsalternativen, die dem sozialen Handeln zu Grunde liegen können (vgl. Parsons, 1951, Kap. III und IV; Parsons 1960). Die Orientierungsmuster lassen sich in Gegensatzpaare aufgliedern:

Selbstorientierung	Kollektivitätsorientierung
Diffusität	Spezifität
Affektivität	Neutralität
Partikularismus	Universalismus
Qualität	Performanz

Das erste Gegensatzpaar wird von Parsonsspäter aus Gründen, die hier nicht diskutiert werden können, nicht mehr aufgegriffen. Parsons hatte Emotionen, genauer: Affektivität, als eine Dimension der vier Dimensionen der Handlungsorientierung aufgenommen und ihr affektive Neutralität entgegengesetzt. Affektivität und affektive Neutralität lassen sich allerdings auch als Oberbegriffe verwenden, so daß die anderen Dimensionen zur Beschreibung des Begriffspaares affektiv/affektiv neutral bzw. in der hier verwendeten Terminologie: Emotionen/symbolisch strukturierte Kognitionen, verwendet werden können.

Eine Handlungsorientierung ist nach Parsons als affektiv zu bezeichnen, wenn die Handlungen und Erwartungen der Interagierenden durch die Gefühle für- oder gegeneinander geleitet werden. Dies entspricht dem hier verwendeten Begriff der emotionalen Weltkonstruktion. Als neutral bezeichnet Parsons eine Handlungsorientierung, wenn sie nicht durch die Gefühle der Akteure für- oder gegeneinander bestimmt ist. Statt dieser Negativbestimmung sei hier der oben erläuterte Begriff der symbolischen Kognition als Gegenbegriff zu Emotionen eingeführt. Ergänzt man zusätzlich die bereits erläuterte Unterscheidung zwischen simultaner und sequentieller Form der Weltkonstruktion, dann lassen sich die pattern variables zur Beschreibung des Unterschieds zwischen kognitiver und emotionaler Weltkonstruktion folgendermaßen umgruppieren:

<i>Emotionen</i>	<i>Kognitionen</i>
Simultaneität	Sequentialität
Diffusität	Spezifität
Partikularismus	Universalismus
Qualität	Performanz

Kennzeichnen die Attribute simultan und sequentiell Emotionen und Kognitionen in der Zeitdimension, so kennzeichnet das Begriffspaar diffus/spezifisch die beiden Modi der Weltkonstruktion in der Sachdimension. Emotionen lassen sich als diffuse Orientierung beschreiben, Kognitionen als spezifische Orientierung. *Diffusität* meint die Orientierung von Handeln und Erwarten an der Gesamtperson des anderen, die wechselseitige Erfassung des

anderen als konkrete Person und dies unabhängig von wechselnden Situationen. Emotionen mögen zwar ihre Ursache und Auslösung in spezifischen Verhaltensweisen des anderen haben, sind sie aber bestimmend für die weitere Handlungsorientierung, so erfassen sie das Gegenüber als Gesamtperson. Kognitionen lassen sich als *spezifische* Orientierung bezeichnen, da sie eine wechselseitige Orientierung des Handelns an besonderen Aspekten des anderen ermöglichen. Die symbolische Vermitteltheit der Objektbeziehung ermöglicht es, nur Teile des Ganzen in den Blick zu nehmen (z.B. nur spezifische Rollenerwartungen, anstatt die Gesamtperson) und zugleich wechselnde Teile des Gegenübers in unterschiedlichen Situationen als Orientierung zu wählen. Im Gegensatz zur kognitiven Orientierung eignen sich Gefühle nicht zu einer arbeitsteiligen Differenzierung. Sie sind beschränkt auf wenige konkrete Ereignisse und Objekte und lassen sich nicht parzellieren (vgl. Luhmann, 1964, S. 373 f.).

Simmels Unterscheidung zwischen Intellekt und Emotionen fügt sich in die Kategorien diffus/spezifisch ebenso ein wie die Unterscheidung Sartres zwischen reflektiertem und spontanem Bewußtsein. Sowohl Simmel als auch Sartre beschreiben Emotionen als einen Modus, in dem die Welt als Ganze erfasst wird, gleichsam flächendeckend, während der Intellekt bzw. das reflektierte Bewußtsein die Welt in Teilaspekten zu erfassen vermag, indem er/es sie analytisch zergliedert.

Der simultane Charakter der Weltkonstruktion von Emotionen ermöglicht in der Zeitdimension durch eine gleichzeitige Erfassung des Gesamtfeldes eine hohe Geschwindigkeit bei der Erfassung der Welt. Diese Stärke in der Zeitdimension erweist sich als Schwäche in der Sachdimension. Die flächendeckende Konstruktion der Wirklichkeit vermittelt durch Emotionen ermöglicht nur eine geringe Tiefenschärfe in der Sachdimension. Mit den symbolisch vermittelten Kognitionen verhält es sich genau umgekehrt: Die symbolische Vermitteltheit des Weltbezuges macht ein sequentielles Hintereinander erforderlich, reiht die Welt gleichsam hintereinander auf. Die geringe Geschwindigkeit in der Zeitdimension ermöglicht in der Sachdimension einen spezifischen Weltbezug mit hoher Tiefenschärfe.

Teilaspekte des Sozialen können als Orientierung des Handelns benutzt werden.

Auch die dritte Dimension der Beschreibung der unterschiedlichen Handlungsorientierungen läßt sich zur Analyse der Unterschiede von Emotionen und Kognitionen in ihren jeweiligen Schwächen und Stärken heranziehen. Man könnte sie als Orientierungsdimension des Handelns in der Sozialdimension bezeichnen. Partikularistische Handlungsorientierungen bedeuten, daß der Handelnde sich an der nur für ihn persönlich geltenden Besonderheit des anderen orientiert. Universalistische Orientierungen hingegen sehen nach Parsons von derartigen persönlich-einmaligen Beziehungen ab und orientieren das Handeln an allgemein gültigen Normen und Erwartungen, die das Verhalten z.B. zu allen Vorgesetzten oder allen Personen des anderen Geschlechts regulieren. *Partikularistisch* nennt Parsons eine Handlungsorientierung dann, wenn der Bezugsrahmen der Gültigkeit der Handlungsorientierung eng gefaßt ist, wenn sich Normen und die Verpflichtung zur Solidarität nur auf die unmittelbar Nahestehenden beziehen. *Universalistisch* soll hingegen eine Handlungsorientierung dann heißen, wenn sie über das enge Sozialnetz hinaus auch für sozial fernere Stehende Gültigkeit beanspruchen kann, so daß die Normen der Orientierung des Handelns allgemein und über spezifische Kontexte hinaus Geltung haben (vgl. Parsons, 1960).

Symbolisch vermitteltes Denken vermag sich gerade durch die Zwischenschaltung von Symbolen zwischen Welt und Subjekt von der sinnlich gegebenen Objektivität zu lösen und kann die Grenzen der einzelnen Objekte überspringen, kann diese unter Gesichtspunkten miteinander vergleichbar machen und dadurch zu allgemeiner Erkenntnis gelangen. Im spezifischen Zuschnitt der Wissenschaft z.B. ist es möglich, durch reines Operieren mit Begriffen, bei Beachtung logischer Gesetze, zu Erkenntnis zu gelangen. Im zweckrationalen Handeln des Wirtschaftens z.B. ist ein beliebiger Austausch der Mittel zur optimalen Erreichung eines Zwecks möglich. In beiden Fällen ermöglichen kognitive Handlungsorientierungen, sich vom Konkreten und Partikularen zu lösen und eine universelle Orientierung anzuleiten. Die Universalität der Handlungsorientie-

rung bezieht sich dabei nicht nur auf die Sachdimension (Austausch der Mittel, Austausch der Objekte), sondern zugleich auf die Zeit- und Sozialdimension. Der wissenschaftliche Diskurs erhebt intersubjektiven Anspruch auf Gültigkeit, unabhängig von der Sozialgemeinschaft, in der der Einzelne verankert ist; zweckrationales wirtschaftliches Handeln ist frei von der Rücksichtnahme auf die Verortung des Wirtschaftspartners in einer spezifischen Solidargemeinschaft; jeder vermag Partner des wirtschaftlich Handelnden zu sein, wenn er nur der optimale Partner für die zweckrationale Handlungsorientierung des anderen ist. Universalistisch in der Zeitdimension bedeutet, bleibt man bei den beiden Beispielen, daß die gewonnene Erkenntnis nicht nur unabhängig von den sinnlichen Objekten der Erkenntnis ist, nicht nur unabhängig von dem Erkennenden selbst, sondern darüber hinaus gestern, heute sowie morgen Gültigkeit besitzt; universalistisch bedeutet für die zweckrationale wirtschaftliche Orientierung eine Flexibilität der Mittel, eine Flexibilität der Partner und eine Flexibilität des Zeitpunktes, zu dem ich tausche, ohne daß ein Wertverlust eintritt. Lassen sich die angeführten Bemerkungen als Beschreibung des Attributs ‚universalistisch‘ für den Modus der Kognition verstehen, so gelten für Emotionen die umgekehrten Bestimmungen, die man in der Kategorie ‚partikularistisch‘ zusammenfassen kann. Emotionen haften an spezifischen Objekten und Personen, an der Individualität des Objekts und nicht an seinen zu verallgemeinernden Aspekten. Durch Präferenz für und Bindung an einen Gegenstand werden die anderen Gegenstände ausgeschlossen, der internen Verengung der Möglichkeiten entspricht eine externe. Eine Abstraktion vom je Konkreten und Individuellen ermöglichen Emotionen nicht.

Dem partikularistischen Charakter in der Sachdimension entspricht die partikularistische Ausrichtung von Emotionen in der Sozialdimension. Emotionen bilden Gemeinschaften durch eine emotionale Bindung von Mitgliedern und Ausschluß von anderen. Sie stecken die Grenzen der Gültigkeit von Verhaltenserwartungen durch die Begrenzung des sozialen Raumes ab. Dem entspricht die Simmelsche These, daß Emotionen und Intellekt in einem unterschiedlichen Verhältnis zum Raum stehen. Der sinnli-

che Charakter der lokalen Nähe macht eine gefühlsmäßige Beziehung wahrscheinlich et vice versa. Gefühle sind geradezu auf Nähe angewiesen. Der Intellekt überspringt den Raum und fügt Auseinanderliegendes sinnhaft zusammen. Auch in der Zeitdimension erweisen sich Emotionen als partikular. Sie haben Faktizitätscharakter im Jetzt. Während man Kognitionen zeitlich zurücklaufen lassen kann, indem man Altes überdenkt, oder in die Zukunft laufen lassen kann, indem man gedanklich zukünftiges Handeln ‚probelaufen‘ läßt, sind Gefühle auf den Zeitpunkt des Jetzt des Erlebens festgeschrieben. Sie kommen und gehen und haben ihre Faktizität allein im Zeitpunkt des Moments des Erlebens.

Qualität und Performanz bilden die letzten beiden Kategorien der *pattern variables* zur Beschreibung von Handlungsorientierungen. Qualität meint eine solche Handlungsorientierung, bei der die Erwartungen der Akteure durch vorhandene Merkmale bestimmt werden. Performanz meint dagegen eine Handlungsorientierung, bei der die Erwartungen und Handlungen sich an den frei erworbenen Leistungen und Merkmalen orientieren. Eine Orientierung am Geschlecht, am Stand, der Klasse oder der Rasse sind Beispiele für eine qualitative Orientierung, eine Orientierung an der Arbeitsleistung, an der Bildung sind Beispiele für eine performative Orientierung. Emotionen lassen sich als qualitativ strukturiert beschreiben. Emotionen werden erlitten; sie sind dem Subjekt, wenn es sie empfindet, zugeschrieben. Emotionen sind Ergebnisse von Situationen, die sich mit Heidegger als Modus des Geworfenseins beschreiben lassen, die hingenommen werden müssen, ohne daß es im Erleben für das Subjekt Alternativen der Wahl gäbe. Kognitionen hingegen sind offene und freie Formen der Weltaneignung. Sie werden nicht erlitten, sondern aktiv angewandt, moduliert, transformiert und geändert; sie sind flexibel in der Zeit-, Sach- und Sozialdimension. Luhmann unterscheidet zwei Formen, in denen Sinnsysteme ihr Verhältnis zur Umwelt regulieren können: Erleben und Handeln (vgl. Luhmann, 1981a). Handeln definiert er als systemeigene Komplexitätsreduktion, Erleben als Übernahme fremdreduzierter Komplexität. In diesem Sinne kann man Emotionen als Form des Erlebens beschreiben,

Kognition als Modus des Handelns. Der fühlende Akteur deutet sich selbst als Erlebender, der denkende als Handelnder. Es muß an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen werden, daß die Beschreibung der Unterschiede zwischen Kognitionen und Emotionen mit Hilfe der *pattern variables* idealtypischer Natur ist. Wir werden später bei der Diskussion symbolisch-interaktionistischer Ansätze sehen, daß auch Emotionen geändert, moduliert und behandelt werden können, indem sie symbolisch durchdrungen und neu konstruiert, gleichsam kognitiv umstrukturiert werden. Ich möchte damit die Beschreibung der beiden Modi der Weltkonstruktion abschließen.

2.2.1 Interpenetration von Emotionen und Kognitionen

So wie die Gegensatzpaare der *pattern variables* idealtypisch konzipiert sind, so ist auch die Beschreibung der Unterschiede von Emotion und Kognition, wie sie mit Hilfe der *pattern variables* vorgenommen wurde, idealtypischer Art. Die jeweils ersten Alternativen der Gegensatzpaare – simultan, diffus, partikular, qualitativ – schränken die Handlungsorientierung des Akteurs ein, während die jeweils zweiten Alternativen – sequentiell, spezifisch, universalistisch, performativ – den Horizont möglichen Handelns erweitern. Sowohl was die Entwicklung des Einzelnen anbelangt als auch was die Entwicklung der Gesellschaft betrifft, sind die ersten Alternativen der Handlungsorientierung den jeweils zweiten Alternativen evolutionär vorgeordnet. Während primitive Gesellschaften simultane, diffuse, partikulare und qualitative Orientierungen begünstigen, favorisieren mobile, hochdifferenzierte Sozialordnungen sequentielle, spezifische, universelle und performative Grundorientierungen. Dennoch bedarf jegliche symbolisch-kognitive Orientierung einer Fundierung in einer emotionalen Orientierung. Es kommt, wie Richard Münch (1982, S. 78) richtig betont hat, immer auf das Interpenetrationsverhältnis beider zueinander an (vgl. Münch, 1982, S. 109-123), auf die Art der wechselseitigen Durchdringung. Die Notwendigkeit einer emotionalen Basis der Weltkonstruktion liegt in den Spezifika des symbolisch-kognitiven Modus der Weltkonstruktion begründet. Sowohl Durkheim als auch Randall Collins hatten dies intuitiv rich-

tig gesehen, wenn sie – wie Durkheim – von den non-kontraktuellen Elementen des Sozialen sprechen, bzw. – wie Collins – von dem komplementären Verhältnis von Sprache und Emotionen. Nach der Analyse der Unterschiede von Emotionen und Kognitionen mit Hilfe der pattern variables läßt sich dies nun näher begründen.

Symbolisch vermittelte Kognitionen, beschreibbar durch die Attribute sequentiell, spezifisch, universalistisch und performativ, ermöglichen vermittels einer Abstraktion vom Konkreten, eine Flexibilität in der Zeit-, Sach- und Sozialdimension. Eine Flexibilität in der Zeitdimension bedeutet, Prozesse intern vor- und zurückzuspulen, indem an die Stelle der realen Außenwelt ein internes, symbolisches Modell der Außenwelt tritt. Der Modus des Möglichen wird mit in die interne Struktur eingebaut (vgl. dazu Helmut Willke, 1982, S. 187-189). Flexibilität in der Sachdimension meint die Loslösung vom konkreten Objekt und die Kombinierbarkeit unterschiedlicher Ereignisse und Handlungen durch Abstraktion. In der Sozialdimension erweisen sich Kognitionen als flexibel, weil sie unabhängig von einer emotionalen Bindung an Gruppen und Gemeinschaften sind, diese überspringen und beliebige Kombinationen eingehen können.

Der hohe Grad an Flexibilität der Handlungsorientierung durch symbolische Kognitionen und der damit verbundene hohe Kontingenzspielraum, erweisen sich für die Umwelt sich kognitiv orientierender Systeme als Komplexitätsproblem. „Da der Kontingenzspielraum handelnder Subjekte aber für andere Subjekte Komplexität produziert, wächst für den Menschen mit dem Ausmaß der Zukunftsorientierung auch das Ausmaß der Umweltkomplexität. Was als Handlungsfähigkeit beginnt, wird zum Handlungszwang im Sinne der Notwendigkeit, durch Handeln die laufende Produktion von Komplexität, in Form kontingenter Optionen anderer Subjekte, auf ein für den Akteur erträgliches Maß zu reduzieren“ (Willke, 1982, S. 189). Die Flexibilität der kognitiven Orientierung wird zur Beliebigkeit und bedarf der Reduktion und Einengung.

Emotionen sind eine Lösungsmöglichkeit neben anderen. Das in Kognitionen steckende Potential wird durch

Emotionen abgefangen und gebunden, auf konkrete Objekte bezogen, auf die Jetzt-Zeit limitiert und zur Grenzziehung von Outgroups und Ingroups benutzt. Die Charakteristika der Simultaneität, der Diffusität, des Partikularismus und der Qualität ermöglichen dies. Selbst hochkomplexe Gesellschaften, die den Schwerpunkt der Handlungsorientierung auf eine kognitive Orientierung legen, bedürfen einer emotionalen Absicherung.

Mit der hier erläuterten Unterscheidung zwischen Emotionen und symbolischen Kognitionen als den basalen Modi der Weltkonstruktion, sind neue Weichenstellungen für die Fundierung der Soziologie sowohl was die Erfassung empirischer Phänomene anbelangt als auch was die Abgrenzung zu alternativen Theoriekonzepten betrifft, getroffen. Bevor ich auf diese Implikationen näher eingehe, möchte ich die Systematik der Unterscheidung verschiedener Modi der Weltkonstruktion fortsetzen und um ihnen zuordnenbare Formen der Kommunikation von Bewußtseinsleistungen – non-verbale Formen, Sprache und symbolisch generalisierte Medien – ergänzen, womit ich vorerst auf der eingeschlagenen Abstraktionsebene bleibe.

2.3 Der unterschiedliche Kommunikationsausdruck von Emotionen und Kognitionen: Mimik, Sprache und symbolisch generalisierte Medien

Die bisherigen Ausführungen haben sich allein mit Instinkten und bewußtseinsmäßigen Prozessen der Konstruktion sozialer Wirklichkeit – Emotionen und Kognitionen – beschäftigt. Diese bewußtseinsmäßigen Prozesse bedürfen, um kommunikabel zu sein, einer Appräsentation, eines Ausdrucks, einer Vermittlung zur Mitwelt. Neben der Mimik und Gestik ist es vor allem die Sprache, die als wichtigste Vermittlung und als Brücke zwischen Mensch und Mitwelt fungiert. Sprache wiederum ist sowohl das Hauptmedium der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit als auch das Hauptmedium der Vermittlung der gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit (vgl. Berger und Luckmann, 1969). Sprache ist sowohl an den bewußtseinsmäßigen Konstruktionen von Wirklichkeit beteiligt, als

auch Medium der Appräsentation dieser Leistungen. Dieser zweite Aspekt von Sprache steht in diesem Kapitel im Vordergrund. Neben Mimik und Gestik auf der einen Seite und Sprache auf der anderen Seite, möchte ich als dritten Idealtypus der Vermittlung von Bewußtseinsprozessen und sozialer Wirklichkeit die symbolisch generalisierten Medien diskutieren. Die drei unterscheidbaren Typen der Kommunikation stehen, so ist zu vermuten, in einem je spezifischen Verhältnis zu den beiden bewußtseinsmäßigen Konstruktionsformen sozialer Wirklichkeit. Non-verbale Kommunikationsformen sind die dominanten Kanäle, durch die Emotionen ihren Ausdruck erhalten, während kognitive Strukturierungen, selbst bereits zu großen Teilen sprachlich verfaßt, ihren dominanten Ausdruck in der Sprachverwendung und in den Zusatzeinrichtungen zur Sprache, in den symbolisch generalisierten Medien finden. Eine solche Zuordnung ist sicherlich nicht eindeutig, weist aber jeweils hohe Schnittmengen auf.

Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre zeigen nicht nur, daß Emotionen zu großen Teilen über einen mimischen Ausdruck kommunikabel gemacht werden, sondern auch, daß ein Teil der Emotionsexpressionen kulturell universell ist, das heißt, daß unabhängig von kulturellen Variationen bestimmte Basisemotionen in allen Kulturen denselben Ausdruck finden. Robert N. Emde hat darauf hingewiesen, daß es sich dabei wahrscheinlich um die ontogenetisch gesehen frühen Emotionen handelt, die als erste vom Kind gefühlt und zum Ausdruck gebracht werden können (vgl. Robert N. Emde, 1985, S. 339). Vor allem die Untersuchungen von Paul Ekman haben die seit Darwin hin und her gewendete Frage nach der Universalität oder kulturellen Variabilität von Gefühlsexpressionen ein entscheidendes Stück voran gebracht. Ekman u.a. konnten zeigen, daß es zwischen bestimmten Emotionen wie Freude, Trauer, Zorn, Überraschung und Abscheu und bestimmten Gesichtsausdrücken einen universalen Zusammenhang gibt. Bevor ich auf die empirischen Studien kurz eingehe, soll die Universalitätsthese in zwei Punkten näher spezifiziert werden.

1. Ekman behauptet einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen bestimmten subjektiven Empfindungen

und dem Ausdruck dieser Empfindungen und nicht einen universellen Zusammenhang zwischen auslösenden situationalen Stimuli und Gefühlen und dem Ausdruck von Gefühlen. Ein und dasselbe Ereignis kann in unterschiedlichen Kulturen ganz unterschiedliche Bedeutungen haben und dadurch zu unterschiedlichen Gefühlen und Ausdrücken von Gefühlen führen. Die Bedeutung und die Deutung von Ereignissen ist kulturell kodiert; wenn aber dasselbe oder unterschiedliche Ereignisse zu denselben Empfindungen führen, dann, so die These von Ekman, führen diese Empfindungen zu einer unmittelbaren Reaktion der Gesichtsmuskulatur, zu Gefühlsausdrücken des Gesichts, die in allen Kulturen, zumindest was einige bestimmte Emotionen anbelangt, gleich sind.

2. Jede Kultur hat unterschiedliche Darstellungsregeln für Gefühlsausdrücke. Diese können aber die automatisch ausgelösten Expressionen erst im nachhinein modulieren. Diese zeitliche Versetzung des kulturellen Eingriffs in den Ausdruck von Gefühlen ist oft so gering, daß sie in der normalen Interaktion nicht mehr beobachtet werden kann. Das ist das Ergebnis eines von Ekman durchgeführten Experiments (Ekman, 1981, S. 183 f.):

25 japanischen und amerikanischen Studenten wurde ein Film mit grausamen Szenen der Verstümmelung gezeigt, wobei die Gesichter der Studenten auf Video aufgenommen wurden. Das Ergebnis war, daß die Mitglieder zweier verschiedener Kulturen mit denselben Gesichtsexpressionen auf die unterschiedlichen Filmteile reagierten. Kulturelle Verschiedenheiten kamen ins Spiel, als die Versuchsanordnung modifiziert wurde: Ein Versuchsleiter gleicher Nationalität sah sich den Film zusammen mit der jeweiligen Studentengruppe an. Der Gesichtsausdruck von Japanern und Amerikanern wurde nun, auf den ersten Blick, vollkommen verschieden. Während die Amerikaner dieselben Gefühlsausdrücke zeigten wie in der ersten Versuchsanordnung, war bei den Japanern ein höfliches Lächeln die durchgehende Expression. Ließ man die Videoaufnahmen der Gesichtsexpressionen allerdings zeitverzögert ablaufen, so sah man, daß die ursprüngliche Expression bei den japanischen Studenten weiterhin für einen Moment zum Vorschein kam, dann aber sofort durch das Lächeln übertüncht wurde.

Zwei Thesen leiteten Ekman u.a. aus den Untersuchungen ab: 1. Bestimmte Gefühle, wenn sie gefühlt werden, führen in allen Kulturen automatisch zu denselben Gefühlsausdrücken; 2. auch wenn dies für den Kommunikationspartner nicht mehr wahrnehmbar ist, können diese Gefühlsausdrücke durch Darstellungsregeln, die kulturell verschieden sind, moduliert und geändert werden, so daß es auf den ersten Blick so scheint, als seien Gefühlsausdrücke kulturell verschieden. Die These der Universalität der Gesichtsausdrücke konnte in einer zweiten Untersuchung bestätigt werden (vgl. Ekman und Wallace Friesen, 1971).

Mitglieder einer Kulturgemeinschaft im Hochland von Neuguinea, die so gut wie keinen Kontakt mit Mitgliedern westlicher Gesellschaften hatten, wurden Bilder von Gefühle ausdrückenden Gesichtern gezeigt; ihnen wurde gleichzeitig eine Geschichte über eine bestimmte Emotion erzählt. Die Mitglieder wurden aufgefordert, das Bild auszuwählen, das zu der entsprechenden Emotion paßte. Mit einer Ausnahme, dies war Furcht, stimmten die Zuordnungen mit den Resultaten westlicher Versuchspersonen überein. Gleichzeitig wurden die Mitglieder des Stammes in Neuguinea gebeten, selbst emotionale Regungen darzustellen, die auf Video aufgenommen und amerikanischen Studenten gezeigt wurden. Die Studenten waren in der Lage, die Gesichtsausdrücke so zu interpretieren, wie die Mitglieder des Stammes dies auch getan hatten. Diese Ergebnisse legen den Schluß nahe, daß es zumindest für die untersuchten Emotionen – Freude, Niedergeschlagenheit, Wut, Erstaunen und Abscheu – einen interkulturell gleichen Gesichtsausdruck gibt.

Zur genaueren Untersuchung von Gesichtsausdrücken hat Ekman ein „Facial Action Coding System“, kurz „FACS“ genannt, entwickelt, das das Gesichtsfeld in eine Unzahl von Einzelmuskeln auflöst und einen Emotionsausdruck als ein Zusammenspiel von vielen Einzelmuskeln aufzuschlüsseln vermag. Mit dieser differenzierten Methode kann er Emotionsausdrücke dekodieren und auf ihre Wahrhaftigkeit hin interpretieren.

Kommen wir zum Ausgangspunkt dieses Kapitels zurück: Emotionen finden in erster Linie einen non-verbalen, mimischen Ausdruck und dieser ist für einen Teil der Emotionen in unterschiedlichen Kulturen gleich. Kognitionen finden hingegen in erster Linie einen sprachlichen Ausdruck, sie sind zum Teil selbst schon sprachlich strukturiert.

So wie die Modi der Weltkonstruktion jeweils unterschiedliche Weichenstellungen für die Konstruktion von sozialer Wirklichkeit konstituieren, so strukturieren die verschiedenen Formen der Kommunikation die soziale Kommunikation auf unterschiedliche Art und Weise. Daß man zur Beschreibung der drei Typen der Kommunikation mit ähnlichen Attributen arbeiten kann wie denen, die die Differenz zwischen Kognitionen und Emotionen begrifflich festhalten, könnte als Anzeichen der Richtigkeit der hier getroffenen Zuordnung von Kognitionen zur Sprache und zu symbolisch generalisierten Medien und von Emotionen zu non-verbalen Kommunikationsformen gelesen werden. Welche spezifischen Stärken und Schwächen besitzen die einzelnen Kommunikationsformen? Ich werde zuerst Sprache und non-verbale Kommunikationsformen miteinander vergleichen, um dann im nächsten Schritt den Vergleich um die symbolisch generalisierten Medien zu ergänzen.

Das subjektive Erleben von Lautmustern bildet die fundamentale Schicht von Sprache. Die Dominanz des Lautes hängt sicherlich mit der Tatsache zusammen, daß Laute im Gegensatz zu non-verbalen Kommunikationsformen „um Ecken herum, von hinten, bei Nacht, in jedem Gesundheitszustand und neben allen möglichen anderen Betätigungen vernommen werden können“ (Luckmann, 1980, S. 110). Ermöglicht das Sprechen bereits eine gewisse Unabhängigkeit vom Raum, so wird diese in der Schriftsprache vollkommen hergestellt. Eine ähnliche Unabhängigkeit von einer räumlichen Bindung haben, wie wir gesehen hatten, auch Kognitionen. Expressionen von Gefühlen ist diese Raumanabhängigkeit nicht eigen. Sie sind an die direkte Wahrnehmung, an ein face to face gebunden und vermögen diese Begrenzung nicht zu transzendieren.

Im Erleben von Lautmustern perzipiert das Subjekt einen typischen Kern der Lautgestalt und assoziiert mit diesem eine Bedeutung, indem es die typische Lautgestalt mit den in dem subjektiven Wissensvorrat gelagerten Vorerfahrungen in Verbindung bringt (vgl. Luckmann, 1980, S. 108). Das Äußern von Lautfolgen hat aber bereits einen objektiven Charakter, da jedes sprechende Subjekt die Lautfolge als etwas erlebt, das der Kommunikationspartner in der Si-

tuation ungefähr gleich erlebt wie es selbst – die von Schütz herausgearbeitete These der Annahme der Reziprozität der Perspektiven beruht genau auf diesem Sachverhalt. Sprechen ist somit die Appräsentation des subjektiven Bewußtseins und zugleich ein objektives Ereignis in der gemeinsamen Umwelt der Interaktionspartner und damit die Basis, eine konkrete Intersubjektivität zu begründen.

Diese Eigenschaft trifft für die über die Mimik zum Ausdruck kommenden Gefühlsexpressionen nicht zu. „Visuell vermittelte ‚Naturereignisse‘ in gemeinsamer Reichweite der Partner können selbstverständlich gemeinsam erlebt werden, nicht aber die wichtigsten visuellen Ausdrucksformen und Gesten. Diese werden jeweils nur von einem Partner erlebt, nicht aber von dem, dessen ‚Innenleben‘ sie in der Situation appräsentieren“ (Luckmann, 1980, S. 110). Sie bleiben damit rein subjektive Ausdrücke der inneren Befindlichkeit. An diese Differenz zwischen Sprache und non-verbalen Expressionen schließen sich andere an, die Thomas Luckmann prägnant zusammengefaßt hat:

„Ferner sind Sprachformen auch von der Individualität der Erfahrungen weitgehend abgelöst. Bis zu einem gewissen Grad gilt das schon für die gegenseitige Typisierung und Deutung der Ausdrucksformen. Die darin angelegte, begrenzte Anonymisierung von Sprachformen wird in Verbindung mit den zeitlichen und räumlichen Ablösungen verallgemeinert. Die Bedeutung wird „objektiv“.

Darüber hinaus lösen sich Sprachformen von anderen Ausdrucksformen ab, mit denen sie ursprünglich ein expressives Syndrom bildeten. Für die objektive Bedeutung werden jene Formen grundsätzlich irrelevant. In Situationen konkreter Intersubjektivität, aber auch nur dann, können andere Ausdrucksformen an die Stelle von Sprachformen treten. Außerdem können sie mit ihnen (sozusagen erneut) appräsentative Verbindungen eingehen.

Und schließlich lösen sich Sprachformen aus der konkreten Einbettung in soziales Handeln. Die Bedeutung von Sprachformen wird relativ unabhängig vom unmittelbaren pragmatischen Kontext der Situation. Gerade das ist der außerordentliche Vorteil der Sprachformen, daß sie in das Planen und die Koordination sozialer Handlungen, die über die Grenzen konkreter Intersubjektivität hinausreichen, bestimmend und stabilisierend eingehen können. Der Gebrauch von Sprachformen, das Sprechen,

ist zwar Handlung; aber die Sprache ist als ein quasi-ideales System der Infrastruktur von nahezu allen Handlungen zu verstehen, die eine gewisse Komplexität aufweisen oder über längere Zeitspannen hin angelegt sind“ (Luckmann, 1980, S. 112 f.).

Eine solche Beschreibung der Unterschiede zwischen Sprache und non-verbalen Kommunikationsformen läßt sich noch weiter ergänzen. Auf den von Helmuth Plessner beschriebenen ‚Klötzchencharakter‘ von Sprache ist bereits hingewiesen worden. Durch das hintereinander Aufreihen von Wörtern und Begriffen mit jeweiligem Verweis auf ein Relatum in der Welt wird pro Zeiteinheit zwar nur eine sehr geringe Informationsaufnahme ermöglicht, diese ist aber darum um so präziser. Im Gegensatz zu dem ganzheitlichen Ausdruck von Mimik und Gestik, der hohe Informationsmengen transportieren kann, sie aber diffus zum Ausdruck bringt, besitzt Sprache die Möglichkeit zur Tiefenschärfe, allerdings auf Kosten von Ganzheitlichkeit und gestalthafter Wiedergabe.

Mit diesem Differenzmerkmal zwischen Sprache und non-verbalen Kommunikationsformen ist ein weiteres Unterscheidungskriterium verbunden. Sprechhandlungen sind eindeutig dem Sprechenden als Handlung zuzurechnen, er ist verantwortlich für das Gesagte, Rückfragen und Kritik können sich daran anschließen – ‚gesagt ist gesagt‘. Der diffuse und mit geringer Tiefenschärfe verbundene Ausdruck von Emotionen ist in seiner Intention nicht eindeutig festmachbar, die Verantwortung ist nicht eindeutig zurechenbar. Deutungsprobleme der Mimik aus dem Alltag sind wohl hinreichend bekannt. („Du machst so ein komisches Gesicht!“ „Ich? Wieso? Ich guck’ doch ganz normal!“) Man kann die nur gering zurechenbare non-verbale Kommunikationsform gerade wegen dieser Besonderheit in speziellen Situationen nutzen, z.B. in Form einer mimischen Kritik gegenüber Statushöheren.

Vergleicht man die unterschiedlichen Stärken und Schwächen von Sprache und non-verbalen Kommunikationsformen, so liegt es auf der Hand, warum Emotionen sich primär in der Mimik ihren Ausdruck suchen und Kognitionen einen sprachlichen Ausdruck finden. Der sequentielle Charakter von Kognitionen entspricht dem Hin-

tereinander der Sprache, die Möglichkeit zu universalistischen Einstellungen entspricht der Fähigkeit von Sprache, den Raum, den Sprechenden selbst und die situativen Erlebnisse zu transzendieren, der Spezifität von Kognitionen entspricht die mit der Sprache erzielbare Tiefenschärfe, und dem performativen Charakter von Kognitionen schließlich entspricht die mit der Sprache verbundene eindeutige Zurechenbarkeit der Selektion.

Emotionen und non-verbale Kommunikationsformen lassen sich durch die genau umgekehrten Attribute in ihrer Verschränktheit kennzeichnen. Der Simultaneitätscharakter des emotionalen Bewußtseins korrespondiert mit dem ganzheitlichen und flächendeckenden Ausdruck von Emotionen, dem partikularistischen Charakter von Emotionen entspricht die Raum-, Situations- und Subjektgebundenheit von mimischen Emotionsausdrücken, der Diffusität von Emotionen entspricht die ganzheitliche, diffuse Art des Ausdrucks innerer Befindlichkeit, und der qualitative Charakter von Emotionen schließlich korrespondiert mit der geringen Zurechenbarkeit des emotionalen Ausdrucks.

Ich möchte diese Typologie um eine dritte unterscheidbare Form der Kommunikation erweitern: um die symbolisch generalisierten Medien. Worin unterscheiden sich die Medien von Sprache und den non-verbale Kommunikationsformen? Was macht ihre Stärke, was ihre Schwäche aus? Medien sind, nach Luhmanns Vorstellung, Zusatzeinrichtungen zur Sprache. (Auf die Unterschiede der Medienkonzepte von Parsons, Luhmann, Münch und Willke kann hier nicht näher eingegangen werden. Für einen Überblick vgl. Willke, 1982, S. 198-263, Münch, 1982, S. 123-167.) Ihre Funktion besteht in der Übertragung schon reduzierter Komplexität. Sie stellen Spezialsprachen dar, die die Übermittlung von hochkomprimierten Informationen ermöglichen. Immer dann, wenn Akteure ihr Handeln an den symbolisch generalisierten Medien orientieren, können sie ein hochselektives Regelsystem benutzen, ohne dieses selbst thematisieren zu müssen. Medien sind insofern Zusatzeinrichtungen zur Sprache, weil sie deren Flexibilität und Negationspotential abfangen. Sie ermöglichen dies, indem sie Sinn auf einen hochspezialisierten Sinn se-

legieren und diesen Sinn gegenüber verschiedenen Partnern, Situationen und Zeitpunkten identisch halten. Eine Einengung des Sinns auf spezielle Sinnzusammenhänge ermöglicht eine Generalisierung in der Zeit-, Sach- und Sozialdimension. Geld ist nur Medium der Handlungsorientierung im Wirtschaftssystem, Macht nur im politischen System und Wahrheit nur im Wissenschaftssystem.

Dem Kenner der Luhmannschen Soziologie wird aufgefallen sein, daß Liebe hier nicht als Medium thematisiert und angesehen wird. Dies liegt nicht nur in der Logik der hier eingeschlagenen Typologie, sondern ist auch inhaltlich begründet: Liebe weist genau die Definitionsmerkmale auf, die hier für Emotionen herangezogen wurden – simultan, partikular, diffus, qualitativ – und gerade nicht die umgekehrten Merkmale der Medien.

Die Ausdifferenzierung verschiedener Medien und ihre Zuordnung zu funktional spezialisierten Teilsystemen sind evolutionäre Antworten auf die Freisetzung von Kontingenzspielräumen (vgl. Luhmann, 1975a, S. 174). Die hohe Spezifität der Medien auf der einen Seite ermöglicht auf der anderen Seite eine hohe Universalität. Geld ermöglicht den Austausch von Gütern unabhängig von den Gütern, die getauscht werden, unabhängig von den Tauschenden selbst und unabhängig vom Zeitpunkt. Kognitionen lassen sich, wie wir gesehen hatten, als eine spezifische, universalistische, performative und sequentielle Form der bewußtseinsmäßigen Weltkonstruktion begreifen. Sie finden ihren dominanten Ausdruck in der Sprache und in den Medien. Die Medien bilden zu den Zeichen der Sprache gleichsam Superzeichen, Sinnverdichtungen und entsprechend ‚verdichtete‘ Möglichkeiten. Verwendet man zur Beschreibung der Medien die pattern variables, so erhalten die symbolisch generalisierten Medien in den Dimensionen sequentiell, spezifisch, universalistisch und performativ noch höhere Ausprägungen als die Sprache (vgl. Münch, 1982, S. 123-143).

Trotz dieser Loslösung von konkreten Objekten, Zeitpunkten und bestimmten Kommunikationspartnern, trotz zunehmender Abstraktion, bedürfen aber auch die Medien, als Ausdruck von kognitiven Strukturierungen, einer emotionalen Abdeckung. Luhmann geht davon aus, daß je-

des symbolisch generalisierte Medium einer Deckung in organischen Ressourcen bedarf. „Symbiotische Mechanismen“ sind nun „Einrichtungen des sozialen Systems, die es diesem ermöglichen, organische Ressourcen zu aktivieren und zu divergieren“ (Luhmann, 1981b, S. 230). Mit der Ausdifferenzierung der Medien geht eine Ausdifferenzierung symbiotischer Mechanismen einher, so daß bestimmten Medien bestimmte Mechanismen zugeordnet werden: dem Geld Konsumtion, der Macht physische Gewalt und dem Wissen die Wahrnehmung (vgl. Ebenda, S. 230; Münch, 1982, S.127; Willke, 1982, S. 207-209). Die organischen Ressourcen der jeweiligen Medien bilden die Deckungsreserve und die Sicherheitsbasis, die durch die Superzeichenbildung des Mediums weit überzogen werden, worin gerade die Flexibilität besteht und die Möglichkeit zur Bildung langer Handlungsketten begründet ist.

Die Vermittlung zwischen dem weit überzogenen Superzeichen und der organischen Deckung wird durch Emotionen geleistet: speziell durch Vertrauen (vgl. Luhmann, 1973, S. 550 ff.). Erst das Vertrauen in die Möglichkeit, Geld immer wieder in konsumierbare Güter umzumünzen, in die Möglichkeit, Entscheidungen eventuell mit physischer Gewalt durchzusetzen und in die Richtigkeit der Wahrnehmung der anderen Teilnehmer des Wissenschaftssystems bei der Generierung von Wissen ermöglicht den take off der symbolisch generalisierten Medien vom jeweils Konkreten hin zum Abstrakten. Vertrauen ist ein Gefühl, das ein Überziehen von Informationen ermöglicht, indem es vertraut, daß die eigenen Verhaltenserwartungen auch in Zukunft nicht enttäuscht werden, daß die Welt sich so verhält, wie sie sich verhalten hat (vgl. Luhmann, 1973, S. 40). Integriert man die hier angestellten Überlegungen zu den symbolisch generalisierten Medien systematisch in den uns interessierenden Zusammenhang der unterschiedlichen Modi der Konstruktion sozialer Wirklichkeit und deren Kommunikationsformen, so läßt sich die Gesamtargumentation in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Sowohl die Modi der Konstruktion sozialer Wirklichkeit – Kognitionen und Emotionen – als auch deren Kommunikationsformen – non-verbale Kommunikation, Sprache und Medien – lassen sich mit Hilfe der pattern varia-

bles in ihren Spezifika beschreiben. Denkt man sich die dichotomen Ausprägungen der pattern variables als jeweilige Endpunkte eines Kontinuums, so sind Emotionen ebenso wie deren Ausdruck in Mimik und Gestik durch die Merkmale simultan, diffus, partikularistisch und qualitativ gekennzeichnet, während Kognitionen und deren sprachlicher Ausdruck durch die Attribute sequentiell, spezifisch, universalistisch und performativ ausgezeichnet sind, wobei die symbolisch generalisierten Medien in allen Dimensionen nochmals höhere Ausprägungen erhalten.

2. Kognitive Handlungsorientierungen und deren kommunikative Formen der Sprache und der Medien bedürfen einer emotionalen Abdeckung. Eine emotionale Durchdringung des Kognitiven dient als Deckungsreserve für die symbolischen Generalisierungsformen.

3. Diese systematische Präferenz des Emotionalen spiegelt sich auch in einer evolutionären Präferenz. Sowohl Emotionen und Kognitionen auf der einen Seite als auch non-verbale Kommunikationsformen, Sprache und die Medien auf der anderen Seite befinden sich in einem evolutionären Hintereinander, d.h., sie haben sich entwicklungs-geschichtlich in dieser Reihenfolge nacheinander herausgebildet. Dies gilt sowohl für die Ontogenese als auch für die Phylogenese. Damit eng verknüpft ist die Frage der unterschiedlichen Bezugnahme der Modi der Konstruktion von Wirklichkeit und deren Kommunikationsformen auf den Organismus des Menschen. Der zunehmende Abstraktionsgrad, der von Instinkten über Emotionen zu Kognitionen reicht bzw. von den non-verbale Ausdrucksformen über Sprache hin zu den Medien bedeutet auch eine zunehmende Loslösung von der Leiblichkeit der menschlichen Existenz. Ich werde auf diesen Zusammenhang im nächsten Kapitel eingehen.

2.4 Emotionen und Körper

Betrachtet man das spezifische Verhältnis, das Emotionen in Abgrenzung zu den anderen Formen der Wirklichkeitskonstruktion zur Leiblichkeit der menschlichen Existenz einnehmen, so lassen sich zwei Ebenen unterscheiden, auf

denen der Körper ins Spiel kommt. Zum einen sind alle Modi der Weltaneignung mit physiologischen Prozessen verbunden und das in unterschiedlicher Weise. Zum zweiten ist der Körper selbst Ausdrucksmittel für die verschiedenen Kommunikationsformen, und er wird in dieser Funktion wiederum recht unterschiedlich benutzt.

Die erläuterte Unterscheidung zwischen Emotionen und sprachlichen Kognitionen findet ihre Unterstützung in Ergebnissen der Gehirnphysiologie. Emotionen sind gehirnphysiologisch in den Teilen des Palaeocortex (Riechhirn, Hypothalamus, limbisches System) zu verorten, während Kognitionen in den Rindengebieten des Neocortex lokalisiert sind (Großhirnrinde, zentrale und präfrontale Gebiete) (vgl. Karl Popper und John Eccles, 1977, S. 273). Hypothalamus und limbisches System sind entwicklungsmäßig außerordentlich alte Hirnregionen, die kognitiven Funktionen, besonders Denken, Sprechen und Bewußtsein, gehören phylogenetisch zu den jüngeren Randgebieten des Neocortex.

Gefühle stellen also entwicklungsmäßig eine weit ursprünglichere Art der Kommunikation dar als Sprache bzw. symbolisch generalisierte Medien, wobei letztere allein sozial konstruierte Kommunikationsformen sind, ohne physiologische Basis. Diese Tatsache bedingt zugleich die stärkere Gebundenheit von Emotionen an den Organismus. Gefühle affizieren den Körper auf chemischem Wege, indem je nach Gefühlslage – das gilt zumindest für die basalen Gefühle – Hormone (z.B. Adrenalin, Nonadrenalin) ausgeschüttet werden, „die eine Unzahl von globalen oder regionalen körperlichen Veränderungen im Gefäßsystem, an Organsystemen zu bewirken vermögen.“ (Luc Ciompi, 1982, S. 76). Eine solche unspezifische hormonelle Steuerung unterscheidet sich fundamental von der neuronalen ‚Mikroelektronik‘, die die sprachlich-kognitiven Prozesse steuert. Vermittels kleinster elektrischer Ströme, die durch die Verschiebung von Natrium- und Kaliumionen entstehen, können hochdifferenzierte kognitive Prozesse gesteuert werden, die, im Gegensatz zur Grobmechanik der Emotionssteuerung, keine subjektiv spürbaren körperlichen Reaktionen auslösen (vgl. L. Ciompi, 1982, S. 79; Karl-Heinz Voigt und Horst L. Fehm, 1983).

Das Alltagswissen nimmt auf die enge Verknüpfung von Emotionen mit körperlichen Erscheinungen Bezug, wenn es emotionale Empfindungen mit der Bezugnahme auf Körperteile zum Ausdruck bringt. Von einem „Zerplatzen vor Wut“, von etwas, „wovor man Schiß hat“, von einem „Schlag in die Magengrube“ und von „herzzerreißenden Erlebnissen“ ist die Rede, Redeweisen, die den Körperbezug von Emotionen zum Ausdruck bringen.

Es mag gerade dieses Element der Körperbezogenheit von Emotionen sein, das Emotionen den Anschein der Natürlichkeit gibt. Der körperliche Ausdruck des inneren Empfindens ist Garant und Deckung für die Wahrhaftigkeit des an sich nicht erkennbaren inneren Empfindens. Gefühle werden damit Ausdruck des wahren, unverfälschten Subjekts, das symbolisch Innere bekommt einen materiellen äußeren Ausdruck und wird damit glaubhaft.

Alois Hahn hat im Zusammenhang mit der Frage nach der Funktion von Selbstkasteiungen, Bußkasteiungen und anderen Formen religiös regulierter Abstinenz das Verhältnis von Leiblichkeit und Wahrhaftigkeit analysiert und kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: „Die physische Kasteiung macht in dieser Situation Schmerzen sichtbar, entzieht sie jedem Zweifel, eigenem und fremdem. Der Körper wird insofern Organ der Wahrheit. Jeder kann sagen er leide, aber die Wunde spricht für sich. Sie macht innere Zustände manifest. Gerade dort also, wo an den an sich unsichtbaren Vorgängen im fremden Bewußtsein Zweifel möglich sind, obwohl viel von ihnen abhängt, wird der Körper gleichsam als Deckung für die verbale Wahrung gesehen. Das gilt nicht nur bei Schmerzen, sondern in ähnlicher Weise auch für die Interpretation von unwillkürlichen Leibesvorgängen, z.B. Lachen, Weinen, Erektionen, Schweißausbrüchen, Erröten u.s.w.. Hier wird gerade aus der Gleich- oder Gegensinnigkeit der als nicht völlig beherrschbaren körperlichen Manifestationen auf Ehrlichkeit oder Trug geschlossen“ (Hahn, 1985, S. 8 f.). Die physiologisch und anthropologisch enge Verknüpfung von Emotionen und Leiblichkeit läßt sich sozial nutzbar machen, indem der Körper, bzw. die Darstellung des Emotionalen durch den Körper, als Garant der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit

und Eindeutigkeit des an sich immer kontingenten Sinnhaften genommen wird.

Der Körper kann zur Identitätspolitik herangezogen werden und er kann dies, erklärbar aus der dargestellten besonderen Verquickung von Körper und Emotionen, in besonderem Maße. Unter dem Stichwort ‚Die Wiederkehr des Körpers‘ werden in der Soziologie, vor allem von Dietmar Kamper und Volker Rittner soziale Entwicklungsphänomene subsummiert, die die zunehmende Bezugnahme und das verstärkte Einspielen von Körperlichkeit in das Soziale betreffen (Dietmar Kamper und Volker Rittner 1976; Kamper und Christoph Wulf, 1982; Rittner 1984). Ausgehend von der Alltagsbeobachtung und von empirischen Befunden, daß der Körper in Form des Sporttreibens, der Körperpflege und der Gesundheit, der Körperinszenierungstechniken und der Körpertherapien, aber auch in Formen des kranken, hyperzivilisierten Körpers zunehmend eine soziale Wahrnehmung erfährt, fragt es sich, wie dieser Strukturwandel zu erklären ist. Rittner sieht die Ursache für die zunehmende Bedeutsamkeit von Körper und Emotionen in der Tatsache verborgen, daß die klassischen Sozialstrukturen und Sinngebungsinstanzen wie Stand, Klasse, Beruf, Religion, Tradition aber auch die Geschlechterrollen an Gestaltungskraft verloren haben und zunehmend weniger für Identität und Stabilisierung sorgen und herangezogen werden können (Rittner, 1984, S. 3). Der Verlust der Strukturierungskraft überindividueller Sinninstanzen macht den Rückgriff auf die subjektiven Befindlichkeiten und die eigene Leiblichkeit als Ressourcen der Identitätsstiftung immer bedeutsamer. „Das Schnaufen, der Schweiß, der vergossen wird und die Emotionen – das ehemals verstoßene Konkrete und Peinliche, die das beste „Selbst“ in Verlegenheit brachten – sind nunmehr Ausweis für Gesundheit, für die richtige Erfahrung des eigenen Selbst“ (Rittner, 1982, S. 50).

Ich kann an dieser Stelle die Überlegungen zu einer neuen Emotions- und Körperkultur nicht weiter verfolgen oder gar auf ihre empirische Stimmigkeit hin überprüfen. Das Einspielen der Überlegungen von Rittner und Kamper sollte allein die systematischen Überlegungen über den Zusammenhang zwischen Körper und Emotionen illustrieren

und ihre Verwertbarkeit für die Analyse von konkreten Phänomenen dokumentieren.

3. Die Bedeutsamkeit des Emotionalen für das Soziale: Weichenstellungen

Die systematische Einführung von Emotionen in die Grundbegriffe der Soziologie impliziert sowohl neue Weichenstellungen für die Beschreibung empirischer Phänomene als auch für die Abgrenzung und Kritik zu anderen Theoriekonzeptionen. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, all diese Implikationen aufzugreifen und auszuarbeiten. Was hier geleistet werden kann, ist erste Anregungen und Hinweise zu geben, Bahnen und Wege anzudeuten, ohne sie zu Ende zu gehen. Dabei werden theoretische und empirische Ergebnisse aus recht heterogenen Feldern aufgegriffen und in dem hier entwickelten systematischen Zusammenhang reinterpretiert. Sowohl die Diskussion der heterogenen Teilaspekte als auch der Zusammenhang zwischen den Aspekten muß fragmentarisch bleiben.

3.1 Emotionale Konstruktion von Konsensusfiktionen

Der spezifische Charakter und die Leistungsfähigkeit von Emotionen bei der Konstruktion von Wirklichkeit geht aus den Ergebnissen einer Befragung von Ehepartnern bzgl. des Problems des Konsenses zwischen den Partnern hervor (vgl. Hahn, 1983). Die Ehepartner wurden befragt, inwieweit sie einen Konsens zwischen sich und dem Partner für die Bereiche Weltanschauung, Geschmack, Sexualität, Zukunftspläne, persönliche Interessen, Einstellung zum Beruf und zur Kindererziehung u.a. für unabdingbar hielten. Abgesehen von weltanschaulichen und politischen Einstellungen stimmten die Paare in über 75% der Fragen darin überein, daß ein Konsens über diese Einstellungen notwendig sei (vgl. ebenda, S. 216). Gleichzeitig unterstellten sich die Partner, die unabhängig voneinander befragt wurden, gegenseitig, daß sie in fast allen Bereichen tatsächlich übereinstimmen würden, daß es zwischen Ihnen und dem Partner einen Konsens über den nachgefragten Sachverhalt gä-

be. Stellt man nun den wechselseitig unterstellten Übereinstimmungen die tatsächlich geäußerten Ansichten gegenüber, so kommt man zu überraschenden Ergebnissen. 96% der befragten Ehepartner stimmen überein, daß ein Konsens der Partner im Bereich der Erziehung der Kinder wichtig oder sehr wichtig ist und gehen gleichzeitig davon aus, daß ein solcher Konsens gegeben ist. Der vermeintliche Konsens erweist sich aber häufig als Dissens: Auf die Frage, wie sie zu der Aussage stünden, „Jungen und Mädchen müssen auf verschiedene Aufgaben im späteren Leben vorbereitet werden und deshalb auf verschiedene Art erzogen werden und ausgebildet werden“, wurde nur bei rund der Hälfte der Paare volle Übereinstimmung erzielt, bei etwa einem Viertel der Befragten herrschten direkt konträre Auffassungen (vgl. ebenda, S. 220 f.). Ähnliche Ergebnisse zeigten sich bei den Einstellungen zum Beruf, bei der Frage nach der beruflichen Weiterarbeit der Frau und bzgl. unterstellter Gründe für eine Scheidung (vgl. ebenda, S. 221). Ehepartner gehen also von einem Konsens aus, unterstellen sich wechselseitig bzgl. ihnen selbst wichtig erscheinenden Fragestellungen eine Übereinstimmung, die faktisch aber nur in geringem Maße besteht. Wie ist das möglich? Wie werden solche Konsensfiktionen produziert, aufrecht erhalten und stabilisiert? Die in den vorangegangenen Ausführungen entwickelte Unterscheidung zwischen einem emotionalen und einem sprachlich kognitiven Modus der Konstruktion sozialer Wirklichkeit und den entsprechenden Kommunikationsformen kann bei der Beantwortung der Frage weiter helfen.

Der faktisch existierende Konsens zwischen den Ehepartnern ist ein sprachlich diskursiv ausgehandelter Konsens bzw. ein über Rollenmuster institutionalisierter Konsens. Er beruht auf dem wechselseitigen Wissen der Partner um die eigenen Einstellungen und die des Partners zu bestimmten Fragen und Problemstellungen. Gibt es Dissens über den unterstellten Konsens, so wird dieser idealiter argumentativ ausgetragen. Die wechselseitige Strukturierung vermittelt Sprache läßt sich mit den Merkmalen spezifisch, universalistisch und performativ beschreiben. Die Spezifität von Sprache ermöglicht es, für ganz bestimmte Teilbereiche einen Konsens zwischen den Partnern festzustellen,

für andere Teilaspekte einen Dissens, ja sogar einen Konsens bzgl. eines Dissenses. Der Universalismus der Sprache vermag es, die Anknüpfung der Argumente für oder gegen eine Einstellung aus universell geltenden Prinzipien abzuleiten, sei es nun durch die Bezugnahme auf gesamtgesellschaftliche Normen und Werte oder auf die Prinzipien des Diskurses, daß allein das bessere Argument Geltung beanspruchen kann. Damit wird die durch das Gefühl der Liebe konstituierte partikularistische Geltung transzendiert und an allgemeine Prinzipien anschließbar. Der performative Charakter der Sprache schließlich ermöglicht eine aktive, gestaltende Umgangsweise mit den Geltungsansprüchen, eröffnet die Perspektive zur Änderung und Modulierung von Einstellungen durch neue Aushandlungsprozesse und transzendiert auch hierin die mit dem Gefühl der Liebe verbundene Weise, Geltungsansprüche als gegeben im Modus des Erlebens anzusehen.

Nun zeigen die Ergebnisse der Studie von Hahn et.al., daß der sprachlich ausgehandelte faktische Konsens zwischen den Ehepartnern, so wie er gerade idealtypisch beschrieben wurde, nur in geringem Maße eine Rolle spielt. Konsensusfiktionen sind Resultat einer emotionalen Konstruktion und nicht einer sprachlichen Konstruktion der Wirklichkeit zwischen Ehepartnern. Die spezifische Beziehungskonstruktion, die durch Emotionen – in diesem Falle Liebe – geleistet wird, schlägt sich auf die sprachlich-kognitive Ebene in der Weise nieder, daß die Konsensusfragen nur zu geringen Teilen überhaupt noch sprachlich eingeholt werden müssen.

Liebe ist eine Form des wechselseitigen Kreditgebens, die vorhandenen Dissens unsichtbar macht. Liebe erzeugt damit eine wechselseitige Sicherheit, eine gegenseitige Unterstellung übereinzustimmen, die funktional äquivalent zu einem faktischen Konsens ist. Die Bedeutsamkeit eines über Emotionen hergestellten fiktiven Konsenses für Ehebeziehungen ist in dem Maße hoch zu veranschlagen, wie die Partnerbeziehungen nur in geringem Maße durch vorgängige Rollenverhältnisse institutionell stabilisiert sind. Je geringer – und dies scheint der Trend der Entwicklung von Partnerschaftsbeziehungen in der Gegenwart zu sein – Handlungs- und Erwartungserwartungen vorweg gesell-

schaftlich kodiert und stabilisiert sind, je höher ist der Bedarf, diesen Kontingenzspielraum durch emotional hergestellte Konsensusfiktion zu verengen und damit Beziehungen zu stabilisieren (vgl. Hahn, 1983, S. 214).

Emotionen ermöglichen dies durch ihren spezifischen Modus der Weltkonstruktion, den wir als diffus, partikularistisch und qualitativ beschrieben hatten. Es ist gerade das diffuse Element von Liebe, das für das hier diskutierte Moment der Kredit- und Fiktions-schaffung von Bedeutung ist. Die wechselseitige Orientierung des Handelns an der Gesamtperson des anderen und nicht an spezifischen Teilaspekten und Einstellungen und dies unabhängig von wechselnden Situationen, die flächendeckende Akzeptanz des anderen, im Gegensatz zu rollenmäßigen, spezifischen Formen der Handlungsorientierung, ermöglicht gerade eine Generalisierung von Einzelaspekten auf die Gesamtperson und damit das für Konsensusfiktionen typische Kredit-system. Die so auf der emotionalen Ebene konstruierte Wirklichkeit schlägt auf die kognitiv sprachliche Ebene in der Weise durch, daß die Verschiedenheiten zwischen den Ehepartnern „gleichsam durch ein Verkleinerungsglas angeschaut und nicht als Einwand gegen die, sowohl als gegeben wie als erforderlich unterstellte Einigkeit in den für das Zusammenleben wichtigen Daseinsbereichen“ (Hahn, 1983, S. 214) geltend gemacht werden. Erweist sich die Dominanz einer emotionalen Konstruktion der Wirklichkeit, im Vergleich zu einer sprachlich kognitiven Form, für Intimbeziehungen als funktional bezüglich der Stabilisierung dieser Beziehungen, so mag ein solches Interpenetrationsverhältnis sich in anderen Zusammenhängen als dysfunktional erweisen.

3.2 Teams und Emotionen

Friedhelm Neidhardt hat am Beispiel von Forschungsteams das Problem der Balance zwischen den beiden Modi der Weltkonstruktion (indirekt) diskutiert. Teams sind dadurch gekennzeichnet, daß sie eine Zwitterstellung zwischen formalisierten Vorgaben (Mitgliederrekrutierung und Zielsetzung) und informellen Prozessen (geringe strukturelle Vorgaben für die Gestaltung des inneren Rau-

mes) einnehmen (vgl. Neidhardt, 1983, S. 552). Dieser strukturell hybride Status spiegelt sich intern als Konflikt zwischen den beiden Konstruktionsformen sozialer Wirklichkeit. Als Organisation muß das Team sprachlich vermittelte Rationalität präferieren, als Gruppe bestimmt es sich nicht zuletzt durch die Emotionen zwischen den Mitgliedern. Beide Systemansprüche in der Weise zu einem Optimumspunkt zu führen, daß sich die emotionalen Beziehungen für die Erreichung des organisationellen Ziels einspannen lassen, ist das eigentliche Problem von Forschungsteams.

Im Gegensatz zu Ehebeziehungen erfordern Teams ein anderes Interpenetrationsverhältnis zwischen der sprachlich-kognitiven und der emotionalen Weise der Konstruktion von sozialer Wirklichkeit: Emotional hergestellte und abgesicherte Konsensusfiktionen erweisen sich hier gerade als dysfunktional. Zwar kommt auch ein gutes Team nicht ohne ein Fundament emotionaler Beziehungen aus, diese dürfen aber nicht zum entscheidenden Kriterium für Sachfragen werden. Neidhardt hat dies für die Gefühle der Sympathie und der Antipathie gezeigt. Freundschaftliche Gefühle zwischen den Mitgliedern fangen Probleme auf der sprachlichen Ebene ab und können partiellen Dissens überbrücken helfen. Sie ermöglichen Fehlertoleranzen, so daß nicht wegen jedem Fehler zur Kasse gebeten wird, wodurch die Kooperation gesichert bleibt. Wird eine freundschaftliche Strukturierung des Teams allerdings dominant und drückt der sprachlich-kognitiven Ebene ihren Stempel auf, dann schlägt das spezifische Interpenetrationsverhältnis in ein dysfunktionales Verhältnis um. Fehler und Fehlverhalten des anderen werden nicht diskutiert und geändert, weil man ihn mag und er Kredit genießt; unterstellter Dissens und Kritik werden nicht versprochen und argumentativ ausgetragen, weil man Auswirkungen auf die emotionale Ebene fürchtet.

Ähnlich prekär ist das Verhältnis zwischen den Mitgliedern, wenn es durch Antipathien bestimmt ist. „Mit ihnen steigt das Interesse, am anderen Fehler zu sehen. Mag dies für ein Minimum auch funktionaler Kritik sorgen und einer trügen Gemütlichkeit allzu heimeliger Teamstimmungen entgegenwirken, so enthalten sie doch allemal ein ganz und

gar unproduktives Element. Sie veranlassen den anderen nämlich, den für Forschung unerläßlichen Prozeß dauernder Selbstkorrekturen zurückzuhalten und von gestern zu verteidigen, was er heute selber nicht mehr richtig findet – eben weil ihm Meinungswandel als Selbstwiderspruch vorgerechnet und am Ende als Charakterfehler angelastet würde“ (Neidhardt, 1983, S. 563). Vergleicht man die jeweiligen Mischungsverhältnisse von Kognitionen und Emotionen in Intimbeziehungen und Forschungsteams, so sieht man, daß sich je nach Sozialsystem eine unterschiedliche Dominanz als funktional erweist. Man kann, von diesem Befund ausgehend, zu allgemeinen Thesen über den Zusammenhang zwischen Systemstrukturen und Konstruktionsformen von Wirklichkeit gelangen.

3.3 Emotionen in unterschiedlichen Systemtypen: Gruppe und Organisation

Die beiden unterschiedlichen Sinnzusammenhänge – Ehepaare und Forschungsteams – lassen sich in systemtheoretischer Terminologie mit den Systemtypen Gruppe und Organisation beschreiben. Die in Anlehnung an und Ergänzung zu der Luhmannschen Systemtypologie entworfene Unterscheidung bestimmt unterschiedliche Sinnzusammenhänge anhand unterschiedlicher Kriterien der System/Umwelt-Grenzziehung und der systemischen Selbstselektion. Gruppe läßt sich als ein Sozialsystem verstehen, das durch die Merkmale der Unmittelbarkeit, der Dauerhaftigkeit und der Diffusität der Mitgliederbeziehungen gekennzeichnet ist (vgl. Willke, 1978; Neidhardt, 1979; Hartmann Tyrell, 1983). Von Organisationen unterscheiden sich Gruppen vor allen Dingen in der Diffusitätsdimension; daß der Sinnzusammenhang über einen schlichten Encounter zeitlich hinausreicht und auf Dauer gestellt ist, haben Gruppen und Organisationen gemeinsam; auch ein unmittelbarer face to face Kontakt kann für Organisationen konstitutiv sein, ist allerdings für Organisationen keine *conditio sine qua non*. Wenn Organisationen mehr sind als face to face Beziehungen, dann ist dies auf ihren spezifischen Charakter der internen Strukturierung, im Gegensatz zu einer diffusen, gruppenmäßigen Struktur, zurückzuführen.

Die für Organisationen typische Einengung des Sinnhorizontes auf spezifische Ziele und Zwecke und die Ausrichtung der Handlungsketten auf eine möglichst rationale Mittelkonzipierung zur Erreichung dieser Ziele, erlangen Organisationen durch eine Institutionalisierung von Unpersönlichkeit (vgl. Luhmann, 1964, S. 65). Diese wiederum wird ermöglicht, indem die Mitgliedschaft an feste Bedingungen und Regeln geknüpft ist, und die Anerkennung des internen Normensystems durch die Zahlung von Einkommen entschädigt wird. Gerade dadurch ist auch ein face to face in Organisationen überspringbar und lassen sich lange, meist hierarchisch gegliederte Handlungsketten institutionalisieren.

Die wechselseitige Handlungs- und Erwartungsorientierung der Mitglieder ist auf spezifische Rollen, Aufgaben und Erwartungen gerichtet, die durch die Kombination der Positionen in der Organisation bestimmt sind. Gleichzeitig sind die formalisierten Erwartungen auf Änderung hin konzipiert. Organisationen agieren in Umwelten, deren Änderungen sie sich flexibel anpassen und denen sie mit systemspezifischer Rationalität begegnen müssen. Die für Organisationen typische Entkoppelung von Motiv und Systemstruktur ermöglicht ein Umstellen von Systemstrukturen relativ unabhängig von den motivationellen Lagen ihrer Mitglieder, womit Lernen institutionell eingebaut ist (vgl. Luhmann, 1964, S. 89-108). Zugleich sind Organisationen nicht auf bestimmte partikulare Objekte und Problemstellungen begrenzt, sondern können Verschiedenes und wechselnde Problemstellungen in Angriff nehmen.

Emotionen mit ihren Spezifika einer simultanen, diffusen, partikularistischen und qualitativen Form der Weltkonstruktion können in einem Sinnzusammenhang ‚Organisation‘ nur eine periphere Rolle spielen, der dominante Konstruktionsmodus ist der kognitiv-sprachliche. Organisationen sind affektiv-neutral, weil sie die Handlungsorientierung nicht an die Gefühlsdispositionen ihrer Mitglieder anschließen, sondern eine Formalisierung von Verhaltenserwartungen mit der Übernahme von Mitgliedspflichten an die Zahlung von Einkommen koppeln. Sie fördern eine spezifische Handlungsorientierung, indem sie Handlungen nicht an Personen, sondern an Rollen und Vorschriften

orientieren, sie begünstigen performative Einstellungen, weil sie auf Änderung und Flexibilität angelegt sind, und sie bevorzugen universalistische Orientierungen, weil sie eine partikuläre Fixierung auf Objekte und konkrete Aufgaben und Gegenstände verhindern. Emotionen sind zu unflexibel, haben eine zu geringe Erwartungselastizität (vgl. Luhmann, 1964, S. 375), sind nicht funktional differenzierbar und formalisierbar und damit als dominante Konstruktionsform in Organisationen nicht verwendbar.

Begünstigt der spezifische Systemtypus Organisation sprachlich-kognitive Konstruktionsweisen von Wirklichkeit, so wird umgekehrt der spezifische Sinnzusammenhang gerade dadurch erst konstituiert. Organisationen sind sprachlich-rational stabilisierte Systeme, weil ihre Struktur eine sequentielle, spezifische, universalistische und performative Orientierung begünstigt, wie sich umgekehrt gerade dadurch erst die Spezifika von Organisationen entwickeln - Sinnvollzug und Sinnzusammenhang bedingen sich wechselseitig.

Ähnliches gilt für Gruppen. Gruppen sind emotional stabilisierte Systeme, weil ihre Struktur eine simultane, diffuse, partikularistische und qualitative Konstruktionsform präferiert, wie sich umgekehrt dadurch erst die Spezifika von Gruppen konstituieren. Es ist bereits erwähnt worden, daß Gruppenstrukturen und Organisationsstrukturen sich vor allem in der Diffusitäts-/Spezifitäts-Dimension voneinander unterscheiden. Der Horizont der Gruppe ist nicht verengt auf spezifische Ziele und Zwecke, sondern offen für eine Ausgestaltung und Füllung durch die partizipierenden Personen. Systemstrukturen und Motivationsstrukturen sind nicht in der Weise, wie dies in Organisationen der Fall ist, auseinandergezogen, so daß die Personen nicht auf Rollen und spezifische Zwecke reduziert werden können. Damit ist das Feld für eine emotionale Strukturierung freigegeben.

Sympathie und Antipathie, Freundschaft und Feindschaft, Liebe, Haß und Gleichgültigkeit zwischen den jeweiligen Mitgliedern geben dem Feld seine Struktur, sorgen für Erwartungssicherheiten und Verlässlichkeiten und dienen somit als funktionales Äquivalent für eine sprach-

lich kodierte Formalisierung der Beziehungen, wie sie für Organisationen typisch ist. Man weiß, wie wer zu wem emotional steht, wie das soziale Feld strukturiert ist und kann daran sein eigenes Handeln und Erwarten orientieren. Gleichzeitig werden durch eine emotionale Strukturierung des Feldes Enttäuschungstoleranzen, die durch Diskrepanzen auf der sprachlichen Ebene in Anspruch genommen werden können, eingebaut: Gefühle räumen dem andern, wie wir am Beispiel der Untersuchung von Hahn et al. gesehen hatten, Kredit ein. Die Tatsache, daß Gruppen dominant emotional strukturiert sind, sagt noch nichts über das positive oder negative Vorzeichen dieser Strukturierung aus. Sowohl Sympathie als auch Antipathie, sowohl Liebe als auch Haß, sind mögliche Strukturierungsformen.

Spezifische Systemtypen lassen sich selbst als Problemlösungen für spezifische Umweltkonstellationen begreifen. Die Tatsache, daß Gruppen dominant emotional strukturiert sind, macht sie für andere Problemstellungen tauglich als Organisationen. John Lofland (1977) hat in einer Studie über die Moon-Sekte gezeigt, daß die Integration von neu angeworbenen Mitgliedern in Kleingruppen und die emotionale Bindung der potentiellen Mitglieder an die Gruppe der erfolgreichste Weg der Rekrutierung neuer Mitglieder ist (Lofland, 1977, S. 9 und S. 312 f.). Nicht die religiösen Konzepte der Heilsbotschaft oder der Verweis auf die Ziele der Organisation überzeugen und motivieren zur Mitgliedschaft, sondern der Aufbau persönlicher und emotionaler Beziehungen zu der potentiellen Klientel. Eine Bindung an die Organisationsziele erfolgt erst im zweiten Schritt. Es steht zu vermuten, daß eine solche Strategie der Rekrutierung von Mitgliedern nicht allein für religiöse Bewegungen von Bedeutung ist, sondern für soziale Bewegungen generell.

3.4 Gesellschaftlicher Wandel und Emotionen: eine grundbegriffliche These

Wurde bis jetzt von bestimmten Systemtypen ausgegangen und nach dem Zusammenhang zwischen den Strukturbesonderheiten verschiedener Sinnzusammenhänge mit spezifischen Modi der Weltkonstruktion gefragt, so kann man

diese Perspektive um eine evolutionäre Sichtweise ergänzen. Systeme sind selbst nicht gegeben, sondern evolutionär entstandene Antworten und Problemlösungen auf spezifische Umweltkonstellationen. So ist gerade ‚Organisation‘ ein evolutionär spät ausdifferenzierter Systemtypus, der sich unter voraussetzungsvollen Bedingungen entwickelt hat und immer wieder Wandlungen unterworfen ist. Mit der Strukturveränderung von Systemen ändert sich aber auch das jeweilige Dominanz- und Durchdringungsverhältnis zwischen den beiden Modi der Weltkonstruktion.

Parsons hatte die *pattern variables* bereits in der Absicht konzipiert, damit zugleich gesellschaftlichen Wandel analytisch zu fassen. In Anlehnung an die von Ferdinand Tönnies eingeführte Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft sind die Dichotomien der Handlungsorientierungen der *pattern variables* u.a. konzipiert, um vormoderne von modernen Gesellschaften (im Sinne der okzidentalen, industrialisierten Gesellschaften) zu unterscheiden. Was läßt sich aus der Perspektive des gesellschaftlichen Wandels über die jeweiligen Mischungsverhältnisse zwischen Emotionen und sprachlichen Kognitionen ableiten? Auch hier können wieder nur Hypothesen formuliert und Ausführungen angedeutet werden, Hinweise auf Perspektiven gegeben, gleichsam Schlaglichter geworfen werden.

Die von Tönnies eingeführte und von vielen – wenn auch mit anderen Begriffen – aufgegriffene Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft läßt sich in ihrer ‚entweder/oder-Konstellation‘ bzw. in ihrer zeitlich evolutionären Anordnung des Hintereinanders nicht halten. Zum einen kommt ein noch so sehr rational und kognitiv-sprachlich strukturiertes System ohne eine basale emotionale Strukturierung nicht aus, interessant ist immer nur das spezifische Mischungsverhältnis, zum anderen befinden sich emotionale und sprachlich-kognitive Modi der Weltkonstruktion nicht in einer Nullsummenkonstellation, sondern können sich gegenseitig steigern. Für beides seien zwei Beispiele angeführt.

1. Daß keine soziale Strukturierung ohne eine emotionale Strukturierung auskommt, wurde an den verschieden-

sten Stellen dieser Arbeit bereits erwähnt. Durkheims These von den non-kontraktuellen Elementen und Simmels Diskussion der primären Emotionen gehören hier ebenso hin wie die erörterte Notwendigkeit der Deckung symbolisch generalisierter Medien durch Vertrauen. Ein ähnlicher Zusammenhang scheint für das moderne Recht zu gelten. Positives Recht bedeutet, daß für beliebige Inhalte legitime Rechtsgeltung gewonnen werden kann, daß das Recht flexibel, machbar und setzbar ist und trotzdem auf Anerkennung vertrauen kann (vgl. Luhmann, 1970, S. 180). Rechtsentscheidungen bedürfen aber immer der Legitimation, der Abnahme und Hinnahme durch die Betroffenen, und das scheint gerade bei einer hohen Flexibilität und Setzbarkeit des Rechts problematisch zu sein. Wird die Legitimation heute meist durch Legalität hergestellt, durch den Glauben in die Rechtmäßigkeit des Verfahrens der Rechtsfindung und -setzung, so ist es gerade ein Element innerhalb des Verfahrens, das über eine emotionale Bindung zu einer Legitimation führt. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von der instrumentellen und expressiven Variable des Verfahrens. Verfahren (Wahl, Gesetzesentscheidung, Gerichtsentscheidung) erfüllen sowohl die Funktion, durch die Wahl geeigneter Mittel spezifische Zwecke zu erreichen (sei es nun, bestimmte Stellen in der Legislative und Exekutive zu besetzen wie bei der Wahl, oder zu Entscheidungen zu kommen wie bei der Gesetzgebung und dem Gerichtsverfahren) als auch die Funktion, die Betroffenen an die Zwecksetzungen zu binden. Die zweite Funktion wird im Verfahren durch ritualmäßige Praktiken hergestellt, „durch expressive, dramatische, öffentliche Darstellung der Themen, Projekte, Schwierigkeiten und Ergebnisse“ (Luhmann, 1975, S. 230). Man denke nur an die Inszenierungen in Gerichtssälen, an die Kleidung, Anreden, Regeln des Verfahrensablaufs und der Selbstdarstellung oder an die Inszenierung von politischen Wahlen als Kämpfe mit ihren spezifischen Regeln der Dramatisierung, will man sich ritueller Praktiken der emotionalen Konstruktion, in der Funktion der Legitimationsbeschaffung, vergewissern.

Die Bedeutung von Emotionen bei der Legitimation von Recht wird in der Literatur in der Regel völlig vernachlässigt.

sigt. Die Legitimationsbeschaffung wird nach Günter Dux (1978) über Begründungsdiskurse hergestellt (ebenda, S. 154 f.). Peter Boy und Rüdiger Lautmann (1979) behaupten zwar die Bedeutung des Zusammenspiels von kognitiven und affektiven Elementen, in ihrer konkreten Analyse von Kommunikationssituationen vor Gericht werden aber allein die kognitiv-sprachlichen Elemente, ganz im Sinne der konstruktivistischen Tradition, herausgearbeitet.

Die von Durkheim beschriebene gesellschaftliche Notwendigkeit der Herstellung einer emotionalen Bindung zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft, hat auch für die moderne Gesellschaft ihre Gültigkeit. Der Mechanismus der Herstellung einer emotionalen Konstruktion läßt sich auch hier mit dem Begriff des Rituals umschreiben.

2. Die seit Tönnies die Soziologie durchziehende begriffliche Dichotomisierung des Sozialen in Gemeinschaft und Gesellschaft (instrumentell/expressiv, kognitiv-sprachlich/emotional, Vergemeinschaftung/Vergesellschaftung, Dichotomien der pattern variables) läßt sich nicht sinnvoll als Nullsummenkonstellation verstehen, sondern als Verhältnis sich gegenseitig steigernder Elemente. Die Moderne selbst ist dafür ein hinlänglich gutes Beispiel. Erst die Freisetzung dominant kognitiv-sprachlich strukturierter Bereiche ermöglicht die parallele Ausdifferenzierung emotional strukturierter Bereiche. Man kann die Moderne nicht hinlänglich als rationalisierte Gesellschaft begreifen, die alleine durch sequentielle, spezifische, universalistische, performative und affektiv neutrale Handlungsorientierungen gekennzeichnet ist. Eine solche Charakterisierung mag sicherlich für das Wirtschaftssystem gelten. Dessen dominante Strukturform ‚Organisation‘ und institutionalisierte Kommunikationsform ‚Geld‘ konstituieren sich durch und bedingen wiederum eine rationale und sprachlich-kognitive Konstruktionsform. Die Kehrseite der Entwicklung aber besteht in der Steigerung der Möglichkeit zu persönlichen, über Emotionen strukturierte Beziehungen, in der Steigerung der Chance, Bereiche abzukoppeln, die dominant durch emotionale Wechselwirkungen strukturiert und relativ unabhängig von der Außenwelt intensiviert werden können. Intimität, Freundschaften und Kleinfamilie sind die entsprechenden gesellschaftlichen Formen, die sich sy-

stemtheoretisch als soziale Gruppen im oben definierten Sinne beschreiben lassen. Erst die Ausdifferenzierung von Aufgaben und Bereichen, die traditionell in der Familie erfüllt wurden, erst das Aufweichen traditioneller Bindungen und die Freisetzung der Möglichkeit der Gründung freiwilliger Assoziationen, ermöglicht eine Personalisierung, Intimisierung und Emotionalisierung der Familie, ermöglicht einen ‚Primat der Binnenorientierung von Familien‘ (vgl. Hartmann Tyrell, 1983a, S. 377-385). Die Differenzierung verschiedener Modi der Weltkonstruktion mit einer parallelen, funktionalen Differenzierung kompatibler Systemtypen eröffnet eine wechselseitige Steigerung der Konstruktionsformen. Neil J. Smelser geht davon aus, daß diese Entwicklung sich weiter fortsetzen wird. Tendenzen zur Ausdifferenzierung der Kindererziehung (Vorschule, Kindergarten, Leihmütter) aus der Familie und die Konzentration der Familie auf die affektive Beziehung der Ehe interpretiert Smelser als Fortsetzung der Differenzierung von instrumentellen und affektiven Bereichen (vgl. Smelser, 1980, S. 117 f.)

Mit der These der Steigerungsfähigkeit von kognitiv rationalen und emotionalen Bereichen und der Hypothese, daß die Moderne mit den entsprechenden Strukturtypen ‚Organisation‘ und ‚Gruppe‘ diesen Prozeß vollzogen hat, befindet man sich auf Konfrontationskurs mit klassischen, soziologischen Hypothesen. Wir hatten bereits in dem Kapitel über Max Weber gesehen, daß Weber sowohl die Grundbegriffe als auch die makrosoziologischen Hypothesen entlang des Idealtypus eines zweckrational orientierten Handelns konzipiert hatte, die affektiven Dimensionen als Abgrenzung benutzte und für die Moderne eine Durchsetzung zweckrationaler Orientierungen diagnostizierte. Dieser Theoriestrang zieht sich durch bis hin zu den Arbeiten von Jürgen Habermas. Zwar ist hier der Begriff der Rationalisierung aus seiner Beschränkung auf zweckrationale Rationalität befreit und um die Dimensionen der kommunikativen Rationalität erweitert, Emotionen als Konstruktionsformen werden aber auch bei Habermas nicht analytisch integriert. Läßt sich die hier getroffene Unterscheidung der verschiedenen Modi der Weltkonstruktion aber plausibel machen, so sind damit ganz neue Weichenstel-

lungen für eine Kritik an der Habermasschen Theoriekonzeption gewonnen. Kolonialisierung der Lebenswelt meint dann das Eindringen sprachlich rationaler Bereiche in genuin emotional strukturierte, lebensweltliche Bereiche. Ich werde die makrosoziologischen Implikationen des hier vorgestellten Konzepts einer Emotionssoziologie im Schlußkapitel dieser Arbeit nochmals aufgreifen.

3.5 Schichtspezifische Unterschiede der emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit

Ich möchte am Ende der Diskussion von Beispielen, die erste Hinweise für die Fruchtbarkeit der erläuterten Unterscheidung verschiedener Modi der Konstruktion sozialer Wirklichkeit geben sollen, den Collinschen Gedanken, daß Emotionen nicht nur die Wirklichkeit in der Horizontalen strukturieren sondern auch in der Vertikalen, aufgreifen und näher spezifizieren. Gefragt ist also nach den schichtspezifischen, emotionalen Konstruktionsweisen sozialer Wirklichkeit. Zur Beantwortung dieser Frage lassen sich die Ergebnisse der Arbeiten von Basil Bernstein und Ulrich Oevermann aus der Soziolinguistik und das Konzept verschiedener Kapitalformen von Pierre Bourdieu einfädeln.

Die Soziolinguistik Bernsteinscher und Oevermannscher Prägung behauptet einen Zusammenhang zwischen unterschiedlichen schichtspezifischen Milieus und Rollensystemen (soziale Ebene) und verschiedenen, psychischen Strategien der verbalen Planung (psychische Ebene), die als intervenierendes Regelsystem die Auswahl sprachlicher Ausdrucksformen aus der formal angebbaren Menge der Ausdrucksmöglichkeiten (sprachliche Ebene) regulieren (vgl. Oevermann, 1972; Bernstein, 1972). Schichten unterscheiden sich nun auf allen drei Ebenen durch unterschiedliche Niveaus der Differenziertheit und Komplexität. Die auf allen drei Ebenen beschreibbaren Dichotomien sind idealtypischer Natur (vgl. Collins, 1981a).

Unter- und Mittelschicht sind durch je spezifische Rollensysteme gekennzeichnet, die die Herausbildung unterschiedlicher Sprechcodes bedingen. Kompetenzen und Machtbefugnisse in der Unterschicht sind an Statusrollen gebunden. Die Verhaltens-

erwartungen sind vorweg definiert; damit ist der Spielraum zur individuellen Ausgestaltung relativ gering. Die mit dem Status verknüpfte Autorität der Eltern genügt als Machtressource, um Befehle ohne explizite Begründung durchzusetzen. Identität konstituiert sich primär durch Konformität mit der sozialen Gruppe. In der Mittelschicht sind die Statusrollen von geringerer Bedeutung. Rollen stehen nicht fest, sondern werden ausgehandelt, Befehle können sich nicht auf Status berufen, sondern müssen explizit begründet werden, Identität bildet sich entlang des Idealtypus autonomer Ich-Organisation, dem es gelingt, die gleichzeitig wirksamen Rollenverpflichtungen in eine Balance zu bringen.

Die schichtspezifischen Rollensysteme finden ihr linguistisches Korrelat in einem unterschiedlichen Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch der Unterschicht ist dadurch gekennzeichnet, daß in einer Minimalstrategie der Sprachverwendung nur das verbalisiert wird, was neben den außersprachlichen Bedeutungsdeterminanten noch notwendig ist. Die Verbalisierung selbst ist nur verständlich im Kontext der jeweiligen Äußerung. Da die Verhaltenserwartungen in hohem Maße strukturiert sind, ist die Variationsbreite von sprachlichen Sequenzen relativ gering. Dagegen ist der Sprachgebrauch der Mittelschicht durch eine große Zahl von Konstruktionsmöglichkeiten gekennzeichnet. Hier wird auch das verbalisiert, was schon durch den Kontext einschichtig ist. Die Kontextunabhängigkeit des Sprachgebrauchs der Mittelschicht macht eine universalistische Weltauffassung möglich, während der Sprachgebrauch der Unterschicht partikularistisch verhaftet bleibt. Die unterschiedliche Komplexität der Rollenmuster spiegelt sich auf der sprachlichen Ebene in einem unterschiedlichen Grad der Komplexität der Sprache. Bernstein und Oevermann konnten diese These in empirischen Untersuchungen nachweisen (vgl. vor allem Oevermann, 1972). Die sprachliche Komplexität wird von beiden Autoren als Indikator für unterschiedliche kognitive Fähigkeiten gewählt. Dies leitet zum zentralen Begriff der Soziolinguistik, dem der Sprechcodes, über. Sprechcodes sind Strategien der verbalen Planung, sind sprachlich geformte Mechanismen, die aus dem Erlebnisstrom von fortwährender Erfahrung Strukturierungen und Selektionen vornehmen. In Anlehnung an Wygotsky und Piaget gehen nun Bernstein und Oevermann davon aus, daß die Versprachlichung von Erfahrungen die Chancen der analytischen Differenzierung komplexer Vorgänge erhöht, daß ab einem gewissen Grad der Komplexität Denkinhalte an die Sprache gebunden sind (vgl. Oevermann, 1972, S. 340). Der restringierte Sprachgebrauch in unteren Schichten führt dazu, daß die nicht-sprachliche kognitive

Entwicklung eine Repräsentanz in der Sprache erhält. Die undifferenzierte Verbalisierung wirkt sich lernhemmend auf die kognitive Entwicklung aus und führt langfristig zu einer undifferenzierten außersprachlichen Kognition. Dies wiederum – und hier schließt sich der Kreis der Argumentation – trägt mit zu einer Stabilisierung des Schichtsystems bei: Arbeitsteilige Gesellschaften sind auf Kommunikationsformen angewiesen, die unabhängig von den spezifischen Sinnkontexten sind. Dies leistet vor allen Dingen ein, durch explizite Verbalisierung des Kontextes, kontextunabhängiger Sprachgebrauch, ein Merkmal, das gerade dem Sprachgebrauch des elaborierten Codes eigen ist.

Was aber haben die schichtspezifischen Strategien der verbalen Planung mit Emotionen zu tun? Was läßt sich aus den Untersuchungen zur schichtspezifischen Kognitions- und Sprachentwicklung auf das Feld der Emotionen übertragen, so daß man zu Aussagen und Hypothesen über eine schichtspezifische, emotionale Konstruktion sozialer Wirklichkeit kommt? Auch hierzu liegen keinerlei theoretische geschweige denn empirische Untersuchungen vor, so daß sich nur Hypothesen spekulativer Art formulieren lassen. Wir hatten idealtypisch zwischen einer emotionalen und sprachlichen Konstruktion sozialer Wirklichkeit unterschieden. Beide Formen folgen ontogenetisch hintereinander, durchdringen sich dann aber wechselseitig. Wenn es aber schichtspezifische Sprachkompetenzentwicklungen gibt, so ist zu erwarten, daß die sprachliche Durchdringung des Emotionalen, die Formen der sprachlichen Modulation von Emotionen, ebenfalls schichtspezifisch differieren. Dies mag auf mehreren Ebenen erfolgen:

a. Sprache ermöglicht eine Attribuierung des emotionalen Erlebnisstroms und dadurch eine Differenzierung von Emotionen durch unterschiedliche Etikettierung diffuser Empfindungen. Vermittels Sprache kann das nur wenig differenzierte Emotionsspektrum fein gegliedert werden, wodurch dann auch differenzierter gefühlt werden kann. Der unterschiedliche Differenzierungsgrad von Sprache in Unter- und Mittelschicht führt auf diesem Weg, so steht zu vermuten, zu unterschiedlichen Graden der Differenziertheit des Emotionsspektrums. Überspitzt könnte man formulieren: Mittelschichtsangehörige vermögen aus sozial erklär-baren Gründen differenzierter zu empfinden als Mitglieder

unterer Schichten. Vermittels Sprache kann das Emotionale zergliedert und feinstrukturiert werden und dies können Mitglieder unterschiedlicher Schichten unterschiedlich.

b. Ist das Emotionale einmal symbolhaft durchdrungen, dann verliert es seine emotionalen Spezifika und ist in einem neuen Modus moduliert und veränderbar. Emotionen können dann auf etwas anderes attribuiert, die Ursache von Emotionen kann auf andere als die auslösende Ursache verschoben werden. Emotionen werden damit zum Objekt sozialer, symbolischer Verformungen. Die höhere sprachlich-kognitive Komplexität von Angehörigen der Mittelschicht macht differenziertes Gefühlsmanagement möglich und ermöglicht in der Zeitdimension auch die Aufschubung von Gefühlsbedürfnissen, um sie später mit günstigeren Situationen zu synchronisieren, ein Erfordernis, das Max Weber als durch die protestantische Ethik ausgelöst beschrieben hat. Es steht zu vermuten, daß Mittelschichtsmglieder mittels ihrer höher entwickelten sprachlichen Kompetenz zu einem flexibleren Umgang mit Emotionen in der Lage sind, sei es nun durch Aufschub, Projektion auf Anderes oder durch Anwendung von Attribuierungstechniken, so daß sie dadurch gleichsam die unmittelbare Wirksamkeit von Emotionen entzerren können.

Lassen sich die Ursachen der Entstehung schichtspezifischer Differenzen des Umgangs mit Emotionen mit Hilfe soziolinguistischer Theoreme erklären, so lassen sich die Auswirkungen dieser Differenzen auf eine vertikale Strukturierung der Gesellschaft vielleicht mit Hilfe und in Erweiterung der Begrifflichkeit, die *Pierre Bourdieu* zur Analyse von Klassengesellschaften entworfen hat, näher bestimmen. Ähnlich wie Bourdieu in seiner Arbeit „Die feinen Unterschiede“ (1982) die vermeintliche Natürlichkeit des Geschmacks auf ihre soziale Grammatik hin befragt und in Beziehung setzt zu klassentheoretischen Analysen, ließen sich auch Emotionen ihrer Natürlichkeit entkleiden und auf ihre Funktion zur Stabilisierung von Klassen hin befragen.

Gesellschaften stratifizieren sich nach Bourdieu durch die unterschiedliche Verteilung von materiellem, sozialem und kulturellem Kapital. „Die feinen Unterschiede“ sind in erster Linie eine

Analyse der unterschiedlichen Verteilung kulturellen Kapitals im Allgemeinen, der unterschiedlichen Verfügung über Geschmack im Besonderen.

Geschmack bedeutet die Beherrschung einer Geheimschrift bzw. eines Kodes, der sowohl die Wahrnehmung als auch das Handeln bis in Nuancen hinein reguliert. Nichts trennt, so Bourdieu, die Klassen strenger voneinander, als die über den Geschmack regulierten Einstellungen gegenüber ästhetischen Dingen. An manigfaltigem Material, das von der unterschiedlichen Nutzung und Betrachtung von Bildern, Musik, Film und Foto über Wohnungseinrichtungen bis zu Museums- und Theaterbesuchen reicht, dokumentiert Bourdieu, wie sich mit dem Anstieg der Klassenzugehörigkeit die Regeln des Umgangs mit den genannten Gegenständen verfeinern, die Distanz zu den Dingen zunehmend bedeutsam und die Stilisierungsleistungen immer exaltierter werden. Die Ablehnung jeder Art von Involviertheit und naiver Verhaftung in und an ästhetische ‚Objekte‘, die Distanzierung vom Konkreten und die Würdigung der Form von Kunstwerken unabhängig von ihrem Inhalt und ihrer Funktion, sind Charakteristika, die mit steigendem kulturellen Kapital von Bedeutung werden (vgl. Bourdieu, 1972, S. 69). Erst bei hoher sozialer Distanz werden die vulgären Objekte wieder salonfähig, ist das Ausstellen von Kitsch wieder rehabilitiert und kann als amüsant konsumiert werden, weil es nicht mehr als kompromittierend gilt (ebenda, S. 114). Bourdieu folgt in seiner Untersuchung dem subtilen Wissen, das unsere Deutungen, Bewertungen und Geschmacksurteile anleitet und gleich einem sensiblen Kompaß die feinen Unterschiede zwischen den verschiedenen Klassen und innerhalb der Klassen konstituiert und moderne Gesellschaften als ein feingegliedertes, vertikal differenziertes Gebilde begreifen läßt.

Es ist in diesem Zusammenhang überraschend, daß Bourdieu schichtspezifische Unterschiede im Umgang mit den Emotionen nicht berücksichtigt. Allein der Bourdieu-Schüler Luc Boltanski (1976, S. 148) gibt in seiner Arbeit über die klassenspezifische Nutzung des Körpers einen Hinweis darauf, daß Mittel- und Oberschicht ein differenziertes Empfindungsvokabular zur Beschreibung körperlicher Empfindungen ausgebildet haben, das sie zugleich körperliche Symptome differenzierter empfinden läßt als Mitglieder unterer Schichten.

Ähnlich wie die vermeintliche Natürlichkeit der Physiologie sozial moduliert und der Körper symbolisch überhöht

werden kann, indem biologische Reflexe gehemmt werden, Zeit gewonnen und gestreckt wird, ähnlich lassen sich durch die sprachliche Durchdringung des Emotionalen Gefühle sozial modulieren und überformen. Und ähnlich wie im Bereich des Geschmacks wächst mit Anstieg der Klassenzugehörigkeit die Neigung, gegenüber direkten emotionalen Äußerungen Abstand zu halten, Neutralisierungen und Distanzierungen zu betreiben, sich von den eigenen emotionalen Konstruktionen auf Distanz zu halten, Fähigkeiten des Aufschiebens und des Abwartens zu kultivieren und das eigene emotionale Handeln verstärkt mit der Antizipation der Erwartungen der Anderen zu synchronisieren. Bei hoher sozialer Distanz zu den unteren Schichten wird es auch im Bereich der Emotionen wieder möglich, den direkteren Modus des Umgehens mit Emotionen der unteren Schichten zu kopieren, sich ungedrechselt und direkt zu geben und eine Unmittelbarkeit des Emotionalen zu inszenieren ohne sich als Prolet zu kompromittieren.

So scheint gerade die Perfektion des Gefühlsmanagements, das Abtasten von Situationen und Sinnzusammenhängen auf ihre Struktur hin, zur Regulierung dessen, wieviel und wie wenig an Gefühl und welches Gefühl gefordert ist, eine Dimension der Unterscheidung unterschiedlicher Schichten zu sein. Man könnte die Kompetenz der Modulation der eigenen Gefühle als eine spezifische Form des kulturellen Kapitals als *emotionales Kapital* bezeichnen. Die Akkumulation von emotionalem Kapital setzt die Kompetenz voraus, gleichsam in Form einer Marketinganalyse der Dekodierung feinsten Informationen und Erwartungen das Investitionsklima für Gefühlsinvestitionen auszuloten, um auf dieser Basis seine eigenen Emotionen zu regulieren und in das Soziale zu investieren. Das Management der eigenen Gefühle in Abstimmung mit den situativen Erwartungen führt zu entsprechenden Renditen in der Form emotionaler Anerkennung durch die anderen. Die Fähigkeit der Anhäufung emotionalen Kapitals hängt von der Fähigkeit des flexiblen Umgangs mit den eigenen Emotionen ab, und die wiederum variiert mit schichtspezifisch unterschiedlicher Kompetenz der Durchdringung und Modulation des Emotionalen durch die Sprache. Die unterschiedlich verteilten Chancen der Akkumulation von

emotionalem Kapital restabliert wiederum die feinen Unterschiede zwischen den Schichten.

Der Rückgriff auf die zu Beginn dieses Kapitels getroffene Unterscheidung zwischen einer emotionalen und einer sprachlich-kognitiven Konstruktionsform sollte zweierlei gezeigt haben. Mit Hilfe der Soziolinguistik kann man plausibel machen, wie es zu schichtspezifischen Unterschieden im Umgang mit Emotionen kommt, mit Hilfe der Theorie von Pierre Bourdieu sollte angedeutet werden, wie unterschiedliche emotionale Konstruktionsweisen zur Bildung und Stabilisierung einer vertikalen Differenzierung von Gesellschaft und zur Konstituierung der ‚feinen Unterschiede‘ führen. Damit möchte ich die Diskussion verschiedener Anwendungsbeispiele der in der Systematik entwickelten Unterscheidung verschiedener Konstruktionsformen abschließen.

II. Emotionen als Ergebnisse sozialer Beziehungen

Stand im Mittelpunkt des vorangegangenen Kapitels die Frage nach der spezifischen Weise, in der Emotionen soziale Wirklichkeit konstruieren, so soll in diesem Kapitel die Perspektive umgedreht und nach den sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen gefragt werden. Beide Perspektiven stehen in einem sich ergänzenden und nicht sich ausschließenden Verhältnis zueinander: Emotionen konstruieren soziale Wirklichkeit und lassen sich in dieser Funktion von anderen funktional äquivalenten Modi unterscheiden, sie sind zugleich Ergebnisse sozialer Beziehungsmuster, als deren Output sie wieder Wirklichkeit konstruieren. Daß diese Doppelperspektive noch um eine Dritte ergänzt werden muß, die kulturelle Codierung von Emotionen, ist Thema des dann folgenden Kapitels. Wenn dem so ist, dann lassen sich die verschiedenen theoretischen Versuche der Entwicklung einer Emotionssoziologie nicht als sich gegenseitig ausschließende Konzepte verstehen wie sie selbst es tun, sondern als sich ergänzende Perspektiven (so Denzin, 1984, S. 24 ff.; Kemper, 1980 und 1981a; Arlie Hochschild, 1979).

Die Frage nach den sozialen Bedingungen von Emotionen setzt die Sozialstruktur ins Zentrum der Analyse und fragt nach spezifischen sozialstrukturellen Konfigurationen, die bestimmte Emotionen produzieren. Wenn es gelingt, einen solchen Zusammenhang genau genug zu rekonstruieren, wäre zugleich eine genuin soziologische Definition von Emotionen gewonnen, da unterschiedliche emotionale Lagen durch unterschiedliche soziale Beziehungsstrukturen kennzeichenbar wären. Eine solche Definition von Emotionen würde sowohl dem Durkheimschen Diktum, Soziales durch Soziales zu erklären, genügen, als auch den Standards des kritischen Rationalismus bezüglich der Konstruktion von Hypothesen und Theorien: Die unterschiedlichen Emotionen ließen sich in Form von ‚Wenn/dann-Aussagen‘ bestimmen in der Art: ‚Wenn eine Sozialbeziehung durch die sozialen Merkmale x und y gekennzeichnet ist, dann empfinden die Akteure mit einer überdurchschnittlichen Wahrscheinlichkeit die Emotion

a'. Lassen sich die Analysen der Beziehungsmuster zugleich aus einem einheitlichen Zusammenhang ableiten, dann fügen sich die einzelnen Hypothesen zu einer Theorie im Sinne eines Systems widerspruchsfreier Aussagen zusammen.

Theodore D. Kemper hat mit seiner ‚Social Interactional Theory of Emotions‘ (1978) und einer Reihe von veröffentlichten und noch nicht veröffentlichten Aufsätzen eine elaborierte Soziologie der Emotionen vorgelegt, die genau die in diesem Kapitel erörterte Frage nach den sozialen Bedingungen von Emotionen ins Zentrum rückt. Mir scheint der Kempersche Ansatz so präzise und mit solch analytischer Schärfe durchkomponiert, daß es sich lohnt, ihn ausführlicher darzustellen. Ich werde in einem zweiten Schritt mögliche Kritikpunkte und Erweiterungen der Emotionssoziologie Kempers diskutieren, um dann in einem dritten Abschnitt, durch das Einspielen von Ergebnissen empirischer Untersuchungen aus recht heterogenen Feldern, die empirische Plausibilität des theoretischen Konzeptes und seine Integrationskraft im Hinblick auf die Synthetisierung von Teilaspekten zu dokumentieren.

1. Das Konzept einer sozialstrukturellen Theorie der Emotionen: Theodore D. Kemper

Der Grundgedanke der Kemperschen Emotionssoziologie läßt sich recht einfach formulieren: Emotionen sind das Ergebnis realer oder vorgestellter bzw. antizipierter sozialer Beziehungen (1978, S. 43). Lassen sich die Interaktionsstrukturen zwischen zumindest zwei Akteuren analytisch beschreiben, so ist damit zugleich eine soziologische Definition unterschiedlicher Emotionen gewonnen. Die beiden Ebenen Sozialstruktur und Emotionen werden von Kemper noch um eine dritte, intervenierende Ebene, die der Physiologie, ergänzt. Spezifische soziale Situationen führen dann zu spezifischen physiologischen Zuständen, die spezifische Emotionen auslösen. Das Zusammenspiel dieser drei Ebenen miteinander versucht Kemper in seinen Arbeiten zu erläutern. Ich werde die Ebenen nacheinander diskutieren.

1.1 Status und Macht als die beiden strukturbildenden Dimensionen des Sozialen

Bei Betrachtung der Fülle der empirischen und theoretischen soziologischen Bemühungen zur Bestimmung der Basisdimensionen des Sozialen schälen sich laut Kemper genau zwei immer wieder vorkommende und deswegen offensichtlich fundamentale Dimensionen heraus: Status und Macht. (Zum folgenden vgl. Kemper, 1978, S. 26-42 und S. 368-389; Kemper, 1978a, S. 32 f.; Kemper, 1984, S. 371).

Kemper unterscheidet zwei Bereiche sozialen Handelns: zum einen technisches Handeln, das den Bereich der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur umfassen soll und zum andern relationales Handeln, das sich auf die Aushandlungsprozesse der Menschen untereinander bezieht. Die Themenstellung Kempers – Emotionen als Resultat von Sozialbeziehungen – beschränkt die Analyse auf den relationalen Aspekt und blendet den Bereich technischen Handelns aus. Status und Macht sind die nach Kemper fundamentalen Kategorien, in denen Handelnde ihre Relation zueinander strukturieren. Soziale Interaktion, verstanden als die wechselseitige Orientierung des eigenen Handelns an den Handlungen des anderen, läßt sich demnach als durch Status oder durch Macht strukturiert begreifen.

Macht definiert Kemper, in Anlehnung an Max Weber, als „Jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht“ (Weber, 1972, S. 28; vgl. Kemper, 1978, S. 29). Die Machtdimension umfaßt damit Handlungen wie Zwang, Gewaltanwendung, Drohung und Bestrafung, Mittel und Ressourcen also, um eine Orientierung des Handelns des anderen an den eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Handlungsorientierungen zu bewirken, wenn er das nicht freiwillig tut.

Unterscheidungskriterium zwischen der Macht- und der Statusdimension ist das Merkmal der Freiwilligkeit bzw. der Unfreiwilligkeit der Orientierung an den Wünschen des anderen. Die Statusdimension steht für die freiwillige,

zwanglose Gewährung von Gunstbeweisen, Belohnungen und Privilegien. „Thus, one actor willingly complies with, approves of, gives money, praises, emotional support, friendship, or even love, to another because the actor wants to do so. The benefits and rewards are freely offered without the use of power“ (Kemper, 1978a, S. 33).

Die Dimensionen Macht und Status beschreiben in keiner Weise die Inhalte der Interaktionen. Sie stellen allein zwei unterschiedliche Weisen dar, wie die gesellschaftlich notwendige, wechselseitige Orientierung des Handelns aneinander gewährleistet werden kann. Die wechselseitige Orientierung des Handelns aneinander faßt Kemper als Austauschprozeß von Ressourcen und Belohnungen. Wenn Ego also sein Handeln freiwillig an Alter orientiert, gewährt er ihm Status, indem er ihm Ressourcen und Belohnungen zukommen läßt. Die Belohnungen ihrerseits können unterschiedliche Währungen einnehmen „for example, help, assistance, counsel and advice, an admiring glance or word, a kiss, a word of encouragement, a cash payment, combat on A side when A is at war with C, and so on“ (Kemper, 1978, S. 379).

Sowohl in der Machtdimension als auch in der Statusdimension sozialer Beziehungen läßt sich zwischen Prozeß und Struktur unterscheiden. Der Prozeßbegriff deckt dabei die faktischen Handlungen ab, die im Falle der Macht darauf abzielen, den Widerstand des Interaktionspartners zur Durchsetzung eigener Bedürfnisse zu überwinden und die im Falle von Status alle faktischen, freiwilligen Handlungen der Unterstützung, der Belohnung etc. bezeichnen. Struktur meint dagegen nicht den faktischen Sinnvollzug im Handeln, sondern die geronnenen Sinnzusammenhänge zwischen Interaktionspartnern. In der Machtdimension ist damit die Chance gemeint, den eigenen Willen gegen Widerstand durchsetzen zu können, die Statusstruktur in einer Sozialbeziehung indiziert hingegen die Wahrscheinlichkeit der freiwilligen Übereinstimmung mit den Wünschen und Bedürfnissen des anderen (vgl. Kemper, 1978, S. 371-384).

Die Annahme, Status und Macht seien die basalen Strukturierungsprinzipien, stützt Kemper durch die Bezugnahme auf eine

Fülle empirischer Ergebnisse und die Diskussion theoretischer Überlegungen. Dabei bezieht sich die theoretische Diskussion, die in dem Kemperschen Ansatz aufgenommen wird, vor allem auf austauschtheoretische Überlegungen, wie sie von Homans (1961) und Peter Blau (1964) entwickelt worden sind; diese werden modifiziert, ohne daß sie in der Substanz geändert werden (vgl. Kemper, 1978, S. 384-387). Die empirischen Studien, die Kemper einspielt, sind vor allem sozialpsychologischer Herkunft, erzeugen aber sicherlich eine Plausibilität für das Kempersche Konzept (vgl. Kemper, 1978, S. 36-40).

1.2 Macht, Status und Emotionen

Bilden Status und Macht die beiden fundamentalen Dimensionen des Sozialen, so können alle Interaktionen zwischen zwei Akteuren im sozialen Raum, aufgespannt durch die beiden Dimensionen, lokalisiert werden. Emotionen bilden dann die entsprechenden Korrelate zu den realen, imaginierten oder antizipierten Positionen im sozialen Raum. Wie lassen sich diese Positionen genauer bestimmen?

Kemper startet mit dem Modell einer einfachen dyadischen Beziehung, die durch die beiden Dimensionen Macht und Status bestimmt ist. Vier Teildimensionen lassen sich unterscheiden: die Macht Egos und die Macht Alters, der Status Egos und der Status Alters. Jede mögliche Interaktion zwischen Ego und Alter vermag nun eine spezifische Macht-/Statusstruktur zwischen Ego und Alter zu variieren und zwar, logischerweise, in maximal 12 verschiedene Richtungen. Ego und Alter vermögen jeweils, Macht dazu zu gewinnen, sie zu verlieren oder sie auf demselben Niveau zu stabilisieren. Gleiches gilt für die Statusdimension: Beide Interaktionspartner können ihren Status vergrößern, ihn verlieren oder auf demselben Niveau stabilisieren. Betrachtet man nun die Änderungen, die durch eine Interaktion in den Dimensionen herbeigeführt werden können und bedenkt man, daß ein Gewinn und ein gleichzeitiger Verlust von Macht bzw. von Status für ein und denselben Akteur nicht möglich ist, dann sind es genau vier verschiedene Wechsel, die das Resultat einer realen, antizipierten oder imaginierten Interaktion sein können (z.B.

Ego gewinnt Status und verliert Macht, während Alter Status und Macht gewinnt).

Dieses Modell wird nun um zwei Begriffe ergänzt: Die Dyade wird um eine dritte Partei erweitert und der Begriff der agency wird eingeführt. Mit ‚verantwortlicher Akteur‘ (agency) wird derjenige bezeichnet, der Initiator einer Handlung ist. Dies kann Ego selbst, ebenso auch Alter oder ein Dritter sein. Die dritte Partei, die als verantwortlicher Akteur angesehen werden kann, kann sowohl ein konkreter anderer Akteur sein als auch ein imaginierter Akteur wie z.B. ‚das System‘, ‚der Tod‘, oder ‚Gott‘. Die Frage, wer als Initiator einer Interaktion von den Akteuren angesehen wird, entscheidet mit über die Frage, welche Emotion entsteht. Rechnet ein Akteur die Initiative für eine Handlung sich selbst, Alter und gleichzeitig einem Dritten zu, so entstehen konsequenterweise auch unterschiedliche Emotionen.

Kemper bringt dazu folgendes Beispiel: wenn A B liebt, B's Interesse an A aber sinkt, dann entstehen für A unterschiedliche Emotionen je nachdem, ob er den Wechsel der Aufmerksamkeit von B sich und den eigenen Fehlern zurechnet oder in dem Wankelmut B's die Ursache sieht oder das zunehmende Interesse von C an B als Auslöser betrachtet. Hält A alle drei Ursachen für möglich, empfindet er wahrscheinlich Ärger über B, Eifersucht auf C und ein leichtes Schuldgefühl (über sich selbst) (vgl. Kemper, 1978, S. 45 f).

Damit sind alle für eine Emotionssoziologie notwendigen Begriffe zur Analyse von Interaktionsstrukturen eingeführt. Mit den beiden Dimensionen Status und Macht und den vier verschiedenen Möglichkeiten des Wechsels der Struktur nach einer Interaktion, dem Begriff der ‚agency‘ und der dritten Partei lassen sich alle Interaktionsstrukturen rekonstruieren, die zu der Produktion unterschiedlicher Emotionen führen. Bevor diese unterschiedlichen Kombinationen dargestellt und erläutert werden, müssen noch ein paar Worte zum Emotionsbegriff gesagt werden.

Kemper definiert Emotionen in Anlehnung an Magda Arnold wie folgt: „Emotion is a relatively short-term evaluative response essentially positive or negative in nature in-

volving distinct somatic (and often cognitive) components“ (Kemper, 1978, S. 47). Mit dem Begriffsdual positiv/negativ ist die subjektive Befindlichkeit in der Dimension angenehm/unangenehm des Fühlenden gemeint; somatische Änderungen meint, daß zu unterschiedlichen emotionalen Befindlichkeiten unterschiedliche körperliche Symptome in Beziehung stehen, kognitive Elemente schließlich bestehen in der Bewertung von Situationen. Die Dauer von Emotionen hängt mit der Dauer der Reproduktion der Situationen zusammen, die die spezifischen Emotionen produzieren. Wird eine spezifische soziale Situation ständig reproduziert, wie bei Liebe, dann wiederholt sich auch die entsprechende Emotion. Kommen wir auf die sozialen Beziehungsmuster zurück, die Emotionen produzieren.

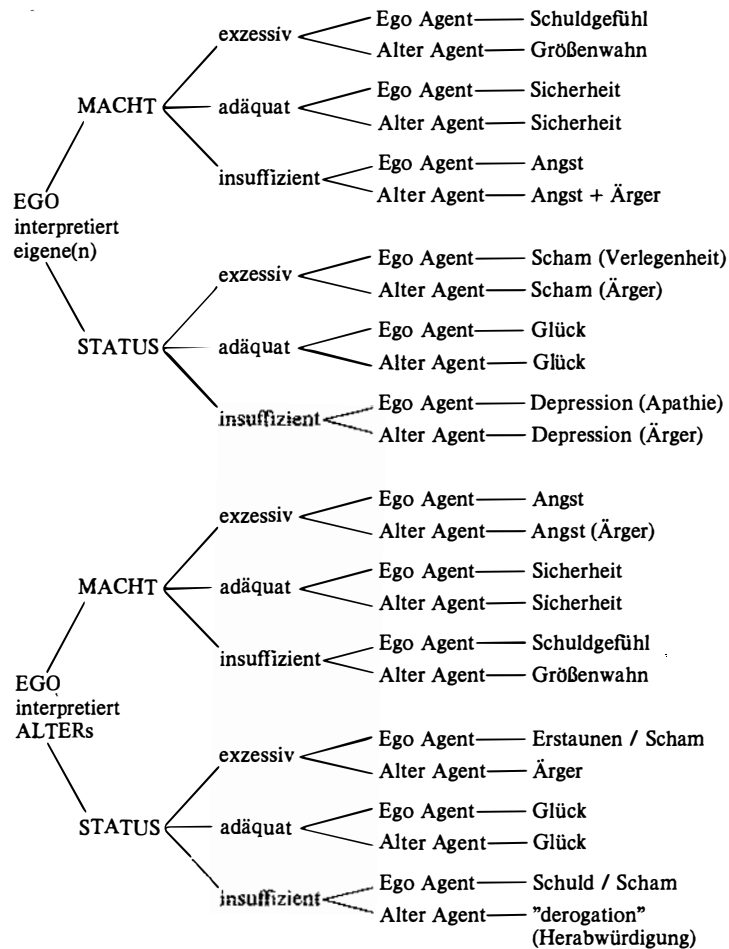
Kemper unterscheidet drei verschiedene Klassen von Emotionen: ‚structural‘, ‚anticipatory‘ und ‚consequent emotions‘. Strukturelle Emotionen sind Gefühle, die aus strukturellen, d.h. relativ stabilen Status- und Machtbeziehungen zwischen Akteuren resultieren. Menschen haben die Fähigkeit Situationen vorweg zu planen, gleichsam intern auf Probe laufen zu lassen. Die Antizipation von strukturellen Veränderungen in Beziehungskonstellationen führt zu Emotionen, die Kemper antizipatorische Emotionen nennt. Freuds Begriff der Vorangst wäre z.B. eine antizipatorische Emotion.

Jede Interaktion zwischen zwei Akteuren führt zu einer Änderung des spezifischen Macht und Statusverhältnisses zwischen den beiden Akteuren (Macht und Status als Prozeß). Dies bewirkt eine Änderung der emotionalen Lagen der Akteure, die Kemper mit dem Begriff der ‚folgenden Emotionen‘ zu fassen versucht. Allen drei Klassen von Emotionen ist gemeinsam, daß sie sich mit den erläuterten Begriffen zur Beschreibung von sozialen Beziehungskonstellationen analysieren lassen.

Wenden wir uns zunächst den strukturellen Emotionen zu. Differenziert man nun zum ersten nach der Frage, ob Ego oder Alter in ihrer jeweiligen Macht und Statusausstattung analysiert werden, unterscheidet man weiterhin die Möglichkeiten, daß Ego bzw. Alter mit zuviel, zu wenig, oder adäquat mit Macht- bzw. Statusressourcen ausgestattet sind, und nimmt man als drittes Differenzierungskriterium noch die Frage hinzu, ob Ego glaubt, daß er selbst oder Alter der Verantwortliche für die jeweilige Macht- bzw. Sta-

tusverteilung ist, so erhält man eine Vielzahl an Kombinationsmöglichkeiten, die jeweils andere Emotionen zur Folge haben. Bevor ich auf die einzelnen Strukturkombinationen näher eingehe, sollen die gesamten Kombinationsmöglichkeiten in einem Schema dargestellt werden. (Schema 3 geht über ein ähnliches, von Kemper entwickeltes Schema (1978, S. 70), hinaus).

Schema 3: Strukturelle Emotionen nach Kemper



Die einzelnen Emotionen und deren Bedingungskonstellationen seien im folgenden kurz erläutert. Befindet sich die

strukturelle Machtposition Egos an einer adäquaten Stelle, so empfindet Ego Sicherheit. Dieses angenehme Gefühl der gelassenen Sicherheit entsteht, da Ego über genügend Machtressourcen verfügt, um jede Auseinandersetzung mit Alter gewinnen zu können. Verfügt Ego hingegen über zuviel Machtressourcen gegenüber Alter, so ist das entsprechende Gefühl, das entsteht, ein Schuldgefühl. Die Freud'sche Interpretation der Entstehung von Schuldgefühlen ließe sich hier mühelos eingliedern: Die zwar nicht reale aber phantasierte Übermannung des Vaters, läßt beim Kind Schuldgefühle entstehen, da es seine eigene Handlung als exzessiven Machtgebrauch gegenüber dem Vater interpretiert. Trägt Alter die Verantwortung für den exzessiven Machtgebrauch Egos, dann entsteht ein Gefühl des Größenwahns. Kemper verweist in diesem Zusammenhang auf Studien zur Analyse von Verhaltensweisen in Konzentrationslagern, die die Entstehung von Größenwahngefühlen als aus genau dieser Machtkonstellatation entstanden interpretieren.

Verfügt Ego über zu wenig Machtressourcen und ist er für dieses Defizit selbst verantwortlich, so entsteht für ihn ein Gefühl der Angst und Furcht. Auch diese Interpretation der Angst deckt sich mit den Freudschen Vorstellungen, die Entstehung von Angst als reales oder imaginiertes Defizit an Macht zur Beeinflussung des anderen zu begreifen. Wird die schwache Machtposition Alter angelastet, dann mischt sich das Angstgefühl mit dem des Ärgers und der Feindschaft gegenüber Alter (vgl. auch Ralf Schwarzer, 1983). Gefühle von Pubertierenden, die sich gegen die Macht der Eltern zur Wehr setzen, bringt Kemper als Beispiele.

Wenden wir uns nun der Statusdimension zu. Erhält Ego ausreichend Anerkennung und Belohnungen, gleichgültig ob Ego oder Alter dafür verantwortlich ist, so empfindet Ego Glück. Begriffe wie Freude, Zufriedenheit, Gemochtsein etc. verwendet Kemper als Synonyme zum Glücksbegriff. Erhält Ego mehr Anerkennung als ihm zusteht, und ist er zugleich dafür selbst verantwortlich, dann empfindet Ego Scham. Ego wird von Alter hervorgehoben, obwohl er dies nicht verdient hat. Wir hatten in dem Kapitel über die Klassiker gesehen, daß sich die Simmelschen Überlegun-

gen zu Schamgefühlen ganz in dem hier erörterten Zusammenhang verorten lassen.

Ist allerdings Alter für den zuviel erhaltenen Status verantwortlich, so daß Ego von diesem in einem Licht dargestellt wird, in dem er sich selbst nicht erscheint, dann fühlt Ego neben Scham zugleich auch noch Ärger über Alter, da dieser dafür verantwortlich ist, daß Ego nicht das darstellen kann, was Alter ihm unterstellt hat.

Depression ist die emotionale Befindlichkeit, die dann entsteht, wenn Ego zu wenig Anerkennung und Status erhält und dafür selbst verantwortlich ist. Der Tod eines Geliebten, die Zurückweisung durch Menschen, die einem wichtig sind, sind Beispiele. Freuds Beschreibung der Depression als Resultat eines Objektverlustes deckt sich mit der Kemperschen Systematik. Ist Alter der verantwortliche Akteur, so mischt sich auch hier in das depressive Gefühl ein Gefühl des Ärgers und der Feindschaft gegenüber Alter.

Neben der Position Egos in der Macht- und Statusmatrix, die zu spezifischen Emotionen führt, interpretiert Ego zugleich die Macht- und Statusausstattung Alters. Für die Machtmatrix Alters ergeben sich dieselben emotionalen Ausprägungen wie für die Machtmatrix von Egos eigener Position. Dem liegt die plausible Annahme zugrunde, daß eine adäquate Machtausstattung Egos zugleich bedeutet, daß Alter genügend Macht besitzt, so daß die empfundene Emotion dieselbe ist. Zu welchen unterschiedlichen Emotionen führen die verschiedenen Statusausstattungen Alters?

Verfügt Alter (aus der Perspektive Egos) über angemessene Statusressourcen, so empfindet Ego ein Gefühl der Fairness und Zufriedenheit, das sich vom Glücksgefühl wohl nicht unterscheiden läßt, und dies unabhängig davon, ob Ego oder Alter selbst verantwortlich für die Statusausstattung ist. Da die Vergabe von Anerkennung und Status an die Freiwilligkeit des Gebens gebunden ist, ist eine exzessive Statusübermittlung an sich definitorisch ausgeschlossen. Sie kann nur dann zustande kommen, wenn Ego sich täuscht und erst im Nachhinein die Situation so interpretiert, daß Alter zuviel Status erhalten hat. Ist Alter der

verantwortliche Akteur, so wird Ego sich über Alter ärgern, ist Ego selbst verantwortlich für die Täuschung und die zu hohe Statusübermittlung, dann wird er eine leichte Scham und Erstaunen fühlen. Das Gefühl der Scham ist auch im Spiel und mischt sich mit Schuldgefühlen, wenn Ego glaubt, daß Alter zu wenig Status erhalten hat und Ego der Verursacher ist. Sieht Ego Alter selbst als Verursacher seines zu geringen Status an, so werden Schuld und Scham in Herabwürdigung (derogation) transponiert.

Kemper glaubt, mit diesem Katalog an verschiedenen Kombinationen von Macht und Statusbeziehungen zwischen Ego und Alter nicht nur alle möglichen strukturellen Emotionen aus einer soziologischen Perspektive bestimmen zu haben, sondern zugleich Mischungen aus verschiedenen emotionalen Lagen, wie sie von Psychologen analysiert wurden (vgl. Caroll E. Izard, 1981). Eine gleichzeitige Betrachtung der Status- und Machtposition Egos und der von Alter führt zu einer Kombination von gemischten emotionalen Lagen, die sich aber mit Hilfe des Kemperschen Modells in ihrer Zusammensetzung bestimmen lassen.

Von der Gruppe der strukturellen Emotionen unterscheidet Kemper die *antizipatorischen Emotionen und die resultierenden Emotionen*. Mit dem Begriff der antizipatorischen Emotionen werden die mit antizipierten sozialstrukturellen Veränderungen einhergehenden emotionalen Lagen erfaßt. Das tatsächliche Eintreten von Veränderungen der sozialen Bedingungskonstellation führt zu *resultierenden Emotionen* (consequent emotions). Spielt man alle möglichen Kombinationen der strukturellen Veränderungen durch, so kommt man zu einer Unzahl – genau 252 – von resultierenden Beziehungsveränderungen mit entsprechenden Emotionen. Eine solche Anzahl an Interaktionsveränderungen ergibt sich aus den Veränderungen folgender Strukturparameter:

Nehmen wir als Beispiel nur Egos Interpretation des eigenen Status. Als Bedingung der Entstehung einer strukturellen Emotion kann der Status drei Ausprägungen einnehmen. Egos Status kann entweder angemessen, ungenügend oder überzogen sein. Jede mögliche Interaktion kann nun zu jeweils drei Veränderungen in den drei Ausprägungen führen, zu insgesamt also neun

Veränderungen. Egos angemessener, ungenügender oder überzogener Status kann entweder zunehmen, abnehmen oder auf dem gleichen Niveau bleiben. Multipliziert man diese neun Veränderungen mit den sieben möglichen Variationen, die dadurch zustande kommen, daß man unterscheiden muß, ob Ego sich selbst, Alter oder einen Dritten als verantwortlichen Akteur ansieht und in welche Richtung der Wechsel attribuiert wird, so erhält man allein für die Veränderung von Egos Status 63 mögliche Variationen. Konjugiert man dieselben Möglichkeiten ebenfalls für Egos Machtposition und für Alters Macht- und Statusposition durch, so erhält man insgesamt 252 mögliche Änderungen.

Die zu Beginn recht einfach erscheinende Status/Macht-Matrix schaukelt sich also schnell zu einer hohen Komplexität an Möglichkeiten hoch, welche in dieser Differenziertheit theoretisch vielleicht logisch abgeleitet sein mag, empirisch aber nicht mehr handhabbar erscheint. Kemper schlägt dann auch verschiedene Reduktionsformen vor, die hier nicht alle diskutiert werden können (vgl. Kemper, 1978, S. 82-85). Jede der möglichen Veränderungen der Interaktionsstruktur mit einer korrespondierenden resultierenden Emotion wird von Kemper diskutiert und mit empirischen Ergebnissen, soweit sie vorliegen, plausibel gemacht. Auch darauf kann hier nicht näher eingegangen werden. Ich möchte stattdessen ein längeres Zitat von Kemper einspielen, um am Beispiel von Ärger die Logik und die Präzision des Kemperschen Konzepts zu dokumentieren (Kemper, 1978, S. 128):

„Relational Structure: adequate: Structural Emotion: happy: Interactional Outcome: status loss:

Agent: other. Direction: other. Relational Summary: liking or dislike for other.

Hypothesis: When we believe the other is the agent of our status loss, whether by insult, intentional infliction of pain, ignoring us when we have a right to be attended to, or depriving us of goods, services, money, or approval that we have earned or deserve according to our own understanding — that is, whatever form the status currency may take, and whether we have been accustomed to having it or whether this is to be first occasion — if the other intentionally deprives us of it, the immediate emotional outcome of the interaction is anger. This is to be distinguished from the longer-term deprivation of status that may also engan-

der anger that is frequently rekindled, but more usually results in depression, as a form of hunger for the status denied. This is discussed as one of the structural emotions in Chapter 3. Here we are concerned only with the emotion that is directly consequent to a status loss when other is the agent. When there is a serenely confident anticipatory orientation toward receiving the accustomed or expected status, the loss also produces astonishment which should cause anger to blaze even higher.“

Ärger ist sicherlich eine der in der psychologischen Forschung am besten analysiertesten Emotionen. Vergleicht man deren Ergebnisse mit der Kemperschen Definition von Ärger, so lassen sich hohe Schnittmengen ausfindig machen. Manfred Bornewasser und Amelie Mummendey haben jüngst (1983) in einer Bilanzierung der psychologischen Forschung zum Thema Ärger dessen Entstehungsbedingungen als Diskrepanz zwischen tatsächlichem Ist Zustand und erwartetem Soll Zustand, als Diskrepanz zwischen angestrebtem Ziel und unerwartet auftretenden Hindernissen definiert, wobei die Ursache für die Entstehung dieser Diskrepanz dem anderen attribuiert wird. Der andere ist schuld an der Tatsache, daß Ego nicht den erwarteten Status erreicht. Eine solche, durch empirische Forschung abgedeckte Fassung des Ärgergefühls entspricht der Kemperschen Bestimmung des Begriffs.

Die Kempersche Theorie erfährt aber nicht nur bezüglich der Analyse des Gefühls ‚Ärger‘ eine Unterstützung durch psychologische Forschungen sondern auch, sowohl konzeptionell wie auch empirisch, in der Gesamtanlage des Theoriegerüsts. Parallelen ergeben sich zum einen zu den kognitionspsychologischen Arbeiten von Bernhard Weiner (vgl. Weiner, 1982; vgl. auch Rainer Reisenzein, 1985), zum anderen zu dem kybernetischen Modell von Rolf Ammann (1986), aber auch zu der Arbeit von Lutz Eckensberger und Wolf B. Emminghaus (1982). Ein solcher Zusammenhang kann hier nur postuliert werden, allein es fehlt der Raum ihn nachzuzeichnen.

1.3 Soziophysiologie der Emotionen

Die Deskription der Kemperschen Theorie muß noch um ein letztes Moment ergänzt werden. Liegt die Ursache der Entstehung und Veränderung von Emotionen in Veränderungen der Sozialstruktur, so wird die Vermittlung der beiden Ebenen über eine hormonelle Steuerung hergestellt. Kempers ausführliche Erläuterungen der physiologischen Vermittlung liegen an sich außerhalb der Interessen einer Soziologie der Emotionen. Sie seien deswegen nur kurz in den Ergebnissen dargestellt. Die physiologische Verankerung von Emotionen befindet sich in den Verästelungen des sympathischen und parasympathischen Nervensystems. Das parasympathische Nervensystem ist mit den Emotionen Freude und Zufriedenheit verknüpft, während das sympathische System mit Ärger oder Furcht verbunden ist.

Forschungsergebnisse aus den 50er Jahren zeigen, daß es insgesamt drei Hormone gibt, die die Steuerung des Nervensystems und der Emotionen übernehmen. Wenn Ego die Erfahrung des Ärgers macht, wird Noradrenalin ausgesondert, bei Furcht und Angst wird Adrenalin freigesetzt, und Acetylcholin ist die Substanz des parasympathischen Nervensystems, die bei Zufriedenheit und Freude ausgeschüttet wird (Kemper, 1978, S. 146-165, bezieht sich hier vor allem auf die Arbeiten von David Funkenstein, 1955). Betrachtet man zunächst die ersten beiden Hormone und die damit verbundenen Emotionen, so ist auffallend, daß Ärger und Noradrenalin mit der Statusdimension verbunden sind, Angst, Furcht und Adrenalin mit der Machtdimension. Der Verlust von erreichtem, erwartetem oder gewünschtem Status ist die soziale Bedingung von Ärger, der Mangel an eigener oder das Übermaß an Macht des anderen ist die soziale Voraussetzung für Angst. Die Tatsache, daß es im sympathischen Nervensystem zwei und nur zwei Hormone zur Emotionssteuerung gibt, wobei jeweils eines der Hormone der Statusdimension und eins der Machtdimension zugeordnet ist, bestätigt – so Kemper – die These von zwei und nur zwei strukturbildenden Dimensionen (Macht und Status) gleichsam extern durch die Physiologie.

Ist der subjektiv empfundene Zustand von Macht und Status ausgeglichen, so wird Acetylcholin ausgeschüttet

und verursacht ein Gefühl der Zufriedenheit und Freude. Kemper betont selbst, daß der soziophysiologische Teil seiner Emotionssoziologie nicht den theoretischen Kern darstellt, sondern eher der „theoretischen Eleganz“ (Kemper, 1981, S. 149) dient.

Meine eigene Kenntnis physiologischer Zusammenhänge geht nicht so weit, daß hier eine fundierte Kritik entwickelt werden könnte. In Gesprächen mit Psychophysiologen wurde allerdings von diesen darauf hingewiesen, daß die Bezugsquellen Kempers – vor allem die Funkenstein Hypothese – völlig überaltert und in ihren Thesen zu undifferenziert seien.

Daß Kemper die Bedeutsamkeit der Physiologie für eine Soziologie der Emotionen überschätzt, ist auch einer der Kritikpunkte, die von der symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie gegen Kemper vorgebracht wurden. Ich werde auf diese und andere Kritikpunkte an dem Kemperschen Konzept im folgenden näher eingehen. Die Darstellung der Systematik der Emotionssoziologie Kempers ist damit abgeschlossen. Auf die Fülle an Beispielen, auf die Kemper zur Untermauerung seines theoretischen Ansatzes Bezug nimmt (Kemper, 1978, Kap. 9-13; 1984; 1984a), möchte ich hier nicht näher eingehen. Stattdessen soll nach einer Diskussion der Kritik an dem sozialstrukturellen Ansatz auf eine Reihe von Kemper nicht erwähnter Studien aus unterschiedlichen Bereichen, die zu einer empirischen Plausibilität der Kemperschen Theorie beitragen können, Bezug genommen werden.

2. Kritik an der sozialstrukturellen Theorie der Emotionen

2.1 Symbolisch-interaktionistische Kritik

Kempers Emotionssoziologie ist natürlich nicht ohne Kritik geblieben, die vor allem von symbolisch-interaktionistischer Seite vorgetragen wurde (Susan Shott, 1979, 1980; Arlie Hochschild, 1979). Ohne deren alternativen Entwurf zu einer Emotionssoziologie hier bereits darstellen zu wollen,

sollen die interaktionistischen Einwände kurz erläutert und diskutiert werden.

1. Interaktionisten bezweifeln, daß der Physiologie eine solch zentrale Rolle bei der Entstehung von Emotionen zukommt, wie dies Kemper behauptet. Die unterschiedlichen Standpunkte lassen sich mit den Begriffen Spezifität versus Diffusität der physiologischen Determinierung des Emotionalen beschreiben. Während Kemper davon ausgeht, daß spezifische soziale Konstellationen zu spezifischen hormonellen Reaktionen führen, die dann verschiedene Emotionen auslösen, geht das interaktionistische Konzept von einer für eine Bandbreite von Emotionen gleichen diffusen Erregung aus, die dann unterschiedlich, je nach Normen und sozialem Umfeld, attribuiert wird (vgl. Susan Shott, 1979, S. 1330). Die Streitfrage läßt sich natürlich nicht theoretisch entscheiden, sondern allein empirisch.

Konstruktivisten beziehen sich mit ihrer These vor allem auf das von Stanley Schachter und Jeromey E. Singer (1962) durchgeführte Experiment. Kemper unterwirft diesen Versuch einer detaillierten Kritik, die hier nicht wiederholt werden kann, die aber in sich recht schlüssig ist (vgl. Kemper, 1978, S. 166-198; 1981a, S. 339-342) und kommt zu dem Ergebnis, daß im Bereich geringer physiologischer Erregung Attributionsprozesse eine Rolle spielen, sie ansonsten unbedeutend sind. Kemper vermag zwar die Schlüssigkeit des attributionstheoretischen Versuchs von Schachter und Singer zu widerlegen, die in der Nachfolge von Schachter und Singer durchgeführten Experimente (vgl. James W. Pennebaker, 1980; Stuart Valins, 1966), vor allem die Arbeiten von Bernhard Weiner und Mitarbeitern (Weiner 1982, 1985; Weiner u.a. 1978, 1979) erzeugen aber eine Plausibilität für die attributionstheoretischen Konzepte, ja sogar in eine Richtung, die über die von Schachter und Singer aufgestellten Hypothesen hinausgehen. Während Schachter und Singer von der Notwendigkeit einer physiologischen Erregung für die Entstehung von Emotionen ausgingen, können die nachfolgenden Studien zeigen, daß alleine eine Attribuierung einer vermeintlichen Erregung zur Entstehung von Emotionen ausreicht. Umgekehrt kann Kemper – sieht man einmal von der veralteten ‚Funkenstein-Hypothese‘ ab – nur wenig empirische Plausibilität für die These einer spezifischen, physiologischen Determinierung erzeugen.

Auch wenn sich die Diskussion zu Ungunsten der Kemperschen These entscheidet, tut dies dem eigentlich soziologischen Kern seiner Theorie keinen Abbruch. Die Sozialphysiologie ist ein abtrennbarer Appendix des sozialstrukturellen Konzepts.

2. Aus der Perspektive einer symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie betreibt Kemper eine Reifikation der beiden Dimensionen Status und Macht, indem er von zwei für soziale Zusammenhänge konstitutiven Momenten absieht: 1. Jede Sozialstruktur existiert nicht an sich, sondern allein in und durch die Bedeutungstiftungen der an einer Interaktion beteiligten Akteure. Soziale Zusammenhänge laufen durch das Nadelöhr der Konstruktionsleistungen der einzelnen und existieren nicht unabhängig davon (vgl. Herbert Blumer, 1973, S. 81 ff.). Dieser für alle Zusammenhänge gültige Sachverhalt gilt im besonderen auch für die von Kemper angenommene Strukturiertheit des Sozialen durch die Dimensionen Macht und Status. Nicht Status und Macht strukturieren soziale Zusammenhänge, sondern allein die an der Interaktion beteiligten Akteure (vgl. Susan Shott, 1979, S. 1321; James R. Averill, 1980, S. 309 f).

Diese Kritik an der Kemperschen Emotionssoziologie ist nur zum Teil berechtigt. Denn auch Kemper geht – zumindestens formal – davon aus, daß nur die Akteure durch Definitionen der Situationen Sozialstrukturen konstituieren. Allerdings hält er es durch eine Reihe von empirischen Untersuchungen für abgesichert, daß Handelnde soziale Situationen in den Kategorien Status und Macht erfassen und definieren und dadurch erst Sozialstrukturen produzieren. „Yes, if emotions depend on the interpretation of the situation, it seems that all who define the situation similarly ought to experience the same emotion. The problem, in part, comes down to whether or not it is possible to have a standard set of categories for defining situations which will link them locally and empirically with emotions“ (Kemper, 1981a, S. 352). Allerdings bleibt die Kempersche Bezugnahme auf die Definitionsleistungen der Akteure doch mehr eine nachgeschobene Rhetorik. Dies erkennt man auch daran, daß die Bezugnahme auf die Interpretation der Situation durch den Handelnden in der voluminösen Ar-

beit von 1978 in einer Fußnote geschieht (Kemper, 1978, S. 50, Anmerkung).

Nimmt man den Einwand der konstruktivistischen Emotionssoziologie ernst, so kann man nicht mehr von einem direkten, automatischen Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und der Entstehung spezifischer Emotionen sprechen – wie Kemper dies tut –, sondern immer nur von einem durch die Interpretationsleistungen der Handelnden vermittelten Zusammenhang. Die Kempersche Emotionssoziologie müßte dann bei jeder These um den Vorsatz „Wenn Handelnde eine soziale Situation in den Kategorien Macht und Status interpretieren“ erweitert werden. Der Systematik der Kemperschen Theorie tut dies keinen Abbruch. Die Dimensionen Status und Macht werden aber aus der Perspektive des symbolischen Interaktionismus noch in einer zweiten Hinsicht von Kemper reifiziert.

3. Interpretationen von Situationen werden nicht immer wieder neu entworfen, sondern sind, über die Sozialisation vermittelt, in Deutungsmustern abgelagert, die zur Interpretation zur Verfügung stehen, wie umgekehrt diese durch das Interpretieren von Situationen immer wieder verändert werden (vgl. Blumer, 1973, S. 100). Solche normativen Regulierungen bestimmen auch wie und was in welchen Situationen gefühlt werden soll (vgl. Hochschild, 1979, S. 551; Shott, 1979, S. 1319) und bestimmen damit, was tatsächlich von den Subjekten gefühlt wird. Kemper – so die Kritik – vernachlässigt den Bereich der kulturellen Kodierung von Emotionen und übersieht die kulturelle Verschiedenheit der Deutungsmuster von Emotionen und damit von Emotionen selbst.

Auch dieser Kritikpunkt ist nur begrenzt richtig und läßt sich zu Teilen zurückweisen, wenn man sich die Kempersche Theorie genau anschaut. Status und Macht sind nach Kemper allen Kulturen universell zugrunde liegende Kategorien der Interpretation von Situationen, wobei folgende Faktoren allerdings kulturell verschieden sind bzw. sein können (vgl. Kemper, 1984, S. 372):

a. Handlungen und Verhaltensweisen, die Macht und Statushandlungen bedeuten, können in unterschiedlichen Kulturen verschieden sein. Verschiedene konkrete Handlungen können

dasselbe bedeuten, sowie die gleichen Handlungen unterschiedliches bedeuten können. Die Universalitätsthese bezieht sich also nicht auf konkrete Verhaltensweisen, sondern auf die damit konstituierten Bedeutungen.

b. Ebenso kulturell verschieden ist die Ausstattung von sozialen Positionen mit Macht- und Statusressourcen. „For example, preliterate societies tend to respect older men for their wisdom and knowledge of the society's traditions. In modern society, older men are ceded far less status“ (Kemper, 1984, S. 372).

c. Schließlich gibt es nicht in allen Kulturen alle Emotionen, zudem erhalten in unterschiedlichen Kulturen unterschiedliche Emotionen Priorität. Dies liegt ganz in der Logik der Kemperschen Konzeption der Definition von Emotionen. Denn wären in allen Kulturen immer dieselben Emotionen anzutreffen, hieße dies, daß es keine sozialstrukturellen Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturen gäbe.

d. Eine vierte Komponente der kulturellen Relativität von Status und Macht scheint mir neben den von Kemper thematisierten erwähnens- und ergänzenswert. Das Ausmaß an Machtressourcen, das als ausreichend, exzessiv oder inadäquat interpretiert wird, ist in verschiedenen Kulturen unterschiedlich. Die eigenen Machtressourcen z.B. eines Mitteleuropäers können von diesem als ‚zuviel‘ interpretiert werden, was zur Entstehung von Schuldgefühlen führt, während die Verfügung über dieselbe Machtausstattung von einem U.S.-Amerikaner als adäquat interpretiert wird. Unterschiedliche Deutungssysteme (in den USA vielleicht das des ‚survival of the fittest‘, in Mitteleuropa vielleicht eher sozialstaatlich geprägte Ideologien) wirken in dieser Weise auf die Interpretation der Sozialstruktur in den Dimensionen Macht und Status ein und führen zu unterschiedlichen Emotionen.

Die These der Universalität von Status und Macht bezieht sich also allein auf die These, daß in allen Kulturen Akteure Macht und Status als Kategorien der Interpretation und Strukturierung von Situationen benutzen. Aber selbst bei einer Spezifizierung der Kemperschen These läßt sich die Kritik des symbolischen Interaktionismus nicht ganz ausräumen. Die Emotionssoziologie Kempers ist eine sozialstrukturelle Theorie, die die Entstehung von Emotionen aus Strukturbesonderheiten von Interaktionen erklärt. Der Einfluß einer normativen, kulturellen Kodierung von Situationen und Emotionen wird dabei ausgeblendet. So läßt sich Trauer bei einer Beerdigung sicherlich mit Hilfe der

Kemperschen Kategorien als entstanden aus einer spezifischen Beziehungssituation erklären (Kemper, 1981a, S. 315), *gleichzeitig* mögen die Trauernden aber auch Trauer fühlen, weil es kulturell so vorgeschrieben ist, bei dem Tod eines Bekannten oder Verwandten Trauer zu fühlen.

Eine solche Kritik zielt aber eigentlich nicht auf eine Änderung des sozialstrukturellen Ansatzes, sondern auf seine Erweiterung um eine kulturelle Dimension der Interpretation von Emotionen und Situationen. Eine diesbezügliche Erweiterung kann an die symbolisch interaktionistische Emotionssoziologie anknüpfen und sie als Ergänzung und nicht als Alternative (wie sie sich selbst versteht) mit dem sozialstrukturellen Ansatz in Verbindung bringen.

Bilanziert man die Kritik des symbolischen Interaktionismus an der Kemperschen Theorie, so läßt sie sich genau in diese Richtung als Ergänzung zu der sozialstrukturellen Theorie lesen. Eine solche Erweiterung müßte zum einen die Interpretationsleistungen der handelnden Akteure als eigenständige Größe neben der Ebene der Sozialstruktur berücksichtigen, und müßte zum zweiten kulturelle Deutungsschemata in ihrer Relevanz für Emotionen in den theoretischen Rahmen integrieren. Ich möchte dies am Ende des nächsten Kapitels nach einer Darstellung der symbolisch interaktionistischen Emotionssoziologie versuchen.

2.2 Möglichkeiten der Erweiterung der Status / Macht – Matrix

Läßt sich die Kritik des symbolischen Interaktionismus an der sozialstrukturellen Theorie Kempers als Vorschlag der Erweiterung und Ergänzung lesen, so fragt sich darüber hinaus, ob das Kempersche Konzept in sich selbst stimmig ist und nicht eventuell einer internen Ergänzung bedarf. Es besteht kein Zweifel, daß mit dem Kemperschen Einwurf ein Schritt in Richtung auf eine genuin soziologische Betrachtung und Definition des Emotionalen getan ist. Es besteht aber an sich keine Veranlassung, das Konzept gegen eine Erweiterung zu immunisieren, indem man, wie Kemper, die alleinige Relevanz der Dimensionen Macht und Status für die Analyse von Sozialbeziehungen und daraus

resultierenden Emotionen behauptet. Gestaltet man den Entwurf Kempers offen und als ersten Versuch der Analyse von Sozialstruktur in Beziehung zu Emotionen, so läßt er sich um weitere Variablen zur Bestimmung von Sozialbeziehungen mit Einfluß auf die Entstehung von Emotionen ergänzen.

Wir hatten bereits bei der Interpretation der Simmel'schen Texte gesehen, daß Simmel soziale Distanz als Variable zur Bestimmung von Emotionen berücksichtigte. Ein unterschiedliches Maß an sozialer Distanz zwischen Interaktionspartnern entscheidet mit über die Frage, ob eine Situation schamauslösend ist oder nicht. Scham läßt sich mit Kemper als Gefühl beschreiben, das entsteht, wenn ein Handelnder mehr Status verlangt oder erhalten hat, als er verdient hat. Rechnet der Handelnde seinem eigenen Selbst den gescheiterten Statusanspruch zu, dann fühlt der Handelnde Scham. Neben der antizipierten Statusdiskrepanz entscheidet aber auch das Nähe- bzw. Distanzverhältnis zwischen den Interaktionspartnern, ob der Handelnde Scham empfindet oder nicht. Sowohl im Falle hoher Distanz zwischen den Interaktionspartnern als auch bei hoher Intimität zwischen den Handelnden ist die Wahrscheinlichkeit des Schamempfindens geringer als im Falle der mittleren Distanz.

Distanz hat die Funktion einer intervenierenden Variable und spezifiziert die Fälle, in denen Handelnde überhaupt soziale Beziehungen in der Statusdimension interpretieren. Sie stellt insofern eine Ergänzung der Status/Macht-Matrix dar, als sie die Wenn-Komponente in Kempers These ‚Wenn Handelnde soziale Beziehungen in den Kategorien von Macht und Status interpretieren, dann . . .‘ näher spezifiziert. Das scheint mir allerdings nicht nur für die Statusdimension zu gelten, sondern auch für die Machtdimension.

Auch hier gilt, daß bei hoher und geringer Distanz zwischen den Interaktionspartnern entweder die einzelne Handlung für das Beziehungsgefüge folgenlos ist, da keine weiteren Interaktionen stattfinden, oder deren Bedeutung dadurch geschwächt und reduziert wird, daß im Kontext einer geschichtsreichen und fest definierten Beziehungs-

struktur eine einzelne Handlung nur wenig Veränderung zu erzeugen vermag. Auch hier scheint der mittlere Bereich sozialer Distanz eine Interpretation der Beziehung in der Machtdimension zu begünstigen.

Neben sozialer Distanz kann man den Bereich zusätzlich wirksamer Variablen noch um weitere vergrößern und ergänzen, indem man Ergebnisse der Bestimmung der Entstehung von Macht und Status einspielt. Richard M. Emerson (1962) definiert das Maß an Macht von Ego über Alter als umgekehrt proportionales Verhältnis zur Abhängigkeit Egos von Alter. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Alter und Ego kann aber durch vier Variablen verändert werden: 1. Alter verliert das Interesse an den Ressourcen, die Ego bis dahin für Alter zur Verfügung gestellt hatte und von Alter angestrebt wurden. 2. Alter hat Alternativen der Beschaffung der Ressourcen, die er bis dato von Ego erhalten hatte. 3. Egos Interesse an Ressourcen, über die Alter verfügt, wächst, so daß Egos Abhängigkeit von Alter sich vergrößert. 4. Egos Ressourcenbeschaffungsalternativen zu Alter werden geringer, so daß Ego mehr von den Ressourcen Alters abhängig wird.

Ändern sich also die ‚Terms of trade‘ der Austauschverhältnisse zwischen Ego und Alter, so ändern sich die Abhängigkeits- und damit die Machtverhältnisse zwischen Ego und Alter. Die spezifische Machtkonstellation zwischen Interaktionspartnern entscheidet aber nun mit über den emotionalen Output, der aus den Situationen resultiert. Die jeweiligen Veränderungen der Austauschverhältnisse lassen sich als intervenierende Variable der Bestimmung der Machtkonstellation und damit des emotionalen Outputs interpretieren.

Auf eine weitere Möglichkeit der Erweiterung der Kemperschen Theorie soll noch kurz eingegangen werden. Die Dimensionen Macht und Status beziehen sich auf ein relatives Maß von Macht und Status zwischen zwei Akteuren. Kemper unterstellt implizit, daß sich der Vergleichsmaßstab aus dem faktischen Verhältnis der Interaktionspartner zueinander ergibt. Aus der Literatur zur Bezugsgruppentheorie aber kann man wissen, daß neben der realen Mitgliedschaftsgruppe häufig frühere, zukünftige oder imagi-

nierte Bezugsgruppen als Vergleichsmaßstab zur eigenen Positionsbestimmung herangezogen werden (vgl. für einen Überblick zur Bezugsgruppentheorie Hermann L. Gukenbiehl, 1980). Bedeutungen, Normen und Werte von Bezugsgruppen bestimmen die Interpretationen der Positionen der Akteure innerhalb eines Status- und Machtgefüges. Für emotionssoziologische Arbeiten ergibt sich daraus die Forderung, das jeweilige Referenzsystem zur Bestimmung von Sozialpositionen zu beachten, weil sich erst von hier aus die emotionalen Effekte richtig einschätzen lassen.

Ich möchte die theoretische Diskussion der sozialstrukturellen Theorie der Emotionen damit abschließen und im folgenden nach der empirischen Plausibilität des Konzeptes fragen, indem verschiedene empirische Untersuchungen mit Hilfe der Kemperschen Theorie reinterpretiert werden sollen. Das Grundkonzept der Kemperschen Theorie ist eher sozialpsychologischer Natur. Daß mit dem Rekurs auf die Kategorien Macht und Status aber Weichenstellungen zur Analyse makrosozialer Bedingungen der Entstehung von Emotionen eröffnet werden, kann im folgenden gezeigt werden.

3. Empirische Evidenzen

Versucht man für die sozialstrukturelle Theorie der Emotionen Kempers empirische Plausibilität zu erzeugen, so könnte man wieder bei den Klassikern anfangen. Gerade in den Ausführungen Simmels zum Thema ‚sekundäre Emotionen‘ lassen sich – und darauf wurde ja bereits hingewiesen – Anschlußstücke ausfindig machen. Aber auch Webers These der religiösen Angst der Protestanten, deren Bearbeitung in Form von Berufsarbeit und einer rationalen Lebensführung als ein treibendes Moment im Prozeß der Entstehung der Moderne von Weber analysiert wurde (Weber, 1972a, S. 106-111), läßt sich mit Hilfe des Kemperschen Konzepts deuten. Die Lehre von der Prädestination menschlicher Existenz bedeutet nichts anderes, als daß es eine übermächtige Instanz gibt, die über die menschliche Existenz zu entscheiden vermag und daß die Menschheit sich dieses ungleiche Machtverhältnis dank der Erbsünde

als selbst verschuldet anlasten muß. Genau diese Beziehungskonstellation in der Machtdimension ist aber nach Kemper die Bedingung der Entstehung von Angst.

Die folgenden Ausführungen versuchen, aus recht heterogenen Bereichen empirische Plausibilität für das Kempersche Konzept zu erzeugen, indem die Ergebnisse verschiedener Forschungen mit Hilfe des Kemperschen Paradigmas reinterpretiert werden. Die unverbunden nebeneinander liegenden Bereiche erhalten so einen gemeinsamen Sinnzusammenhang.

3.1 Geschlechtsspezifische Emotionen: Depression und Haushalt

Medizinsoziologische Forschungen und Ergebnisse aus der sogenannten ‚Distress-Forschung‘ zeigen, daß es offensichtlich geschlechtsspezifische Unterschiede in der Häufigkeit, mit der bestimmte Emotionen empfunden werden, gibt. Diese Ergebnisse lassen sich mit Hilfe des Kemperschen Paradigmas reinterpretieren und in einen systematischen Zusammenhang rücken. An der geschlechtsspezifischen Verteilung von Depressionen sei dies erläutert.

Der Idealtypus des mit der Ausdifferenzierung der Kleinfamilie in der Moderne einhergehenden Prozesses der internen familiären Differenzierung ist der der Differenzierung zwischen instrumentellen Rollen (Beruf, Einkommenssicherung) und expressiven Rollen (Haushalt, Sozialisation der Kinder) (vgl. Neil J. Smelser, 1968, S. 108). Die rollenmäßige Spezialisierung ist begleitet von einer Spezialisierung der Geschlechter auf diese Bereiche. Daß das auch heute noch in weiten Teilen der Fall ist, belegen die Auswertungen des Wohlfahrtssurveys 1980 (vgl. Regina Berger, 1983, S. 320). Eine solche Form der Arbeitsteilung zeitigt unterschiedliche emotionale Konsequenzen für beide Geschlechter. Frauen, die nicht berufstätig sind, Kinder haben und nur den Haushalt erledigen, leiden weit häufiger an Depressionen als Männer und Frauen, die berufstätig sind (vgl. Walter R. Gove und Jeanette Tudor, 1973; Catherine E. Ross u.a., 1983). Hausarbeit ist gesellschaftlich niedrig bewertet und bringt nur wenig Anerkennung ein. Die

Versorgung der Kinder und die Beschränkung auf häusliche Tätigkeiten bedeutet eine Isolation von Kontaktmöglichkeiten zu anderen Erwachsenen, die als unterstützende Systeme für die Gewährung von Anerkennung von Bedeutung sind.

Das umgekehrte gilt für Männer und Frauen, die berufstätig sind. Berufstätigkeit ist mit gesellschaftlich höherem Prestige verbunden, bedeutet Unabhängigkeit in der Verfügung über materielle Ressourcen und die Möglichkeit zur Knüpfung persönlicher Netzwerke, die zur eigenen Identitätsfindung genutzt werden können. Depression (in der Variante der apathischen Depression) wird nun von Kemper als eine emotionale Befindlichkeit bestimmt, die dann entsteht, wenn Ego zu wenig Anerkennung und Status erhält und sich die Diskrepanz zwischen erhofftem und erwartetem Status als selbstverschuldet zurechnet (vgl. Kemper, 1978, S. 63 und S. 226-230). Für die traditionelle Frauenrolle scheint eine mangelhafte Ausstattung mit Status und sozialer Anerkennung typisch zu sein und könnte das häufige Auftreten von Depressionen bei Frauen erklären. Welche sozialen Positionen allerdings Anerkennung und sozialen Status einbringen, hängt wiederum von der kulturellen Definition dieser Positionen ab und diese ist in unterschiedlichen Gesellschaften verschieden. (Damit wird zugleich nochmals die Ergänzungsbedürftigkeit des Kemperschen Modells um eine kulturelle Dimension unterstrichen).

Catherine Ross und Kollegen (1983) haben in einer kulturell vergleichenden Untersuchung nach der unterschiedlichen Häufigkeit von distress bei Mexikanern und Angloamerikanern gefragt und nach einer Erklärung für die Unterschiede geforscht. Der Begriff des distress umfaßte dabei Depression, Angst und Sorge, war also nicht alleine auf den hier interessierenden Zusammenhang zwischen Kultur, Sozialstruktur und Depression beschränkt, so daß die Ergebnisse auch nicht ganz bedenkenlos transponiert werden können.

Beruflicher und außerhäuslicher individueller Erfolg ist in der Anglo-amerikanischen Kultur mit höherem Prestige und mehr Anerkennung durch die Bezugsgruppen verbunden, als in der mexikanischen Kultur. Umgekehrt gilt, daß Hausarbeit, Erziehung der Kinder und familiäre Aktivitä-

ten in der mexikanischen Kultur mit mehr Status und Prestige verbunden sind, als in der amerikanischen Kultur (vgl. Ross, 1983, S. 672). Vergleicht man nun die ‚distress-Raten‘ zwischen den nicht berufstätigen Mexikanerinnen und Amerikanerinnen, so ist die Häufigkeit in der letzten Gruppe wesentlich höher als in der ersten. Ein solches Ergebnis läßt sich dahingehend interpretieren, daß die höhere Statusausstattung der mexikanischen Frauen zu einem geringeren Auftreten von Depressionen führt, für die Anglos gilt das umgekehrte.

Nun ist der für die Moderne beschriebene Idealtypus geschlechtsspezifischer Rollendifferenzierung gerade in den letzten Jahrzehnten einer zunehmenden Kritik und dann auch Veränderung unterworfen gewesen. Eine solche sozialstrukturelle Veränderung müßte sich auch in einer Veränderung des Emotionshaushalts – zumindest nach der Logik des Kemperschen Konzepts – niederschlagen. Und in der Tat weisen berufstätige Frauen eine geringere Rate an Depressionen auf als nicht berufstätige Frauen (vgl. Rosenberg, 1980, zitiert in Kemper, 1984a, S. 4). Zugleich könnte man vermuten, daß sich bei den nicht-berufstätigen Frauen die Beantwortung der Frage nach der Verantwortlichkeit für den geringen Status in der Weise gewandelt hat, daß nun den Männern die Schuld zugewiesen wird. Entsprechend mischt sich dann in das Gefühl der Depression das des Ärgers.

Jede Problemlösung erzeugt allerdings immer wieder andere Probleme; dies scheint auch für den Bereich der Emotionen zu gelten. Ist Berufstätigkeit in unserer Kultur mit sozialem Status und Anerkennung verbunden und mindert dies die Chance, depressiv zu werden, so ist umgekehrt Berufstätigkeit mit höheren Ausprägungen von Angst und Ärger verknüpft, die sich ihrerseits aus der anders gelagerten sozialstrukturellen Position ergeben (James S. House, 1974). Berufstätigkeit steht im Vergleich zur Hausarbeit unter erhöhter Konkurrenz, weist höhere Chancen auf, daß der andere (den es in der Hausarbeit ja oftmals gar nicht gibt) besser, tüchtiger und leistungsfähiger ist als man selbst und aus der besseren Position heraus höhere Chancen hat, den eigenen Willen durchzusetzen, kurz: über mehr Macht verfügt. Eine erhöhte Macht Alters über Ego ist aber nach

Kemper die Bedingung für die Entstehung von Angst, und man könnte spekulieren, daß gerade aus diesem Grunde Berufstätigkeit mit erhöhter Angst verbunden ist. Läßt sich dieser Zusammenhang bisher nur theoretisch herleiten, so ist der Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit und Krankheitssymptome empirisch bestätigt. Berufstätige Frauen, die gleichsam die Gefahr der Depression gerade hinter sich gelassen haben, weisen ähnlich wie die berufstätigen Männer eine höhere Häufigkeit an koronaren Herzerkrankungen auf (F. Friczewski und R. Thorbecke, 1976). Daß sich ein Zusammenhang zwischen Herzerkrankungen und der emotionalen Streßreaktion Angst herstellen läßt, soll im zweiten Teil der Synthese dieses Kapitels näher erörtert werden.

3.2 Melancholie und Gesellschaft

Das Thema Depression und sozialstrukturelle Bedingungen ist auf makrosoziologischer Ebene in einer historischen Analyse von Wolf Lepenies in der Arbeit ‚Melancholie und Gesellschaft‘ (1969) aufgegriffen und diskutiert worden. Ohne dem Facettenreichtum, den Nuancierungen und Differenzierungen der Analyse Lepenies hier nur im geringsten gerecht werden zu können (und zu wollen), läßt sich die Grundstruktur seiner These – die Erklärung der Entstehung von Melancholie – mit Hilfe der Kemperschen Typologie rekonstruieren.

Zur Analyse der sozialen Bedingungen der Entstehung von Melancholie bezieht sich Lepenies schwerpunktmäßig auf zwei historische Epochen: auf das Frankreich des 17. Jahrhunderts und auf Deutschland im 18. Jahrhundert. Lepenies analysiert beide Epochen in den Kategorien von Machtanhäufung und Statusverschiebung ausgelöst durch um die Staatsmacht rivalisierende gesellschaftliche Gruppen. Die institutionalisierte Verteilung von politischer Macht zwischen unterschiedlichen Gruppen nennt er das primäre Ordnungssystem. Innerhalb dieses primären Ordnungssystems kommt es im Frankreich des 17. Jahrhunderts durch eine Frontstellung zwischen Geld- und Schwertadel zu einer Paralyse beider Machtgruppierungen, die dem Königstum die stärkste, absolute Macht verschafft.

Lepenes zitiert nun eine Menge an Quellen, die die gesellschaftliche Deprivation und die daraus resultierende Melancholie des Adels dokumentieren. Resignation und Melancholie ergeben sich aus dem Macht- und Statusverlust des Adels.

Ähnliche Entstehungsmotive scheinen für die „Wertherkrankheit“ im Deutschland des 18. Jahrhunderts zu gelten. Lepenes kennzeichnet, im Anschluß an Norbert Elias, das erste Ordnungssystem durch den Konflikt zwischen einer französisch sprechenden Oberschicht und einer deutsch sprechenden, mittelständischen Intelligenzschicht, die sich aus bürgerlichen zusammensetzt. Die bürgerlichen Elemente waren abgedrängt von jeder Art der politischen Macht, „sie durften allenfalls denken und dichten“ (Lepenes, 1969, S. 77). Ein Rückzug in die Innerlichkeit und in Naturschwärmereien, Todesmetaphern und Weltschmerz sind Reaktionen, die durch die spezifische Beziehungskonstellation ausgelöst wurden und in der Melancholie ihren Ausdruck fanden. Ich möchte auf die Nuancierungen und Unterschiede verschiedener Melancholieformen nicht näher eingehen, stattdessen die auslösende soziale Konstellation näher beleuchten.

Kemper diskutiert Melancholie als besondere Emotion an keiner Stelle seines Theoriegebäudes. Allerdings weist Melancholie Parallelen mit dem Gefühl der Depression auf. Freud verwandte beide Begriffe noch synonym (vgl. Freud, 1978), so daß sich die Kempersche Diskussion der Depression auf den Bereich der Melancholie übertragen läßt, wenn sie diese auch nicht ganz abdeckt. Das sur-plus, das Melancholie von Depression unterscheidet, ist vielleicht das Moment der Selbstgefälligkeit im Leiden, das mit der Melancholie verbunden ist. Selbstgefälligkeit könnte gerade das kulturell kodierte Zusatzelement zur Depression sein, das nach Lepenes vor allem in der Kunst des 18. Jahrhunderts unzählige Male produziert und reproduziert wurde, und als Semantik der Interpretation der Depression zur Verfügung stand. Die Depression ihrerseits erklärt sich in beiden historischen Fällen aus einer identischen sozialstrukturellen Konstellation.

Depression bestimmt Kemper als die emotionale Befindlichkeit, die dann zustande kommt, wenn Handelnde

nicht die Anerkennung und den Status erhalten, von dem sie meinen, daß er ihnen zustände. Sowohl der Adel im absolutistischen Frankreich als auch das Bürgertum im Deutschland des 18. Jahrhunderts fühlten sich in ihrer Anerkennung zurückgedrängt, unterbewertet und mit zu wenig Status ausgestattet, so daß sich alleine Apathie und Melancholie als emotionale Antworten im Sinne einer Problemlösung anboten und im folgenden dann stilisiert wurden. Rechnete man den mangelnden Status der eigenen Unfähigkeit zu, so erhielt die Melancholie den Ton der Hoffnungslosigkeit, wurde er der herrschenden Schicht zugerechnet, so mischte sich in die Melancholie das Element des Ärgers. Im absolutistischen Frankreich scheinen sich beide Varianten abgelöst zu haben. Wurde zu Beginn der als ungenügend betrachtete eigene Status als durch den König verursacht angesehen – mischte sich entsprechend in die Melancholie das Element des Ärgers, das schließlich zum Aufruhr, zur Fronde trieb –, so konnte man sich das Scheitern der Fronde nur noch selbst zurechnen, die Melancholie wurde zur Apathie. Die eher deskriptive Darstellung des Zusammenhangs von Melancholie und Gesellschaft bei Lepenes läßt sich auf diese Weise systematisieren und innerhalb eines Theoriegebäudes der Emotionen rekonstruieren.

3.3 Sympathie und Antipathie

Fallen Depression und Melancholie in den Bereich der unangenehmen Emotionen, so ist die Sympathie für das führende Subjekt eine angenehme Emotion. Aber ähnlich wie die Melancholie wird auch Sympathie von Kemper nicht separat diskutiert. Ähnlichkeiten weist Sympathie mit der von Kemper bestimmten Emotion der Liebe bzw. mit der des ‚liking‘ auf, wobei man beachten muß, daß der Begriff der Liebe im Englischen eine weitergehende, und nicht nur auf Intimität sich beziehende Bedeutung hat, als im Deutschen.

Axel Gehring ist die Begriffsgeschichte von Sympathie von Hume bis Cooley durchgegangen und bestimmt Sympathie folgendermaßen: „Sympathie wird gefaßt, als die –

sei es auf Gleichheit der Überzeugung oder Gesinnung, auf Altruismus, Nächstenliebe oder Mitleid beruhende – Zuneigung eines Menschen zum anderen“ (Gehring, 1969, S. 436). Die soziologisch interessante Frage ist, welches Handeln einer Person Zuneigung und Beliebtheit auslöst, welche sozialen Bedingungen für die Entstehung von Sympathie maßgeblich sind. Gehring versucht die Bedingungen mit Hilfe des Rollenbegriffs zu spezifizieren.

Sozialstruktur läßt sich als Konfiguration unterschiedlicher Rollen begreifen, wobei jede Rolle durch normative Verhaltenserwartungen definiert ist. Damit sind für die Rollenträger Orientierungsmuster des Handelns gegeben, die gleich Schablonen das Handeln strukturieren und dadurch erwartbar machen. Jede Rolle bedarf aber der Einlösung und Gestaltung durch den jeweiligen Rollenträger, bedarf eines sur-plus an Ich-Leistungen, dessen Ausmaß wiederum rollenmäßig festgeschrieben sein kann. Es ist gerade dieses ‚Mehr‘ an Ich-Leistungen, der Teil des Handelns, der über die Rollendefinition hinausgeht, der die soziale Bedingung für die Entstehung von Sympathie darstellt. Die Dame von der telefonischen Auskunft, die meine Anfrage ganz ihrer Rolle entsprechend sachlich und formal bearbeitet und mir Auskunft erteilt, löst nicht unbedingt Sympathie aus. Sympathie entsteht aber dann, wenn sie über ihre Aufgaben hinaus ihre Rolle mit Ich-Leistungen ausstattet, die nicht zur Positionsdefinition gehören: Freundliche Worte und das Bemühen, noch so entlegene Adressen aufzuspüren, mögen Beispiele für konkrete Handlungen sein, selbst die Stimmlage kann die Sympathie erwecken.

Sympathie läßt sich dann als eine Befindlichkeit definieren, die durch eine positive Bewertung von Ich-Leistungen, die über die rollenmäßig erwartbaren Handlungen hinausgehen, entsteht. Antipathie würde entsprechend durch eine negative Bewertung von Ich-Leistungen entstehen.

Das Begriffspaar Rolle und Ich-Leistungen entspricht in der Kemperschen Terminologie den Begriffen Struktur und Prozeß. Im Gegensatz zu dem von Gehring benutzten Rollenbegriff versucht Kemper allerdings die Kategorien, in denen die wechselseitigen Definitionen von Positionen vollzogen werden, zu bestimmen (Macht und Status).

Meint Rolle bzw. Struktur den vor jeder Handlung liegenden Orientierungsrahmen, den geronnenen Sinnzusammenhang, so bezieht sich der Prozeßbegriff bzw. der der Ich-Leistungen auf den faktischen Sinnvollzug im Handeln. Jede Handlung schlägt wieder zurück auf die Struktur, verändert diese und wird gerade in der Diskrepanz zur Struktur mit Bedeutung versehen. Die Diskrepanz zwischen der Sozialstruktur einer Beziehung und der durch eine Handlung geschaffenen neuen Struktur schlägt sich auf die emotionale Befindlichkeit der Mitglieder einer Interaktion nieder und führt zu denen von Kemper als ‚folgernde Emotionen‘ bezeichneten Veränderungen.

Sympathie im oben beschriebenen Sinne wäre also eine folgernde Emotion. Jede Ich-Leistung (Prozeß-Handlung) kann die zugrunde liegende Rolle (Struktur) in dreierlei Richtungen verändern: sie kann die Macht/Status – Position der Handelnden stabilisieren, verstärken oder verringern. Sympathie von Ego zu Alter entsteht nun dann, wenn Alter durch seine Handlungen den Status von Ego erhöht, wenn in den Handlungen eine Schätzung der Person Egos zum Ausdruck kommt, unabhängig davon, ob Ego sich dies selbst zurechnet oder nicht. Für die Entstehung von Antipathien gilt der umgekehrte Wirkungszusammenhang: Wenn die Handlungen Alters den Status von Ego reduzieren, wird Ego Antipathien gegenüber Alter empfinden. Wir sehen an dieser Stelle nochmals wie weit der Begriff des Status bei Kemper gefaßt ist. Status kann in ganz unterschiedlichen Währungen gezahlt werden: Sie reichen von faktischer materieller Hilfe, bis hin zu einem freundlichen Augenaufschlag.

Läßt sich Sympathie in dieser Weise als sozialstrukturell produzierte Emotion rekonstruieren, so wirkt die so entstandene Emotion wieder auf die soziale Wirklichkeit zurück und konstruiert sie in einer spezifischen Art und Weise. Sympathie führt in diesem Sinne zu einer Bewertungsentlastung (Gehring, 1969, S. 440). Ist Sympathie zwischen Ego und Alter einmal erzeugt, so dient sie als Orientierungsschema, das von einer ständigen Bewertung und Neubewertung der individuellen Momente und Schwankungen entlastet, Entscheidungen erleichtert und damit Reibungsverluste im Prozeß der Interaktion minimiert.

3.4 Eifersucht im interkulturellen Vergleich

Obwohl das Thema Eifersucht in der belletristischen Literatur immer wieder aufgegriffen und diskutiert worden ist, verhielt sich die Soziologie dem Thema gegenüber abstinenter. (Eine Ausnahme bildet hier der Aufsatz von Kingsley Davis, 1936).

Dies mag vielleicht mit der Schwierigkeit zusammenhängen, daß Eifersucht nicht eindeutig als Emotion fixiert oder synonym mit einer anderen Emotion gesetzt werden kann. Darauf weist bereits das Alltagsverständnis hin: Sowohl Furcht als auch Ärger, sowohl Depression als auch Haß, sowohl Selbstmitleid als auch Angst können mit Eifersucht verbunden sein (vgl. Ralph B. Hupka, 1981, S. 311 f.). Eine Klassifikation von Eifersucht als emotionale Befindlichkeit stößt also auf erhebliche Schwierigkeiten; Eifersucht dient offensichtlich als Label für recht unterschiedliche Emotionen (vgl. Amelie Mummendey und Hans Joachim Schreiber, 1983). Wenn im folgenden eine sozialstrukturelle Bestimmung der Entstehung von Eifersucht versucht wird, so soll damit die Bedeutung individueller Dispositionen, die bei der Entstehung von Eifersucht zu Buche schlagen können, in keiner Weise in Abrede gestellt werden. Individuelle Dispositionen und sozialstrukturelle Bedingungen stehen in einem komplementären, sich ergänzenden Verhältnis zueinander.

Die Tatsache, daß Eifersucht keiner Emotion eindeutig zuordnenbar ist, läßt sich im Rahmen einer sozialstrukturellen Bestimmung des Emotionalen auch so lesen, daß der Eifersucht ein heterogenes Beziehungsgeflecht zugrundeliegt, daß durch unterschiedliche Faktoren bestimmt ist. Die Gemengelage ergibt sich zum einen aus der Tatsache, daß mindestens drei Handelnde beteiligt sind, also mindestens drei verschiedene Wechselwirkungen unterschieden werden müssen, und des weiteren jede dieser Wechselwirkungen durch unterschiedliche Dimensionen geprägt ist und sich im Prozeß der ständigen Veränderung befindet.

Eifersucht läßt sich dann nicht als eigenständiges Gefühl klassifizieren, sondern als ein Label für eine soziale Situation, die durch heterogene Elemente bestimmt ist und entsprechend unterschiedliche Gefühle auslöst. Wie läßt sich

die Struktur eifersuchtsauslösender Situationen näher bestimmen? Eifersucht nimmt Bezug auf eine Situation, in der ein Handelnder eine von ihm geliebte Person an einen Dritten verliert oder sich vorstellt, sie zu verlieren.

Gehen wir davon aus, daß das Ausgangsverhältnis der Entstehung von Eifersucht das der Liebe zwischen Ego und Alter darstellt. Liebe läßt sich als reziproke Beziehung kennzeichnen, in der die Handelnden sich gegenseitig ein hohes Maß an Anerkennung und Gunstbeweisen geben oder in einer neueren Formulierung Luhmanns ausgedrückt: Liebe ist eine Beziehung, in der die Handelnden sich nicht nur wechselseitig und freiwillig an den Handlungen des anderen, sondern bereits an dessen Erleben von Wirklichkeit orientieren und die eigenen Handlungen an der Weltorientierung des anderen ausrichten (vgl. Luhmann, 1982, S. 42). Ist die wechselseitige Erteilung von extrem hohem Status das Definitionskriterium von Liebe, so führt dies zugleich zu einer wechselseitigen Abhängigkeit der Partner voneinander. Die Abhängigkeit von Ego und Alter entspricht aber der Macht Alters über Ego. Liebe ist also nicht nur durch ein wechselseitiges Geben von hohem Status, sondern zugleich durch ein hohes Ausmaß an wechselseitiger Abhängigkeit bestimmt (vgl. Kemper, 1978, S. 287).

Eifersucht entsteht nun, wenn Alter 1 einen Teil der Gunstbeweise nicht mehr Ego sondern Alter 2 zukommen läßt, Ego also weniger Status erhält, als ihm gebührt, gleichzeitig sich das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Ego und Alter 1 zu Gunsten von Alter 1 verändert, da Alter 1 in Alter 2 eine ‚Mitgliedschaftsalternative‘ gewonnen hat, und das nach dem Modell von Emerson die Abhängigkeit von Ego verringert. Damit Ego aber die Situation in diesen Kategorien interpretiert, bedarf es gesellschaftsstruktureller Voraussetzungen, die die Neuverteilung von Gunstbeweisen seitens Alter 1 für Ego zur Bedrohung werden lassen und dann Eifersucht auslösen können. Diese strukturellen Rahmenbedingungen lassen sich näher bestimmen.

Ralph B. Hupka (1981) hat eine Vielzahl ethnologischer Monographien unter der Fragestellung untersucht, ob sich kulturell verschiedene Determinanten der Entstehung von

Eifersucht ausfindig machen lassen. Die theoretische Anbindung der Analyse Hupkas an attributionspsychologische Prämissen und an Thesen des symbolischen Interaktionismus ist dabei eher irreführend als hilfreich, denn die Ergebnisse lassen sich weniger als Bestätigung der These unterschiedlicher kultureller Deutungsmuster von Eifersucht lesen, sondern vielmehr als Aussagen über sozialstrukturelle Variablen der Verursachung von Eifersucht. Das Panorama kulturell vorfindbarer Formen der Eifersucht reicht von ganz geringen bis hin zu sehr ausgeprägten Formen der Empfindung und des Zeigens von Eifersucht. War es unter den Ammassalik Eskimos Sitte, daß der Ehemann dem Gast seine Ehefrau zum Geschlechtsverkehr für eine Nacht übergab, ohne daß irgendeine Äußerung der Eifersucht festgestellt wurde, so reichte es bei den Pawnee Indianern bereits aus, daß die Ehefrau einem Gast ein Glas Wasser reichte, um den Ehemann in eine wütende Eifersucht zu versetzen (vgl. Hupka, 1981, S. 324).

Der Grad der Eifersucht in verschiedenen Gesellschaften hängt von der gesellschaftlich festgelegten Bedeutung ab, die der für die Liebe konstitutive Austausch von Status für die Beteiligten hat, und von der gesellschaftlich festgelegten Abhängigkeit der Liebenden voneinander. Erst wenn die Abhängigkeit voneinander hoch ist und der wechselseitige Austausch von Status für die einzelnen eine besondere Bedeutung hat, kann der reale oder vorgestellte Verlust des Anderen zu einer solchen Bedrohung werden, die für die Entstehung von Eifersucht konstitutiv ist.

Hupka hat beim Vergleich einer Kultur, die ausgeprägte Anzeichen von Eifersucht zeigt (Apachen), mit einer Gesellschaft, die nur geringe Ausprägungen von Eifersucht äußert (Toda-Indianer in Südindien), folgende eifersuchtsdeterminierenden Parameter herausgefiltert:

a. In der Toda-Kultur sind individuelle Formen des Eigentums nur gering ausgeprägt. Der Familie gehört das Haus und nicht dem einzelnen. Schmuck und Ornamente, die zwar individuelle Besitzer haben, werden von allen kollektiv benutzt. Umgekehrtes gilt für die Apachen: Eigentum ist individuelles Eigentum und ist als solches geschützt.

b. Sexuelle Befriedigung sowohl vor als auch während und nach der Heirat kann bei den Toda-Indianern leicht erreicht wer-

den. Sexualität ist kein knappes Gut, so daß es auch keiner besonderen Anstrengungen bedarf, einen Sexualpartner zu finden. Die Apachen hingegen knüpfen Sexualbefriedigung an die Heirat. Voreheliche Beziehungen sind verboten, Sexualität ist knapp und damit umso begehrenswerter.

c. Persönliche Nachkommenschaft zu haben, ist bei den Toda nicht mit hohem Status verbunden. Ob man Kinder hat und ob dies die leiblichen Kinder sind, ist nicht sehr bedeutsam. Auch damit verhält es sich bei den Apachen völlig anders: Kinder sind hier, und gemeint sind immer nur leibliche Kinder, Ausdruck des eigenen Prestiges und des sozialen Status. Zugleich stellen Kinder die wichtigste Form der Altersabsicherung dar, da die Kinder verpflichtet waren, diese sicherzustellen.

d. Der Heirat kommt in der Toda-Kultur keine sonderliche Bedeutung zu. Die Versorgung des einzelnen wird im Klan und nicht in der Kleinfamilie sichergestellt, Heirat ist kein Kriterium, um den Status eines Erwachsenen zu bestimmen. In der Kultur der Apachen kommt der Heirat hingegen eine ganz besondere Bedeutung zu: Ein Erwachsener, der nicht verheiratet ist, gilt weder ökonomisch noch sozial als vollwertig. Heirat ist der Schlüssel, um als Erwachsener und als Vollmitglied der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Von der durch Heirat neugegründeten Familie wird erwartet, daß sie ökonomisch selbstversorgend ist.

Sexuelle Beziehungen zu anderen Partnern als dem Ehepartner lösten in der Toda-Kultur nicht unbedingt Eifersucht aus, während einige Apachen eine ähnliche Problemlage in der Weise lösten, daß der Ehemann den Liebhaber tötete und der Ehefrau das Ende der Nase abschnitt, um sie für weitere Untreue zu häßlich zu machen (Hupka, 1981, S. 332).

Die diskutierten fünf Strukturparameter, die die beiden Kulturen voneinander unterscheidbar machen, wirken in der Weise auf die Chance, Eifersucht zu empfinden, ein, daß sie bestimmen, inwieweit Liebe, und damit der wechselseitige Austausch von Status, von einem Partner abhängig ist und – damit verbunden – inwieweit Abhängigkeit, und damit Machtverhältnisse, sozialstrukturell vorprogrammiert sind. Die Betonung privaten Eigentums, die Schwierigkeit außerehelich sexuelle Befriedigung zu erreichen und die hohe Bedeutung von persönlicher Nachkommenschaft und Ehe steigern die Bedeutsamkeit des Intimpartners, weil ein großer Teil des eigenen Status nur durch und mit ihm erreicht werden kann.

Jegliche sich anbahnende Alternative zu diesem Verhältnis wird und muß als Bedrohung interpretiert werden, Eifersucht ist dann die entsprechende Reaktion. Die Wertschätzung des anderen in der Liebe hängt von dem Ausmaß an Bedürfnisbefriedigungen und Statuszuweisungen ab, die der andere ermöglicht. Diese ihrerseits sind durch die strukturellen Rahmenbedingungen vorgeprägt und variieren je nach Gesellschaft. Je höher allerdings die wechselseitige Wertschätzung, und damit auch die potentielle Abhängigkeit, zu veranschlagen ist, desto stärker wird eine mögliche Alternative eines Partners als Bedrohung interpretiert und desto stärker zeigen sich Formen der Eifersucht.

Welche konkreten emotionalen Befindlichkeiten mit Eifersucht verbunden sind, ist damit allerdings noch nicht ausgemacht. Dies richtet sich nach der jeweiligen mikrostrukturellen Situation, läßt sich aber im Einzelfall wiederum mit Hilfe der Status/Macht-Matrix rekonstruieren. Allein die Tatsache, daß drei Handelnde involviert sind, macht Gemengelagen von Gefühlen wahrscheinlich. Hier spielt auch eine Rolle, ob sich der Eifersüchtige die geringe Zuwendung von Seiten des bzw. der Geliebten als eigenes Versagen zurechnet oder dem anderen die Schuld gibt. Die gesellschaftlichen Interpretationshilfen dieser Frage scheinen in unserer Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten einen Wandel erfahren zu haben. Gingen die Deutungen noch bis vor 30 Jahren — so steht zumindest zu vermuten — in die Richtung, daß der andere als schuldig attribuiert werden konnte, so lassen sich heute Deutungen ausfindig machen, die eher dem Eifersüchtigen selbst die Verantwortung unterstellen. Entsprechend müßte sich die emotionale Befindlichkeit, zumindest in dieser Dimension, von Ärger und Wut in Richtung auf Trauer und Depression verlagert haben.

Die Interpretation empirischer Studien zum Thema Eifersucht mit Hilfe des Kemperschen Modells der Emotionen sollte zum einen die Reichweite und Erklärungskraft des emotionssoziologischen Konzepts unter Beweis stellen, sie vermag zum zweiten aber auch die reichhaltige pseudowissenschaftliche Literatur zum Thema Eifersucht zu strukturieren und zu bewerten: Stimmt das hier vorgestellte Modell der Eifersucht, dann können sich moralische

Apelle, man solle nicht eifersüchtig sein, nur als sinnlos erweisen, solange nicht die sozialstrukturellen Voraussetzungen dafür geschaffen sind. Liebe, im oben definierten Sinne, und Eifersucht sind zwei Seiten einer (Macht- und Status-) Medaille, das eine ist ohne das andere nicht möglich.

3.5 Gemütsruhe im Wohlfahrtsstaat

Ich möchte am Ende der Kette der Beispiele die Ergebnisse einer kleinen, in den Niederlanden durchgeführten Untersuchung mit Hilfe der Kemperschen Theorie reinterpretieren. Die von Bran van Stolk und Cas Wouters (1984) durchgeführte Befragung von 250 Frauen, die in einem Frauenhaus vor ihren Männern Zuflucht gesucht hatten, steht in der Tradition der Zivilisationstheorie von Norbert Elias und fragt nach dem Zusammenhang zwischen Staatenbildung und Machtmonopolisierung auf der einen und Veränderungen des Affekthaushalts auf der anderen Seite.

Die Niederlande verfügen über ein weit ausgebautes Netz sozialer Sicherheit, das mit dem Sozialhilfegesetz auch den Frauen, die sich von ihren Männern trennen wollen und deswegen in das Frauenhaus gezogen sind, eine längerfristig ausreichende materielle Absicherung gewährt. In den Interviews mit den Frauen über deren Probleme spiegelt sich die staatliche Fürsorge in der Weise, daß finanzielle Probleme in der Selbsteinschätzung der Frauen in keiner Weise eine Rolle spielen. Man vertraut ganz auf das soziale Netz und sieht die Gegenwart und die Zukunft gesichert. Die materielle Sicherheit ist eine verinnerlichte Sicherheit, ein Gefühl der persönlichen Sicherheit geworden; die persönliche Gemütsruhe ist die Gemütsruhe des Wohlfahrtsstaates. Van Stolk und Wouters stellen den Vergleich zu einer entsprechenden Untersuchung in den USA an. Die USA als eine Gesellschaft mit einem nur gering entwickelten Wohlfahrtsstaat und hoher individueller Verantwortung, produziert entsprechend stärkere Gefühle der Unsicherheit und der Angst vor materiellem Abstieg.

Angst und Furcht als strukturelle Gefühle sind nach Kemper das Resultat eines antizipierten Machtungleichgewichts, wobei derjenige, der Angst empfindet, entweder ei-

ne Übermacht des anderen antizipiert oder die eigenen Chancen der Gestaltung der Situation als unzureichend einschätzt. In der hier zur Debatte stehenden Frage der sozialen Sicherheit ist der andere nicht klar definiert und bleibt diffus oder wird mit dem Staat, der Gesellschaft oder dem Unternehmer in Verbindung gebracht. Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates bedeutet dann eine Balancierung des Machtungleichgewichts, indem die Schwankungen des Marktes und die damit verbundenen Abhängigkeiten durch ein soziales Netz abgefedert werden: Ein Nachlassen der Angst und die Entstehung des Gefühls der Sicherheit sind die Folgen.

Mit dem Kemperschen Modell läßt sich noch ein zweites Ergebnis der Untersuchung von van Stolk und Wouters deuten: Der Wohlfahrtsstaat erscheint als Konkurrent der Männer. Mit Emerson kann man Machtbeziehungen als inverse Abhängigkeitsbeziehungen begreifen, d.h. A's Macht über B entspricht der Abhängigkeit B's von A. Der Grad der Abhängigkeit wiederum differiert mit der Anzahl der Mitgliedschaftsalternativen, die die Handelnden besitzen. Durch die staatliche Garantie der sozialen Sicherheit werden Frauen von Männern unabhängiger, da es zu der traditionellen Machtquelle der Männer, die materielle Versorgung zu sichern, eine Alternative gibt. Von denen in dem Projekt interviewten Männern wird diese Verschiebung klar erkannt und mit Wut und Eifersucht kommentiert (van Stolk und Wouters, 1984, S. 254).

Die Untersuchung der Niederländer verweist auf einen größeren Forschungszweig, der den Fokus auf den Zusammenhang zwischen makrostrukturellen Veränderungen und subjektivem Wohlfinden gelegt hat. Konzepte des sozialen Wandels und der Wohlstandsforschung fragen nach dem Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und subjektivem Wohlbefinden (Wolfgang Glatzer und Wolfgang Zapf, 1983; Erik Allardt, 1973). Bei der Bestimmung der Kategorien des subjektiven Wohlbefindens ergeben sich Anknüpfungspunkte zur Kemperschen Emotionssoziologie, die ich erörtern möchte.

Allardt unterscheidet zwischen beobachtbarer Wohlfahrt auf der einen und subjektivem Wohlbefinden auf der

anderen Seite und differenziert weiter nach der Frage, ob sich die objektive Wohlfahrt bzw. das subjektive Wohlbefinden auf materielle Ressourcen bezieht oder auf die Beziehungsmuster zu anderen Menschen. Der Bereich der Beziehungsmuster zu anderen wird weiter differenziert in die Aspekte Loving und Being.

Unter Loving versteht Allardt das Eingebettetsein in Gemeinschaften und Primärgruppen, die für den Handelnden sorgen, ihn unterstützen und Sinnangebote offerieren („when he is embedded in a supportive social setting in which he is offered meaning“, Allardt, 1973, S. 10). Das Eingebettetsein in gemeinschaftsähnliche Strukturen bedeutet für den einzelnen, mit Gunstbeweisen, Sinnstiftungen und sozialer Unterstützung auf freiwilliger Basis versorgt zu werden. Being definiert Allardt als die Chance zur Selbstverwirklichung, operationalisiert durch die Dimensionen ‚Grad der Ersetzbarkeit‘, ‚Möglichkeiten der Selbstverwirklichung‘ und ‚Möglichkeiten zu privaten und öffentlichen Aktivitäten‘ (Allardt, 1973, S. 14 ff.). Die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und zu Aktivitäten hängen ab von der Verfügung über Ressourcen und damit von der Chance, den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen (Macht). Die Ersetzbarkeit einer Person in einer Position ist ebenfalls ein Maß für die Machtausstattung einer Person, da eine geringe Austauschbarkeit von Ego gleichbedeutend mit der Abhängigkeit Alters von Ego ist, und damit der Macht Egos über Alter. Being und Loving lassen sich also in Macht und Status übersetzen und damit scheint die Voraussetzung eines Vergleichs der Fülle an wohlfahrtsstaatlichen Untersuchungen, die mit dem Allardtschen Modell durchgeführt wurden, mit der Theorie Kempers gewährleistet zu sein. Das Problem eines Vergleichs ergibt sich allerdings auf der Seite der abhängigen Variable. Weder in den Interpretationen skandinavischer Wohlfahrtssurveys noch in den entsprechenden von Glatzer und Zapf durchgeführten Auswertungen der deutschen Wohlfahrtssurveys findet sich eine Differenzierung dessen, was subjektives Wohlbefinden bzw. Unwohlbefinden darstellen soll. Zufriedenheit und Glück sind zu diffuse, viel zu wenig spezifizierte Begriffe, als daß sie mit der differenzierten Palette emotionaler Befindlichkeiten in Bezug gebracht werden könnten (vgl. die Happiness-Skala in Allardt, 1973, S. 21). Selbst in den Fällen, in denen eine Differenzierung versucht wird, ergeben sich keine Vergleichsmöglichkeiten. Anxiety wird von Allardt skaliert durch die items „ill-feeling such as exhaustion or fatigue, feeling depressed, worrying about wealth, thumping of heart, pain in the head, shaking etc.“ (Allardt, 1973, S. 27). Daß

mit einer solchen Bestimmung nur wenig gewonnen ist, liegt auf der Hand. Zum einen werden recht unterschiedliche emotionale Befindlichkeiten (anxiety und depression) in einer Kategorie zusammengefaßt, des weiteren werden körperliche Symptome als Indikatoren benutzt, die recht Unterschiedliches indizieren können und damit nicht valide sind.

Auch wenn sich das reichhaltige Material der Wohlfahrts-surveys aus eben diesen Gründen nicht für eine Überprüfung der Kemperschen Theorie heranziehen läßt (für die zukünftige Forschung kann sich daraus nur die Forderung ergeben, den Bereich des subjektiven Wohlbefindens differenzierter – und dies vielleicht in Analogie zur Kemperschen Typologie – zu kategorisieren), so lassen sich doch Erkenntnisse allgemeinerer Art herausfiltern. Ein Teil dieser Kritik und Ergänzung an der Theorie Kempers wurde bereits theoretisch aus den Prämissen des symbolischen Interaktionismus abgeleitet, die empirischen Untersuchungen bestätigen sie:

a. Die sozialstrukturellen Bedingungen (Having, Loving, Being) schlagen nur partiell direkt auf das subjektive Wohlbefinden durch. Sie werden zum Teil durch intervenierende Variablen gebrochen und stellenweise in ihrer Wirkung umgekehrt.

b. Einer dieser die Sozialstruktur ergänzenden Faktoren ist Kultur. Glatzer und Zapf unterscheiden in Anlehnung an Inglehart zwischen materialistischen und postmaterialistischen Wertorientierungen und fragen, inwieweit bei gleicher sozialstruktureller Lage die kulturellen Deutungsmuster sich auf das Wohlbefinden auswirken. Der Ansatzpunkt der Wirksamkeit der Wertmuster auf die Zufriedenheit liegt in der unterschiedlichen Bewertung und Gewichtung von Having, Loving und Being (Glatzer und Zapf, 1983, S. 224 ff.). Während Postmaterialisten Freizeit, Erfolg, politischer Einfluß wichtiger als Arbeit, Einkommen und Glaube sind, verhält es sich mit den Materialisten genau umgekehrt. Den Materialisten sind im Bereich der Arbeit Aspekte wie Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten besonders wichtig, während Postmaterialisten Selbstständigkeit, Abwechslung und generell gute Arbeitsbedingungen präferieren. Man kann diese Unterschiede so lesen, daß

die kulturellen Wertunterschiede auf die Tatsache, ob und wie Subjekte eine mit den Kategorien Having, Loving und Being strukturierbare Wirklichkeit interpretieren, Einfluß ausüben und damit mittelbar auf das subjektive Wohlbefinden einwirken. Kultur steuert also die Interpretation von Wirklichkeit in den Kategorien von Status und Macht, und dies schlägt sich auf das subjektive Wohlbefinden nieder. Welche Befindlichkeiten genau produziert werden, läßt sich wegen der groben Kategorisierung nicht bestimmen.

c. Status und Macht sind Relationsbegriffe, die sich auf ein relatives Maß zwischen zwei Handelnden beziehen. Ist dies auf der theoretischen Ebene so bereits von Kemper konzipiert, so zeigen die wohlfahrtsstaatlichen Untersuchungen, daß sich diese Unterscheidung empirisch bewährt und konkretisiert werden kann. Entscheidend für die Einschätzung der eigenen Macht- und Statusposition ist die entsprechende Bezugsgruppe des Handelnden. Gemäß der Theorie der relativen Deprivation von Walt G. Runciman reagierten die Personen, die sich im Vergleich zu *relevanten Bezugsgruppen* schlechter gestellt sahen, mit einem subjektiven Mißbefinden. Als Bezugsgruppe im Wohlfahrtssurvey von 1980 nannten die Befragten vor allem „Leute meinesgleichen“, „Freunde“ und „den Durchschnittsbürger“ (Glatzer und Zapf, 1983, S. 241).

Können die Untersuchungen zur Lebensqualität zwar nicht zur Überprüfung der Kemperschen Theorie herangezogen werden, so machen die Ergebnisse doch empirisch plausibel, daß das Strukturmodell Kempers zum einen um eine kulturelle Dimension erweitert werden muß, des weiteren einer Spezifizierung der strukturellen Ebene in der Hinsicht bedarf, daß die Relation, in der eine Situation in den Kategorien Macht und Status interpretiert wird, ausgewiesen werden muß. Bilanziert man vor diesem Hintergrund das Konzept der Kemperschen Emotionssoziologie und die Kritik, die an diesem vorgebracht wurde, so kommt man zu folgendem Resumée.

Die Kempersche Theorie genießt innerhalb der amerikanischen Emotionssoziologie nur relativ wenig Reputation. Dies hängt sicherlich mit der Tatsache zusammen, daß aus-

tauschtheoretische Konzepte generell in Mißkredit geraten sind und der Bereich der Mikrosoziologie von symbolisch interaktionistischen Konzepten bestimmt wird, was aber nur wenig über die Erklärungskraft des Konzepts aussagt.

Ergänzt man die Kempersche Theorie um die vorgeschlagenen Modifikationen (Bezugnahme auf die Interpretationsleistungen des Akteurs, Erweiterung der Dimensionen der Strukturbildung, Ergänzung der Ebene der Sozialstruktur um eine kulturelle Dimension) so stellt der Kempersche Ansatz das dar, was man eine gute Theorie nennen kann. Er vermag unterschiedliche Emotionen durch verschiedene soziale Bedingungsfaktoren ursächlich zu erklären und damit auch eine genuin soziologische Typologie zu entwickeln.

Sicherlich ist das Grundkonzept mit der Bezugnahme auf einfache Ego/Alter-Situationen sozialpsychologisch gehalten, was sich aber eher als Vorteil denn als Nachteil erweisen kann. Erst die Genauigkeit der Dekomposition der Mikroebene der einfachen Interaktion ermöglicht eine Genauigkeit des take off und des Anschlusses makrosoziologischer Fragestellungen. Auch wenn sich die Ausführungen Kempers in erster Linie auf die Mikroebene beschränken, so stellt das Konzept mit der Bezugnahme auf die soziologischen Kategorien Macht und Status doch die Anschlußstücke für makrosoziologische Fragestellungen zur Verfügung. Das Kapitel Empirische Evidenzen versuchte, einige schon vorliegende empirische Studien genau an dieser Stelle einzuhaken.

Gleichzeitig sollte deutlich geworden sein, daß mit der sozialstrukturellen Theorie der Emotionen erst der erste Schritt in Richtung einer systematischen Soziologie der Emotionen getan ist. Neben einer Erweiterung der Kategorien der Beschreibung sozialer Wirklichkeit mangelt es vor allem an empirischen Studien zur Überprüfung des Konzepts. Die hier angestellten Reinterpretationen schon vorliegender Analysen mit Hilfe der Kemperschen Typologie können nur ein Behelf sein, da die Studien selbst nicht zur Überprüfung und ohne Kenntnis des emotionssoziologischen Ansatzes entworfen worden sind. Folglich stimmen

die verwendeten Kategorien oftmals nicht überein, so daß der Vergleich an vielen Stellen etwas ‚gezwungen‘ wirken muß.

Die mikrosoziologische Theorie Kempers läßt sich aber auch an abstrakte Theoriekonzepte anbinden, wie sie innerhalb der Theorie autopoietischer Systeme entwickelt wurden. Luhmann bezeichnet Emotionen als Immunsystem des Bewußtseins (vgl. Luhmann, 1984, S. 504 ff.). Emotionen entstehen dann, wenn die zu Erwartungen oder Ansprüchen verdichteten Vorstellungen des Bewußtseins auf Diskrepanzen zu den Möglichkeiten der Umwelt stoßen (vgl. Luhmann, 1985). Emotionen übernehmen dann die Funktion, die Selbstreproduktion des psychischen Systems unter Bedingungen der Enttäuschung und der Abweichung von dem Erwarteten zu sichern. Läßt die Theorie autopoietischer Systeme offen, wie sich denn die Erwartungsdiskrepanzen genauer bestimmen lassen, so vermag das Kempersche Konzept hier eine Antwort zu geben. In diesem Sinne läßt sich die Kempersche Theorie auch als Spezifizierung der generellen Theorie autopoietischer Systeme lesen.

III. Emotionen als symbolisch-soziale Konstrukte

Auf die symbolisch-interaktionistischen Arbeiten einer Soziologie der Emotionen wurde bereits bei der Kritik an Kempers sozialstruktureller Theorie der Emotionen hingewiesen. Sie werden in diesem Kapitel in den Mittelpunkt der Analyse gerückt. Symbolische Interaktionisten bilden wohl den stärksten Flügel innerhalb der Gruppe amerikanischer Emotionssoziologen, nimmt man die Zahl der Anhänger, der Veröffentlichungen und die Häufigkeit der Besetzung der Position des Vorsitzenden der Sektion ‚Emotionssoziologie‘ innerhalb der ASA mit einem ihrer Vertreter als Indikatoren. Damit spiegelt sich im Bereich der Emotionssoziologie ein Entwicklungstrend, der für den Gesamtbereich der Mikrosoziologie typisch zu sein scheint: ein Paradigmawechsel von austauschtheoretischen Konzepten hin zu symbolisch-interaktionistischen Theoremen.

Entgegen der Selbsteinschätzung der verschiedenen Varianten einer Soziologie der Emotionen, liegt der hier erörterten Rekonstruktion die These zu Grunde, daß die unterschiedlichen Ansätze sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern zu einem Gesamtkonzept einer Soziologie der Emotionen ergänzen lassen. Die konzeptionellen Lücken der Theorie Kempers, die Vernachlässigung der Dimension der normativ-kulturellen Codierung von Emotionen und der mangelhafte Aktorbezug der Theorie, lassen sich mit Hilfe der Prämissen des symbolischen Interaktionismus schließen. Im Kapitel ‚Schritte zu einer Soziologie der Emotionen II‘ soll im Rückgriff auf die Parsonianische Unterscheidung der Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur eine solche Integration versucht werden. Zuvor aber werden die theoretischen Prämissen einer symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie und die empirischen Evidenzen für ein solches Konzept dargestellt und diskutiert.

1. *Symbolisch-interaktionistische Emotionssoziologie*

Die symbolisch-interaktionistischen Ansätze einer Soziologie der Emotionen, wie sie von Arlie Hochschild, Susan Shott, Peggy Thoits, Gordon Clanton, Luis Zurcher, Steve Gordon und Francesca Cancian entwickelt wurden, stehen in der Tradition des Paradigmas der verstehenden Soziologie. Der grundlagentheoretische Ausgangspunkt ist also hier anders als in der Soziologie Kempers beschaffen, was bei der Anwendung auf den Gegenstand Emotionen zu anderen Resultaten führt. Wie sehen die Prämissen einer verstehenden Soziologiekonzeption aus? (Vgl. zum folgenden Herbert Blumer, 1973).

1. Menschen handeln ‚Dingen‘ in der Welt gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese für sie besitzen. Dabei sind mit Dingen sowohl physikalische Objekte als auch soziale Objekte gemeint. Zu den Objekten zählt alles, was man anzeigen, auf das man hinweisen kann. Die Beschaffenheit eines Objektes besteht aus der Bedeutung, die ihm von dem Handelnden attribuiert wird (vgl. Blumer, 1973, S. 91). Ähnliches gilt für den Bereich der Emotionen. Emotionen existieren erst durch die Bedeutungen, die ihnen von den Handelnden attribuiert werden.

2. Die Entstehung von Bedeutungen ist ein sozialer Schöpfungsakt, das Ergebnis ist Resultat eines Interpretations- und Definitionsprozesses. Die Bedeutung von Objekten entsteht im Wechselspiel eigener Interpretationen und der Interpretation der Definitionen, die andere dem Objekt gegenüber einnehmen. Aus dem Prozeß des gegenseitigen Anzeigens von Bedeutungen resultieren Objekte mit der gleichen Bedeutung für eine Interaktionsgemeinschaft. Erst durch die wechselseitige Bezugnahme der Interpretationen der Handelnden aufeinander, durch Interaktion entstehen Bedeutungen (vgl. George Herbert Mead, 1975).

3. Interpretationen von Situationen und Objekten werden aber nicht immer wieder neu entworfen. Aus dem Prozeß des gegenseitigen Anzeigens von Bedeutungen gehen gemeinsame Objekte hervor, die dieselbe Bedeutung für ei-

ne Gemeinschaft haben. Über die Sozialisation vermittelt und in den einzelnen Interaktionen reproduziert, ermöglichen die gemeinsamen Deutungsmuster eine Regelmäßigkeit des sozialen Handelns, indem sie die möglichen Deutungen und Handlungen des jeweilig anderen plan- und kalkulierbar machen (vgl. Blumer, 1973, S 98). Auf den Bereich der Emotionen übertragen bedeutet dies, daß sich die über die einzelne Situation hinausgehende gemeinsame Bedeutung von Emotionen aus normativen Regulierungen, aus geteilten Deutungsmustern ergibt, die jeweils den Horizont dessen abstecken, was und wie in welcher Situation gefühlt werden soll.

4. Soziale Wirklichkeit, verstanden als symbolische Wirklichkeit (1), entstanden im Interaktionsprozeß mit anderen (2), ‚abgelagert‘ in normativ stabilisierten Deutungsmustern (3) konstituiert sich letztendlich erst durch die Interpretationsprozesse der einzelnen Akteure. Nicht die automatische Übernahme bestehender Bedeutungen, sondern der formende Prozeß der Interpretation, in dem der Handelnde mit sich selbst interagiert, ist für das Soziale konstitutiv. Selbst in der Wiederholung gemeinsamer Deutungen und Handlungen läuft der Prozeß der Sinnstiftung durch das Nadelöhr der beteiligten Akteure. Regelmäßigkeiten des Sozialen ergeben sich nur durch die wiederholte und konstante Bedeutungsstiftung der Akteure.

Die Bedeutungskonstitution von Objekten läuft immer im Prozeß des Selbst-Anzeigens, in dessen Verlauf der Mensch „das Wahrgenommene zu einem Objekt macht, ihm eine Bedeutung gibt, und diese Bedeutung als Grundlage für seine Handlungs- ausrichtung benutzt. Sein Verhalten ist in Bezug auf das, was er wahrnimmt, nicht eine Reaktion, die durch die Darstellung des Wahrgenommenen hervorgerufen wurde, es ist vielmehr eine Handlung, die aus der Interpretation hervorgeht, die in diesem Prozeß des Selbst-Anzeigens vorgenommen wurde. In diesem Sinne ist der Mensch, der eine Interaktion mit sich selbst eingeht, nicht ein reaktiver, sondern ein handelnder Organismus“ (Blumer, 1973, S. 94).

Ähnliches gilt für den Bereich der Emotionen: Sie ergeben sich nicht reflexartig aus sozialstrukturellen Bedingungen oder kulturellen Normierungen, sondern immer nur aus

der Interpretation dieser Bedingungen durch die Akteure. Lassen sich diese vier Prämissen als die für das symbolisch-interaktionistische Paradigma im allgemeinen konstitutiven Prämissen betrachten, so haben sie zugleich ihre Geltung für den emotionssoziologischen Zuschnitt dieses Ansatzes:

1. Emotionen lassen sich in ihrer Entstehung nicht durch die Bezugnahme auf physiologische Parameter erklären, sondern allein durch die Bedeutungen, die ihnen von den Akteuren attribuiert werden (vgl. Shott, 1979, S. 1330; ähnlich auch Thoits, 1985, S. 233; Averill, 1980; Hochschild, 1979; Thoits, 1982, S. 6). Im Gegensatz zu Kemper also, der von einer spezifischen Determinierung des Emotionalen durch die Physiologie ausgeht, kommt der Physiologie im Konzept des symbolischen Interaktionismus die Funktion der Erzeugung einer diffusen Erregung zu, die erst durch eine spezifizierte Attribuierung von Bedeutungen in Emotionales transponiert wird.

2. Welche Bedeutungen attribuiert werden, welche Definitionen Geltung beanspruchen und damit erst Emotionen konstituieren, ist eine Frage der Interaktion, ein Resultat der wechselseitigen Bezugnahmen der Interpretationen der Handelnden aufeinander. Im Prozeß des Anzeigens eigener Bedeutungsstiftungen und gleichzeitigem ‚to take the role of the other‘ entwickeln sich die Bedeutungen von Emotionen und damit Emotionen selbst. Fast alle Ansätze der symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie beziehen sich hier auf die Ergebnisse attributionstheoretischer Forschungen (so Hochschild, 1979, S. 555; Shott, 1979, S. 1318; Thoits, 1985, S. 233; Zurcher, 1982, S. 1 f.). Entscheidend und richtungweisend für die Entwicklung attributionspsychologischer Ansätze waren die schon erwähnten Arbeiten von Stanley Schachter und Jerome E. Singer (1962).

In einem Experiment wurde Versuchspersonen Adrenalin injiziert, und damit eine physiologische Erregung erzeugt; den Versuchspersonen wurde aber erzählt, daß es sich um eine Injektion eines Vitaminpräparates handele. Während die Versuchspersonen auf den Fortgang des Experiments warteten, wurden sie mit einem Mitarbeiter der Forschungsgruppe zusammengebracht,

der sich verärgert und wütend über das Experiment präsentierte; eine andere Gruppe traf auf einen Mitarbeiter, der Späße und Albernheiten machte. Die Versuchspersonen wurden in dieser Zeit durch einen einsichtigen Spiegel beobachtet und sollten anschließend einen Fragebogen über ihren augenblicklichen Gefühlszustand ausfüllen. Dasselbe Experiment wurde mit zwei Kontrollgruppen, mit einer Placebo-Gruppe und mit einer Gruppe, die über die Wirkung der Injektion richtig informiert war, durchgeführt. Schachter und Singer interpretieren ihre Ergebnisse nun in folgender Weise: die Stärke einer Emotion wird durch die physiologische Erregung festgelegt; welche Emotion allerdings entsteht, hängt von der kognitiven Interpretation der Ursache der Entstehung der Erregung ab. So läßt sich derselbe Erregungszustand als Ärger oder als Freude attribuieren.

Im Normalfall sind die auslösende Situation, die Erregung und die Attribuierung eng miteinander verknüpft. Die auslösende Ursache deckt sich also mit der attribuierten Ursache. Ist die Erregung allerdings nicht zurechenbar, so entsteht aus dem Bedürfnis, die körperliche Veränderung zu verstehen, die Chance zu einer Fremdattribuierung. Die Erregung erhält dann den situativ gewählten emotionalen Zuschnitt.

Das Experiment und dessen Interpretation war und ist in der nachfolgenden, psychologischen Diskussion immer umstritten. Die Ergebnisse konnten zum Teil bestätigt, zum Teil widerlegt werden (vgl. für eine Zusammenfassung Reiner Reisenzein, 1983). Die Kritik der Interpretation der Ergebnisse des Experiments von Schachter und Singer bezieht sich dabei nicht in erster Linie auf die These der kognitiven Attribuierung, sondern auf die von den Autoren als notwendig unterstellte Bedingung einer physiologischen Erregung. Offensichtlich ist die Bedeutung physiologischer Erregung für die Entstehung von Emotionen überschätzt worden (vgl. Stuart Valins, 1966; James W. Pennebaker, 1980).

Das Einspielen attributionstheoretischer Forschungsergebnisse dient den symbolisch-interaktionistischen Konzepten sowohl der Untermauerung der These, daß sich Emotionen erst durch die Bedeutung, die ihnen zugeschrieben wird, konstituieren, als auch als Bestätigung der These, daß die jeweilige Bedeutung das Resultat eines Interaktionsprozesses ist.

Für die Entstehung von Emotionen sind ähnliche Prozesse des Aushandelns von Bedeutungen konstitutiv, die

Howard S. Becker (1953) für die Entstehung des Gefühls des ‚high-Seins‘ bei Marihuana Rauchern herausgefunden hat: Der Novize des Marihuana Rauchens wird nicht durch das Inhalieren high, sondern durch das Lernen des ‚Labels‘ wie es ist, wenn man high ist, und dies in Interaktion mit anderen. Emotionen sind entsprechend Befindlichkeiten, die ein Handelnder erst dadurch empfindet, daß er eine entsprechende Bedeutung in Interaktion mit anderen konstituiert.

Dienen die ersten beiden Prämissen – die Bedeutung von Bedeutungen und die Produktion von Bedeutungen in der Interaktion – als eine Art Prolegomena zu einer interaktionistischen Emotionssoziologie, so liegt der Schwerpunkt der Konzeptionalisierung und der Analyse auf einer Ausarbeitung der Frage der Bedeutsamkeit von emotionalen Deutungsmustern und des Aktorbezugs einer Emotionssoziologie. Das Konzept des Aktorbezugs stellt das interaktionistische Moment des symbolischen Interaktionismus dar, das Konzept der Gefühlsregeln das symbolische Element des Ansatzes. Beide Bereiche sollen im folgenden näher erläutert werden.

1.1 Emotionsregeln

Regelmäßigkeiten des Sozialen im allgemeinen, Regelmäßigkeiten von Emotionen im speziellen kommen dadurch zustande, daß spezifische Interpretationen von Situationen und Emotionen den einzelnen Kontext einer Situation transzendieren und in neuen Situationen und Kontexten reproduziert werden. Solche Deutungsmuster, meist über die Sozialisation vermittelt und über Formen der sozialen Kontrolle stabilisiert, verquicken die Deutungsstiftungen in den einzelnen Situationen miteinander und konstituieren eine Regelmäßigkeit des Sozialen; die normativen Regulierungen bestimmen damit, was und wie in welchen Situationen gefühlt und was zum Ausdruck gebracht werden soll. Es sind nicht wie bei Kemper sozialstrukturelle Determinanten, sondern Feeling-Rules (Hochschild, 1979), die den Rahmen dessen vorgeben, was und wie gefühlt wird und zum Ausdruck gebracht werden kann. Normative Emotionskodes zeichnen vor, in welchen Situationen wir

Schuldgefühle entwickeln sollen, wann wir ein Recht haben, uns zu ärgern, und in welchen Situationen wir eifersüchtig sein sollen. Dabei beziehen sich die Emotionserwartungen sowohl auf das Fühlen selbst (Feeling-Norms) als auch auf den Ausdruck der jeweiligen Gefühle (Expression-Norms). Wir wissen, welches Gefühl von uns in unterschiedlichen Situationen erwartet wird: daß wir Trauer bei der Beerdigung empfinden sollen, daß wir uns an Weihnachten freuen und nach der Besenkung Dankbarkeit empfinden sollen, daß man auf seinen Erfolg stolz ist, daß man ärgerlich wird, wenn man angegriffen wird oder daß man glücklich ist, wenn man heiratet. Auch wenn es für Gefühlsregeln oft keinen formalisierten Kode gibt, so sind uns doch die impliziten Erwartungen bekannt.

Erst bei einem abweichenden Verhalten von ihnen werden sie explizit gemacht. Der jeweilig andere der Situation übernimmt dann die Funktion, das abweichende Verhalten zu sanktionieren und damit die normative Erwartung zu explizieren: Der Freund fragt, warum man so niedergeschlagen ist, wo man doch allen Grund hat, glücklich zu sein; die Mutter mahnt das Kind, es solle sich schämen, mit solch schlechten Noten nach Hause zu kommen; der Ehemann meint, die Frau müsse dankbarer sein für die vielen Geschenke, die er ihr präsentiert hat. Ähnliche Regeln und Ermahnungen gelten für den Gefühlsausdruck: Katholiken trugen bis vor kurzem nach dem Tod eines Verwandten als Zeichen der Trauer ein Jahr lang schwarze Kleidung; Buben werden ermahnt, daß man in der Kirche nicht lacht etc. (vgl. Hochschild, 1983, S. 58; Thoits, 1985, S. 224).

Die Abweichung von Gefühlsnormen und Expressionsnormen hat die Funktion, die Regel selbst explizit zu machen und auf diesem Weg zu stabilisieren. Und ähnlich wie für andere Normen gilt auch hier, daß sie mehr oder weniger spezifiziert sein können, daß sie nach Geschlecht und Situationen variieren, daß für unterschiedliche Schichten unterschiedliche Gefühls- und Expressionsregeln gelten und das gleiche für unterschiedliche Gesellschaften insgesamt gilt.

Gefühlsregeln kodieren die Richtung, die Dauer und die Intensität von Gefühlen und Expressionen (Hochschild,

1979, S. 564; Thoits, 1985, S. 224). Die Kodierung der Richtung bedeutet, daß es Regeln gibt, die festlegen, in welchen Situationen welches Gefühl bzw. welcher Gefühlsausdruck erwartet wird; die Normierung der Intensität meint, daß es jeweils Vorschriften gibt, die das Mehr oder Weniger einer Emotion festlegen (jemand ist zu ärgerlich oder nicht wütend genug); die Kodierung der Dauer schließlich bezieht sich auf die Frage, ob die jeweilige Norm eine nur situative und kurzfristige Emotion erwartbar macht oder ob es sich um eine, über die Situation hinausgehende Kodierung zum Beispiel von Emotionen, die mit einer Rolle (Mutter, Ehepartner z.B.) verbunden sind, handelt.

Soziologisch interessant wäre nun eine soziale Spezifizierung der allgemeinen These der Bestimmung von Emotionen durch Emotionsregeln. Gefragt wäre nach der Systematik, nach der Regel des Regelsystems von Gefühlen, nach den sozialen Kriterien, die festschreiben, was, mit welcher Intensität und mit welcher Dauer in welchen Situationen gefühlt bzw. zum Ausdruck gebracht werden soll. Die Antworten, die die symbolisch-interaktionistischen Konzepte hier anbieten können, sind ‚mager‘. Daß es situationspezifische Gefühlsregeln gibt, daß die Codierung von Emotionen für verschiedene Schichten, für die beiden Geschlechter, für den privaten und für den öffentlichen Bereich unterschiedlich ist, kann theoretisch und an Hand von vielen Beispielen plausibel gemacht werden. Welche Logik dem aber zugrunde liegt, welche sozialen Ursachen für unterschiedliche Gefühlsregeln in unterschiedlichen Situationen zu veranschlagen sind, bleibt eine unbeantwortete Frage.

Symbolisch-interaktionistische Ansätze im allgemeinen und ihr emotionssoziologischer Zuschnitt im speziellen beschränken sich auf deskriptive Aussagen, ohne Erklärungen kausaler Art zu versuchen. Sie dechiffrieren Emotionen als symbolisch-soziale Konstrukte und weisen damit auf deren Veränderbarkeit hin, ohne aber die Entstehungsbedingungen mikro-kultureller Definitionen von Emotionen zu analysieren, z.B. in der Weise, in der Weber in seiner Religionssoziologie, Ursachen und Folgen des Protestantismus rekonstruiert hat. Eine erwähnenswerte Ausnahme bildet hier die empirische Studie Hochschilds über Emo-

tionsarbeit in Berufen des tertiären Sektors. Hier wird das Regelsystem der Semantik des Fühlens genauer spezifiziert und die Entstehungsbedingungen und die Folgen rekonstruiert. Ich werde auf diese Arbeit später genauer eingehen.

1.2 Emotionsarbeit

Gefühlsregeln bestehen nicht an sich, sondern nur durch die interpretative Anwendung durch die Subjekte, die nicht in einer automatischen Übernahme festgelegter Bedeutungen besteht, sondern in einem inneren Interaktionsprozeß des Fühlenden mit sich selbst. Hochschild hat diesen Prozeß als Emotionsarbeit beschrieben. Emotionsarbeit meint den Versuch des Handelnden, in Antizipation und Kenntnis der Regeln des Fühlens, das eigene Empfinden und den Ausdruck von Gefühlen den geltenden Regeln des Fühlens anzupassen. Mit dem Konzept der Emotionsarbeit gelingt es dem Interaktionismus zu zeigen, daß die Bezugnahme einer Emotionssoziologie auf die Deutungsprozesse handelnder Akteure nicht bloße Rhetorik bleibt. Im Wechselspiel der Interpretation des eigenen Empfindens und der Einnahme der Position des generalisierten oder konkreten anderen und der Deutung der eigenen Empfindungen von dieser Position aus entwickelt sich Emotionsarbeit. Sie hat zum Ziel, erlebte Diskrepanzen zwischen sozial erwarteten Emotionen und eigenen Befindlichkeiten in Einklang zu bringen. Handelnde sind um eine Übereinstimmung zwischen der Selbstinterpretation und den sozialen Erwartungen bemüht, weil das Treffen des Erwartungshorizontes des anderen Belohnungen in Form von Anerkennung und Prestige einbringt (Thoits, 1985, S. 223). Solche eher austauschtheoretischen Überlegungen – interessanterweise innerhalb eines symbolisch-interaktionistischen Konzepts diskutiert – motivieren die Akteure, Emotionsarbeit zu leisten. Welche Bedingungen produzieren den Bedarf für Emotionsarbeit, und welche Techniken des Emotionsmanagements lassen sich unterscheiden?

Selbst wohlsozialisierte Akteure geraten immer wieder in Diskrepanz zu geltenden Gefühlsregeln. Thoits hat die Auslöser für Emotionsarbeit näher betrachtet:

a. Spontane emotionale Reaktionen können in Diskrepanz zu sozialen Gefühlsregeln geraten. So ist die spontane Reaktion beim Anblick von deformierten Menschen oft Abneigung und Ekel. Diese Befindlichkeit konfliktiert mit der normativen Erwartung, zumindest emotional neutral zu sein, wenn nicht gar Sympathie zu zeigen.

b. Bedeutungen von Emotionen und Expressionen sind über die Sozialisation vermittelte Bedeutungen. Zwischen den in der Sozialisation vermittelten Bedeutungen und den aktuellen Erwartungen können Diskrepanzen entstehen. Aufgrund unterschiedlicher Sozialisation sind Frauen weniger in der Lage, ihrem Ärger Ausdruck zu verleihen, Männer weniger in der Lage, Trauer zu zeigen, auch wenn in konkreten Situationen diese Emotionen von ihnen erwartet werden.

c. Situationen sind häufig durch unterschiedliche Gefühlsregeln gekennzeichnet, die miteinander kollidieren können und damit gefühlte Diskrepanzen auslösen: Ein Dozent, dem es bei der Gegenwart einer Studentin immer warm ums Herz wird, mag dies entsprechend den geltenden Deutungen als Liebe interpretieren, mag aber gleichzeitig realisieren, daß es sich um seine Studentin handelt, der gegenüber die sozialen Gefühlsregeln Liebe nicht zulassen.

d. Situative Gefühlsregeln und Emotionsgedächtnis können miteinander in Kollision geraten: Auf einer Party wird Fröhlichkeit erwartet, man selbst ist aber noch verärgert über die Tatsache, daß einem, auf dem Weg zur Party, an einer Kreuzung die Vorfahrt genommen wurde.

e. Eine weitere Quelle der Erfahrung von Diskrepanzen zwischen Gefühlsregeln und einer Befindlichkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß in funktional differenzierten Gesellschaften Menschen heterogene Positionen ausfüllen, was zu Interrollenkonflikten oder Statusinkonsistenzen führen kann. Die berufstätige Mutter, die sich während der Arbeit um ihr zu Hause liegendes krankes Kind sorgt, verspürt, daß sie sich in Diskrepanz zu der Gefühlsregel der affektiven Neutralität des Betriebes befindet. Die weibliche Managerin ist unterschiedlichen Emotionserwartungen unterworfen, die sich zum einen aus ihrem Status als Frau, zum anderen aus ihrem Status als Managerin ergeben.

f. Spannungen zwischen Gefühlsregeln und strukturellen Bedingungen sind die letzte Quelle an erlebten Diskrepanzen. Von den Eltern wird erwartet, daß sie ihre Kinder lieben. Kleinkinder sind aber oft Nervensägen, produzieren Lärm und Unordnung, benötigen viel Zeit und Zuneigung, was zu Verärgierungen führt.

ren kann. Dies wiederum führt zu internen Spannungen und Konflikten mit dem gesellschaftlichen Gebot der Kinderliebe.

All dies können Auslöser für Emotionsarbeit sein. In allen Fällen handelt es sich um Diskrepanzen, die durch das Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher und divergierender sozialer Kodierungen von Emotionen zustande kommen. Emotionsarbeit ist dann der Versuch, subjektives Empfinden und Gefühlsregeln in Einklang zu bringen. Ähnlich wie die Gefühlsregeln kann sich Emotionsarbeit auf ein Management der inneren Befindlichkeit beziehen oder auf eine Modulation von Mimik und Gestik, um nach Außen sein bestes, emotionales Selbst zu präsentieren. ‚Deep-Acting‘ versucht die emotionalen Befindlichkeiten mit den jeweiligen Erwartungen in Einklang zu bringen. Die Arbeiten von Erving Goffman sind reich an Beispielen, die als Versuche des ‚Surface-Acting‘ gelesen werden können.

Das Gros der Goffmanschen Arbeiten läßt sich als Versuch der Rekonstruktion der Strategien und Techniken der Handelnden zur Bewältigung der in unterschiedlichen Situationen geltenden sozialen Regeln lesen. Gleich Schauspielern versuchen die Akteure, in Antizipation dessen, was situativ erwartet wird, sich selbst zu inszenieren und ihr bestes Selbst zu präsentieren. Das Selbst seinerseits hat keine Substanz, sondern ist ein gemeinsam von Publikum und Darsteller inszeniertes Produkt.

Diese für das Soziale geltenden Prinzipien haben auch ihre Geltung für den Bereich der Emotionen, auch wenn Goffman diese nur am Rande in seine Beschreibungen einbezieht. Die in unterschiedlichen Situationen geltenden Regeln kodieren auch die entsprechende Präsentation des emotionalen Selbst in diesen Situationen. Dabei beziehen sich die Kodierungen auf eine entsprechende Darstellung der Gefühle und nicht auf das Fühlen selbst. Von den nach außen dargestellten Emotionen schließen die Beobachter auf das virtuelle emotionale Selbst, das hinter der Rindenschicht nur vermutet werden kann (Goffman, 1967, S. 10). Für unterschiedliche Rollenidentitäten existieren zugleich unterschiedliche Erwartungen eines angemessenen, emotionalen Verhaltens: Vom Diplomat wird erwartet, daß er

seine Gefühle wohl temperiert (Goffman, 1975, S. 243), den Ärger verbirgt und jeden Enthusiasmus verschleiert, vom Falschspieler erwartet man Coolness, vom Fußballpublikum entsprechend Freude und Begeisterung. Einem Fußballspieler, der nach vergebener Torchance nicht die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und damit oder durch eine andere Geste nach außen mitteilt, daß er sich über sein Unvermögen ärgert, wird das Publikum unterstellen, daß er nur mit halbem Einsatz spielt. Es ließen sich sicherlich eine Reihe weiterer Beispiele für Inszenierungsversuche des emotionalen Selbst aus den Goffmanschen Arbeiten erwähnen, das Prinzip ist in allen Fällen das gleiche.

Von den von Goffman beschriebenen Versuchen des surfaceacting lassen sich Strategien des deepacting, die sich nicht auf eine Änderung des Ausdrucks von Gefühlen sondern auf das Empfinden selbst beziehen, unterscheiden. Sowohl deep-acting als auch surface-acting sind Versuche von Handelnden, Diskrepanzen zwischen Gefühlsregeln und faktischem Fühlen bzw. dem Ausdruck des Gefühls auszugleichen. Der Tatsache, daß Emotionsarbeit überhaupt möglich ist, liegt die Annahme zugrunde, daß sich Emotionen erst durch die Interpretationsprozesse der Fühlenden konstituieren und damit auch moduliert und verändert werden können. Was versteht Hochschild unter ‚deep-acting‘, welche Möglichkeiten lassen sich unterscheiden?

Deep-acting zielt ab auf die Evozierung eines abwesenden aber gewünschten Gefühls oder auf die Unterdrückung einer gefühlten aber nicht gewollten Emotion. Drei Techniken zur Erreichung dieses Ziels lassen sich unterscheiden (Hochschild, 1979, S. 562):

a. Veränderungen der Physiologie, um dadurch die Gefühle zu ändern. Das Spektrum der Eingriffsmöglichkeiten reicht von einem ‚tiefen Durchatmen‘ bis hin zur Einnahme von Psychopharmaka.

b. Veränderungen von Gefühlsexpressionen, um auf diesem Weg in Form eines feedbacks auch das Fühlen zu verändern. Hier wirkt das surface-acting auf das deep-acting zurück.

c. Kognitive Veränderungen, indem durch eine Veränderung von Gedanken, Bildern oder Erinnerungen versucht wird, die damit assoziierten Gefühle zu verändern. In diesem Fall werden Emotionen symbolisch neu konstruiert. Emotionsarbeit in der kognitiven Dimension ähnelt dem, was Constantin Stanislavski als Richtlinien für Schauspieler entworfen hat (vgl. Stanislavski, 1965).

Hochschild führt für Strategien des deepacting eine Vielzahl von Beispielen, gewonnen aus einer Inhaltanalyse von Aufsätzen von Studenten, an. Daraus stammt auch folgendes Beispiel: „Last summer I was going with a guy often, and I began to feel very strongly about him. I knew, that he had broken up with a girl a year ago, because she had gotten too serious about him, so I was afraid to show any emotion. I also was afraid of being hurt, so I attempted to change my feelings. I talked myself into not caring about him . . . but I must admit, it didn't work for long. To sustain this feeling, I had to invent bad things about him and concentrate on them or continue to tell myself he didn't care“ (Hochschild, 1983, S. 43 f.). Durch gedankliche Uminterpretation von sozialen Verhältnissen und vermittels einer Neuattribuierung der Situation wird auch das Gefühl neu konzipiert und geändert. Ähnliche Umdeutungen leisten Sportler vor Wettkämpfen, um sich den nötigen Ärger und die entsprechende Wut auf ihren Gegner zu verschaffen.

Deep-acting gehört zur alltäglichen Weltverarbeitung des Menschen, das Vor- und Rückspulen von erlebten und phantasierten Situationen und Sozialbeziehungen ermöglicht zugleich eine Neuattribuierung der mit den Situationen verbundenen Gefühle. Sowohl der Modulation und Veränderung einer emotionalen Befindlichkeit als auch der Entstehung der primären Emotion liegt ein Interpretationsprozeß zugrunde, in dem der Handelnde sich selbst zum Objekt macht, mit sich selbst, die Position des anderen einnehmend, in Interaktion tritt und auf dieser Basis die Bedeutung des Gefühls aushandelt. Gespürte Diskrepanzen zwischen eigenen Gefühlen und geltenden Gefühlsregeln und Erwartungen bilden die Auslöser für einen erneut anlaufenden Interaktionsprozeß des deep-acting.

Faßt man den symbolisch-interaktionistischen Ansatz einer Emotionssoziologie zusammen, so sind es insbesondere zwei Elemente des Theoriearrangements, die ihn be-

merkenswert machen und gegen den sozialstrukturellen Ansatz Kempers abgrenzen. Zum einen betont er die Bedeutsamkeit von Emotionsregeln für die Entstehung von Befindsamkeiten und Expressionen von Emotionen. Für verschiedene Situationen und Rollen haben Gesellschaften unterschiedliche Gefühlsregeln ausgebildet, die als Deutungsschemata Emotionen erst konstituieren. Auch wenn der Begriff der Gefühlsregeln der Mikroebene soziologischer Analyse verhaftet bleibt, so ist damit doch konzeptionell eine Dimension in die Analyse der sozialen Entstehungsbedingungen von Emotionen eingespielt, die man als kulturelle Dimension umschreiben könnte, und die in dem Kemperschen Modell gerade ausgeblendet bleibt. Bemühungen um ein integratives Modell einer Soziologie der Emotionen, so wie sie an späterer Stelle versucht werden sollen, müssen zum einen die Ebene der Sozialstruktur um die der Gefühlsregeln ergänzen, sie müssen zum zweiten dem Versuch gelten, den Begriff der Gefühlsregeln an ein allgemeineres Konzept kultureller Deutungsschemata anzubinden.

Der Ansatz einer interaktionistischen Emotionssoziologie zeigt zum zweiten, daß sich eine Soziologie der Emotionen, so wenig wie die Soziologie überhaupt, ohne Aktorbezug nicht konzipieren läßt. Jede Emotion entsteht erst durch die Interpretationsprozesse der Handelnden. Daß diese These nicht reine Rhetorik bleibt, zeigt das Konzept der Emotionsarbeit: Diskrepanzen zwischen sich widersprechenden Gefühlsregeln oder zwischen sozialstrukturellen Entstehungsbedingungen von Emotionen und ihren kulturellen Deutungen müssen von den Akteuren balanciert werden. Goffman hat das für den Bereich des sur-face-managements gezeigt, Hochschild für den des deep-acting. Bevor ich mich dem Versuch der Integration der unterschiedlichen Ansätze einer Emotionssoziologie widme, soll die eher theoretisch gehaltene Darstellung der Emotionssoziologie der Interaktionisten spezifiziert werden, indem ich auf zwei empirische Untersuchungen näher eingehe. Sowohl das Konzept der Emotionsregeln als auch das der Emotionsarbeit wird hier präzisiert und empirisch spezifiziert.

2. Empirische Evidenzen

2.1 The managed heart (Arlie Hochschild)

Die Studie von Hochschild (1983) ist bis dato die erste größere empirische Arbeit im Bereich der Emotionssoziologie. Sie ist zugleich eines der erfolgreichsten Bücher der Soziologie in den letzten Jahren überhaupt.

Die Arbeit stützt sich auf drei Teiluntersuchungen. Zum einen wurden 261 Aufsätze von Studenten mit den Themen ‚Beschreibung einer Situation, die mit starken Gefühlen verbunden war‘ und ‚Beschreibung einer mit starken Gefühlen verbundenen Situation, in der versucht wurde, entweder die Situation oder die Befindlichkeit zu ändern‘ inhaltsanalytisch ausgewertet. Das Konzept der Emotionsarbeit im privaten Bereich wurde aus diesen Ergebnissen entwickelt. Die beiden anderen Studien beziehen sich auf Techniken des Emotionsmanagements und auf Gefühlsregeln im öffentlichen Bereich. Eine teilnehmende Beobachtung in einem Trainingscamp für Stewardessen der Fluggesellschaft Delta-Airlines, Interviews mit Managern der Gesellschaft und 30 mehrstündige, offene Interviews mit Stewardessen bildeten die Datenbasis für die Frage nach den Emotionserwartungen und der Emotionsarbeit in verkaufsorientierten Serviceberufen. Gleichsam als Kontrast zu dieser an den Wünschen des Kunden orientierten Berufsgruppe wurden in einem Kleinprojekt fünf Rechnungseintreiber, deren Job es ist, zahlungsunwillige Kunden zur Begleichung ihrer Schuld zu bewegen, mit offenen Interviews befragt. Auch hier ist Emotionsarbeit erforderlich, aggressives Auftreten muß inszeniert werden.

Hochschild verbindet die eher mikroanalytisch gehaltene symbolisch-interaktionistische Emotionssoziologie mit makrosoziologischen Fragestellungen der Änderung der Arbeitswelt und der Berufsstruktur und vermag damit den allzu offen und beliebig gehaltenen Begriff der Emotionsregeln zu spezifizieren. Nicht alleine daß Emotionsregeln Emotionen definieren, sondern wie sie dies tun und welche sozialen Bedingungsfaktoren dafür relevant sind, steht im Zentrum der Analyse.

C. Wright Mills hatte in ‚White Collar‘ (1951) bereits betont, daß in den Bereichen der Dienstleistungs- und Verkaufsberufe neben dem Verkauf der physischen Arbeits-

kraft zunehmend ein Verkauf der Persönlichkeit der Arbeitskraft erwartet wird. War der Fließbandarbeiter der Idealtypus von Arbeiter der industriellen Gesellschaft, so sind dies heute die Serviceberufe der face-to-face Interaktion: der Sozialarbeiter, der dafür sorgt, daß sich der Klient wohl und zufrieden fühlt, der Verkäufer, der seinen Kunden zum Kauf stimuliert, der Friedhofsredner, der den Trauernden vermittelt, er würde sie verstehen, obwohl er sie nicht kennt, der Politiker, der sich volksnah und natürlich gibt, sie alle leisten Emotionsarbeit.

Ziel privatwirtschaftlichen Handelns ist die Maximierung von Profit und der ist um so höher, je näher das Nachfrage/Preis-Verhältnis seinen Optimumspunkt erreicht. Bei Konkurrenzverhältnissen zwischen verschiedenen Anbietern richtet sich die Nachfrage im Servicesektor u.a. nach der Perfektion der geleisteten Emotionsarbeit.

In dem von Hochschild untersuchten Bereich der Fluggesellschaften gab es bis 1978 eine staatlich verordnete Preisbindung. Die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Gesellschaften konnte also nicht auf dem Markt für Flugpreise ausgetragen werden, sondern konzentrierte sich allein auf den Versuch, sich im Serviceangebot zu überbieten. Im sogenannten ‚Lucas Guide‘, der jährlich erscheint und von Zeitschriften und Managerjournalen häufig zitiert wird und dem Fluggesellschaften für ihre Reputation eine besondere Bedeutung zumessen, werden alle Fluggesellschaften in eine Rangordnung der getesteten Qualität gebracht. Die Qualität der Emotionsarbeit, die Stewardessen dabei leisten, geht wie das folgende Beispiel aus einem Report über Delta Airlines zeigt, als bedeutender Faktor in die Bewertung ein. „The atmosphere was that of a civilized party – with passengers in response, behaving like civilized guests . . . Once or twice our inspectors tested stewardesses by being deliberately exacting, but they were never roused, and at the end of the flight they lined up farewell with undiminished brightness“ (Hochschild, 1983, S. 6).

Delta-Airlines und andere Fluggesellschaften überlassen das Zustandekommen einer ‚civilized party‘ nicht dem Zufall, sondern organisieren sie, indem sie durch Rekrutierung und intensive Schulung der Stewardessen, vor allem

in Techniken der Emotionsarbeit, die Voraussetzungen schaffen. Dabei beziehen sich die gelernten Strategien des Emotionsmanagements auf den Umgang mit Emotionsregeln und auf das Handhaben von Emotionserwartungen und Deutungen, die vorweg nicht durch die Betroffenen, sondern durch die Fluggesellschaft vor allem vermittelt der Werbung festgelegt worden sind. Wie sehen die unter dem Gesichtspunkt der optimalen Kundenwerbung entworfenen Emotionserwartungen aus?

Verschiedene Gesellschaften geben sich unterschiedliche Profile und produzieren verschiedene Emotionserwartungen: United Airlines wirbt mit dem Bild ‚des Mädchen von nebenan‘, des erwachsen gewordenen Nachbarschaftsmädchens; die PAN AM Stewardess ist die kultivierte, anmutige Dame der oberen Schicht; PSA wirbt mit dem Typus der kessen, lustigen, sexy Stewardess; Delta profiliert sich mit dem Bild einer schönen, eleganten, natürlich weißen Frau mit warmer Persönlichkeit (Hochschild, 1983, S. 93). Freundliche Atmosphäre, persönliche Betreuung und Service werden unterstellt, das ständige Lächeln der Stewardess wird zum Teil sexualisiert. Continental wirbt mit dem Slogan „We really move our tails for you to make you every wish come true“, National motiviert die Kunden mit „Fly me, you’ll like it“ (Hochschild, 1983, S. 93). Die Vorstellung von leeren Flugzeugen, in denen man sich wie zu Hause ausbreiten kann, und von pünktlichem Service sind zusätzliche Faktoren der produzierten Situationserwartungen, die im Flugzeug gerade dann gemeistert werden müssen, wenn sie nicht erfüllt werden. Daß die Vorwegdefinitionen tatsächlich die Interpretationsleistungen der Kunden anleiten, dafür kann Hochschild aus ihren Interviews viele Belege anführen. Für die Erwartung einer sexualisierten Atmosphäre und der Chance einer unkomplizierten Anmache sei folgendes Statement einer Stewardess zitiert: „You have married men with three kids getting on the plane and suddenly they feel anything goes. It’s like they leave that reality on the ground, and you fit into their fantasy as some geisha girl. It happens over and over again“ (Hochschild, 1983, S. 93).

Produziert die Werbung Vorwegdefinitionen von Situationen und Erwartungen darüber, welche Emotionen, in

welcher Darstellung und Intensität Geltung haben, so werden diese Rahmenerwartungen im Flugzeug selbst konkretisiert; von den Stewardessen wird eine entsprechende Emotionsarbeit erwartet. Fluggesellschaften steuern dies, indem sie zum einen bereits bei der Rekrutierung des Personals Selektionskriterien anlegen, die eine Kollision mit den definierten Emotionsregeln eher unwahrscheinlich machen, zum zweiten mittels einer betriebsinternen Ausbildung in Techniken des Emotionsmanagements.

Zu den Auswahlkriterien gehören zum einen physische Parameter, wie Figur, Alter, Schönheit, gerade Zähne und ein ebenmäßiges Gesicht und zum zweiten die Fähigkeit, sich in einem Auswahlinterview als freundliche, vertrauenswürdige und dosiert enthusiastische Frau zu inszenieren.

Die Ausbildung ist auf das Erlernen von deep-acting und sur-face-acting Techniken gerichtet. Die Vorschriften und Kontrollen der Gesellschaft beziehen sich auf Haarlänge, das nicht Überschreiten des Höchstgewichtes, bei PAN AM auf die Farbe des Lidschattens, auf Kleidung und Verhaltensweisen (nicht rauchen, kein Alkohol, etc.). Damit sollen die körperlichen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Emotionsarbeit gewährleistet sein. Die erlernten Techniken des deep-acting zielen alle auf eine kognitive Uminterpretation der Arbeitssituation ab. Man könnte sie in ihrer Verschiedenheit unter das Prinzip Interpretation der Arbeits- und Berufssituation als private Situation subsumieren: Die Kabine, in der gearbeitet und das Essen hergerichtet wird, wird als die Küche zu Hause interpretiert. Die Kunden sind die eingeladenen Gäste, die es zu bewirten gilt. Als Hausfrau fühlt man sich entsprechend verantwortlich für das Wohlergehen der Gäste, interpretiert die Unzufriedenheit der Gäste als eigenes Versagen und bemüht sich um Verbesserung. Man ist bemüht, den Gästen ein Gefühl von Sicherheit und des wie sich zu Hause Fühlen zu geben. Eigene Unsicherheiten und Ängste in Gefahrensituationen zu unterdrücken und selbst in solchen Situationen das Lächeln, die Ruhe und die wohltemperierte Stimme zu bewahren, wird systematisch trainiert. In den Gesichtern der Kunden versucht man Ähnlichkeiten mit Gesichtern von Freunden, Bekannten und Verwandten wiederzufinden,

denen man in Sympathie verbunden ist, so daß sich dieses Gefühl auf die Kunden im Flugzeug übertragen kann. Die an sich unpersönlichen Beziehungen können so in persönliche Beziehungen transponiert werden: „You see your sister's eyes in someone sitting at the seat. That makes you want to put out for them“ (Hochschild, 1983, S. 105).

All diese Strategien haben zum Ziel, die eigene Befindlichkeit den von der Gesellschaft definierten Gefühlsregeln und den Erwartungen der Kunden anzupassen. Zugleich gilt es, die überzogenen Anforderungen der Kunden und die dadurch ausgelösten Emotionen in den Griff zu bekommen. Belästigungen durch Kunden, Unfreundlichkeiten und Befehlsgebaren, oft ausgelöst durch falsche Versprechungen in der Werbung der Gesellschaft, müssen von den Stewardessen gemanaged werden, immer unter der Prämisse: der Kunde ist König. Auch hier werden kognitive Strategien der Attribuierung als Lösungsmechanismus trainiert. Die Belästigungen werden als Versuche der Aufmerksamkeitsgewinnung interpretiert, die wiederum erklären sich aus der verdeckten Angst des Kunden vor dem Fliegen. Auf diesem Wege läßt sich der bei der Stewardess entstandene Ärger ummünzen in Verständnis und Empathie.

Das Prinzip, das diesen und anderen Verfahren der Problemlösung zugrunde liegt, ist das der Kausalattribution: das ärgerauslösende Verhalten verstehen, indem man sich in die Lage des anderen versetzt und eine verständniserezeugende Ursache für dessen Verhalten annimmt. „Once I had an irate that was complaining about me, cursing at me threatening to get my name and report me to the company. I later found out his son had just died. Now when I meet an irate I think of that man. If you think about the other person and why they're so upset, you have taken attention off of yourself and your own frustration. And you won't feel so angry“ (Hochschild, 1983, S. 25).

Sicherlich ist der Beruf der Stewardess ein Beruf, in dem die Techniken der Emotionsarbeit elaborierter als in anderen Berufen sind und bereits in institutionalisierter Weise zur Professionsdefinition gehören. Er ist gleichsam ein Idealtypus von Arbeit, der als solcher das Strukturprinzip

vieler Berufe im tertiären Sektor vorgibt, in denen Emotionsarbeit erforderlich ist. Hier gehören Emotionsvorschriften mit zur Berufsdefinition, sie sind im „Airline Guide to Stewardess and Steward Careers“ schriftlich fixiert (Hochschild, 1983, S. 95), eine daran orientierte Ausbildung sorgt für das Erlernen des Emotionsmanagements. Für andere Berufszweige (Lehrer, Sozialarbeiter etc.) sind die Emotionserwartungen diffuser und in geringerem Maße institutionell festgelegt; aber auch in diesen Bereichen – so Hochschilds Prognose – wird es zu einer zunehmenden Vereinnahmung des Emotionalen durch die Berufswelt kommen.

Fragt man zum Schluß nach dem theoretischen Gewinn, den die empirische Studie von Hochschild für die Entwicklung einer symbolischinteraktionistischen Emotionssoziologie einbringt, so sind es vor allem zwei Punkte, die mir erwähnenswert erscheinen:

1. Der recht unbestimmt gebliebene Begriff der Emotionsregel wird an einem Fallbeispiel spezifiziert und präzisiert. Nicht nur daß Deutungsmuster Emotionen konstituieren, sondern welche Codierungen es in einem bestimmten Fall gibt und wie sich die Existenz dieser Regeln aus makrosozialen Parametern erklären läßt, kann von Hochschild gezeigt werden. Damit geht sie über eine deskriptive Rekonstruktion hinaus und bietet Erklärungen an.

2. Ähnliches gilt für den Begriff der Emotionsarbeit. Es wird nicht nur behauptet, daß Emotionen das Resultat von Interpretationsleistungen der Handelnden sind, sondern nachgezeichnet, welche Varianten der Emotionsarbeit es gibt und an welchen Zielvorgaben sie sich orientieren bzw. orientieren müssen. Auch hier wird der Bezug zu makrosozialen Bedingungen hergestellt. Die Studie von Hochschild gibt die Richtung an, an der sich zukünftige Arbeiten orientieren und messen lassen müssen.

2.2 The staging of emotion (Luis Zurcher)

Gelingt es Hochschild in ihrer Studie das Konzept der Emotionsregeln und der Emotionsarbeit durch eine Anbindung an makrosoziologische Fragestellungen der Ent-

wicklung des Dienstleistungssektors zu konkretisieren, so bewegt sich die kleine Studie von Zurcher (1982) eher auf mikrosoziologischem Niveau und erläutert an einem Fallbeispiel den schnellen Wechsel aufeinander folgender Situationen und den jeweilig geltenden Emotionsregeln. Zurcher hat versucht, die verschiedenen Phasen einer Emotionsinszenierung vor, während und nach einem Footballendspiel zu rekonstruieren.

Die Situation dieses Endspiels war eine besondere, weil es das letzte Spiel der Saison war und zugleich das letzte Spiel der beiden Trainer der Mannschaften, die über 20 Jahre die Teams betreut hatten. Der Siegeswille und die Erwartungshaltung war auf beiden Seiten entsprechend hoch. Die Methode der Datenerhebung war die einer teilnehmenden Beobachtung, der Autor verbrachte als ‚visiting coach‘ die Zeit vor, während und nach dem Spiel zusammen mit einer der Mannschaften, beobachtete die Trainer, das Publikum, die Spieler und nicht zuletzt sich selbst bezüglich der in den unterschiedlichen Situationen geltenden und inszenierten Emotionsregeln.

Bereits einen Tag vor Spielbeginn werden die Erwartungen von Spieler und Publikum in noch unspezifischer Weise auf eine kommende emotionale Erfahrung gerichtet. Die Emsigkeit, mit der das Stadion präpariert wird und die Getränke- und Erfrischungsbuden gefüllt werden, eine Feier und ein Umzug der Fans am Abend vorher elektrisieren die Stimmung. Parolen und Schlachtrufe erwecken den Haß auf den Gegner und die Sympathie für die Heimmannschaft, Freude über einen potentiellen Sieg, aber auch Angst vor einer möglichen Niederlage. Was die Cheerleader an Konstruktion einer diffusen, emotionalen Stimmungslage nicht zustande bringen, leistet der Genuß von Alkohol und Marihuana.

Die Spieler werden vor allem durch Trainer und Mitspieler in eine emotionale Verfaßtheit gebracht, die dann Schritt für Schritt in bestimmte Emotionen transformiert und konkretisiert wird. Bei einem gemeinsamen Mittagessen ist die Stimmung eher gemäßigt und ehrfürchtig. Nur wenige Wortwechsel finden statt, jeder Spieler sitzt in sich versunken. Emotionale Gefaßtheit ist angesagt, die Spieler können ängstlich sein, aber nicht handlungsunfähig, sie

können siegessicher sein, aber nicht übermütig, stolz, aber gleichzeitig cool. In einem nachfolgenden Teamtreffen, in dem die Strategie des Spiels festgelegt wird und an Hand von Videoaufnahmen Spielzüge besprochen werden, wird die diffuse und eher privatisierte Gefühlsstimmung in eine offene, zielorientierte und die einzelnen zusammenschließende Stimmung vom Trainer transformiert.

Das nächste Zusammentreffen findet bereits im Umkleideraum statt. Nun ist die Spannung am höchsten. Viele der Spieler sind nervös und ängstlich, der coach kommentiert die Situation folgendermaßen: „the tension is highest now for the players. This is the hardest time. All that energy building up, but they have to wait. They can't do anything with it“ (Zurcher, 1982, S. 10). Erst beim nachfolgenden Warmlaufen auf dem Feld wird die Spannung freigesetzt: Kampfsprüche und gegenseitige Anfeuerungsrufe lenken die diffuse Erregung in Siegesmut und Haß auf die gegnerische Mannschaft. In dem letzten Gespräch vor dem Spiel versucht der Trainer eine solche emotionale Gerichtetheit mit Handlungsanweisungen zu verbinden und damit zu spezifizieren. Der Trainer selbst hält diesen Versuch für die spielentscheidende Bemühung.

Spannung und Erwartungshaltungen der Zuschauer sind währenddessen ebenfalls spezifiziert worden. Anheizer und Stadiumssprecher transformieren Unsicherheiten über den Spelausgang in Enthusiasmus für die eigene Mannschaft, indem sie die privatisierten Einzelnen über Sprechchöre zu einer Gemeinschaft synchronisieren und dadurch ein Gefühl der Dazugehörigkeit produzieren.

Nach dem Spiel wechseln die Emotionserwartungen sehr schnell. Die Heimmannschaft hat gewonnen, Freude und Euphorie sind die Reaktionen. Als der Trainer nun offiziell bekanntgibt, daß es sein letztes Spiel war, entsteht Betroffenheit und Trauer, Tränen fließen. Auf der darauffolgenden Pressekonferenz gibt sich der Trainer geschäftsmännig, die Spieler feiern währenddessen ihren Sieg und sind in ihre Freude zurückgefallen. Trotz des schnellen Wechsels der Situationen und der recht unterschiedlichen Emotionen hatte es den Anschein, daß alle inszenierten Gefühle ernst gemeint waren, Ausdruck und Befindlichkeit also übereinstimmten.

Auch wenn sich die einzelnen Akteure darin unterscheiden, inwieweit sie von den jeweiligen Emotionserwartungen strukturiert werden, so lassen sich doch für die verschiedenen Situationen unterschiedliche Emotionsregeln herauskristallisieren. Zurcher hat das mit viel Spürsinn in deskriptiver Weise getan. Allerdings werden hier auch die Grenzen nicht nur der Fallanalyse, sondern einer symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie überhaupt deutlich.

Daß es für unterschiedliche Situationen verschiedene Emotionsregeln gibt, und daß Handelnde Emotionsarbeit leisten, um diesen Regeln gerecht zu werden, reicht als Aussage nicht aus. Was sind die sozialen Ursachen für verschiedene Emotionen und die geleistete Emotionsarbeit, ist die Zentralfrage. Daß die Theorie Kempers hier weitreichender ist, läßt sich zeigen, wenn man das Fallbeispiel Zurchers mit den austauschtheoretischen Begriffen Kempers reinterpretiert.

Der Ansatz Kempers kann für sich das Plus verbuchen, daß er nicht nur verschiedene Emotionsregeln benennt, sondern versucht, die Entstehung von Emotionen aus sozialen ‚Tatsachen‘ heraus zu erklären. Die vor dem Fußballspiel existierende Atmosphäre der elektrisierten Erregtheit hat ihre Ursache in einer unentschiedenen Struktur der kommenden Situation. Sowohl ein möglicher, jetzt schon antizipierter Mangel an Status des eigenen Teams, der durch eine Niederlage verursacht würde, als auch eine antizipierte Überlegenheit über den Gegner (hoher Status der eigenen Mannschaft, selbstverschuldete geringe Macht des Gegners) sind mögliche Interpretationen der Situation, die zu recht unterschiedlichen Befindlichkeiten führen und sich gegenseitig in ihrer spezifischen Gerichtetheit neutralisieren und zu einer allgemeinen Erregung führen. Der hier von ausgehende Prozeß der Emotionskanalisierung läßt sich als Prozeß der strukturierenden Interpretation der antizipierten Situation, angeleitet durch den Trainer, verstehen. Er endet in der Selbstinterpretation der Mannschaft als der gerechtfertigt besseren und mächtigeren Mannschaft, die in der Lage ist, den Gegner, dem man jeglichen Status aberkennt, zu schlagen. Dies führt zu Gefühlen der Freude, des Stolzes, zu Siegesgefühlen und zu Größenwahn. Der

spätere Sieg macht die antizipierte Interpretation zur Wirklichkeit.

Die Vorteile einer solchen Interpretation liegen auf der Hand: Sie beschränkt die Beliebigkeit der Entstehung von Emotionen in sozialen Situationen, indem sie soziale Bedingungen zur Erklärung der Entstehung spezifischer Emotionen heranzieht. Daß die Situationen selbst nie an sich gegeben, sondern das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses sind, zeigen die durch den Trainer forcierten Situationsdeutungen, die das Fühlen anleiten. Sicherlich ließe sich auch ein Großteil der Beispiele, die Hochschild zum Thema Emotionsarbeit einspielt, in den Kategorien von Kemper reinterpretieren. Wie sich diese Kritik an der symbolisch-interaktionistischen Emotionssoziologie sinnvoll verarbeiten läßt, ist Thema des nun folgenden Kapitels, das einen Vorschlag zur Integration der verschiedenen Ansätze zu entwickeln versucht.

Schritte zu einer Soziologie der Emotionen II

1. *Emotionen als Ergebnis des Zusammenspiels der Systeme Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur*

Sowohl die sozialstrukturelle Theorie der Emotionen von Kemper als auch die symbolisch-interaktionistischen Ansätze fragen nach den sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen. Im Gegensatz zu der im Kapitel ‚Emotionale Konstruktion sozialer Wirklichkeit‘ entwickelten Perspektive, fragen beide Versuche nicht nach den Spezifika und funktionalen Äquivalenten zu einer emotionalen Konstruktion von Welt, sondern rücken Emotionen in den Status einer abhängigen Variable und versuchen, die sozialen Bedingungen zu rekonstruieren, die verschiedene Emotionen auslösen. Ist die Fragestellung beiden Ansätzen noch gemeinsam, so divergieren beide Versuche in der Art der Beantwortung.

Die nun folgenden Ausführungen versuchen, das jeweils Brauchbare der beiden Theorien aufzugreifen, zu bilanzieren und in ein Modell zu integrieren. Zur Entscheidung dessen, was theoretisch brauchbar bzw. nicht brauchbar ist, bedarf es Standards, an denen und mit denen gemessen und bewertet werden kann. Ähnlich wie im ersten Kapitel formuliert, seien sie hier nochmals rekapituliert. Eine Theorie (im weiteren Sinne eines Modells) ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn sie abstrakt genug formuliert ist, um möglichst viel an sozialer Wirklichkeit zu fassen, gleichzeitig aber die Weichen für eine Respezifizierung auf Theorien mittlerer Reichweite zu stellen vermag. Die paradox anmutende Forderung nach gleichzeitiger Generalisierung und Spezifizierung hat die Funktion, sowohl wirklichkeitsfremde Abstraktionen zu limitieren als auch theorieleiose Einzelperspektiven zu entgrenzen. Eine Theorie (im engeren Sinne von empirisch prüfbar Aussagen über soziale Wirklichkeit) ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn es ihr gelingt, Erklärungen von sozialen

Phänomenen zu erbringen, die sich in Form von ‚Wenn . . . , dann . . . -Aussagen‘ formulieren lassen. In diesem Sinne sind Hypothesen wertvollere Aussagen und Teile einer Theorie, als deskriptive Aussagen.

Solche Standards vorausgesetzt, geht es im folgenden um Synthesebildung, um die Aufhebung (im Hegelschen Sinne) unterschiedlicher Theoriestücke in einen einheitlichen Zusammenhang. Ich werde dabei induktiv vorgehen, bei den diskutierten Ansätzen beginnend und von dort, zunehmend abstrahierend, auf ein integriertes Modell hinarbeiten. Fangen wir mit einer vorläufigen Definition von Emotionen, wie sie bereits in der Einleitung als Arbeitsdefinition eingeführt worden ist an. Emotionen sind eine positive oder negative Erlebnisart des Subjekts, die als Antwort auf eine Abschätzung und Wertung von Stimuli und Situationen entstehen, mit einer physiologischen Aktivierung einher gehen *können*, und in Form von Emotionsexpressionen zum Ausdruck gebracht werden *können* (Scherer, 1982; Arnold, 1977; Kemper, 1978, S. 47).

Persönlichkeit

Im Fokus der Analyse von Emotionen stehen also Subjekte bzw. in systemtheoretischer Terminologie: psychische Systeme und deren Gefühlslage bzw. Gefühlsäußerung, die durch wertende Prozesse von Stimuli und Situationen ausgelöst werden. Aus der Lektüre symbolisch-interaktionistischer Texte kann man wissen, daß psychische Systeme auf der Grundlage von internen Interaktionsprozessen funktionieren. Jede Bezugnahme auf ein Objekt läuft im Prozeß des sich ‚Selbst-Anzeigens‘, in dessen Verlauf das Objekt als Resultat eines Interaktionsprozesses eine Bedeutung erhält. Was für die sozialen Tatbestände im generellen gilt, gilt auch für die Emotionen: Sie ergeben sich nicht reflexartig aus sozialstrukturellen Bedingungen, kulturellen Regeln oder Impulsen des Organismus, sondern immer nur aus der Interpretation dieser Bedingungen durch die Akteure. Empirischer Bezugspunkt der Untersuchung von Emotionen können nur die Bedeutungstiftungen der Akteure sein. Erst die bewertende Wahrnehmung (Richard. S. Lazarus, 1982), erst die Definition der Situation durch die Betroffenen hat Einfluß auf die Entstehung von Emotionen. Ob die

Handlung eines Gegenüber letztendlich als Bedrohung interpretiert, ein Zulächeln als Zuwendung verstanden, ein schmeichelhafter Kommentar als Statusaufwertung gedeutet wird, hängt nicht von den kommunikativen Handlungen an sich ab, sondern von den damit verbundenen Bedeutungen der Interpreten. Ausgangspunkt der Entstehung von Emotionen sind die Definitionen der Akteure; eine Soziologie der Emotionen muß die vom symbolischen Interaktionismus geltend gemachte Forderung der Aktorbezogenheit jeder soziologischen Theorie ernst nehmen und aufgreifen.

Daß Emotionen durch das Nadelöhr der Bedeutungsanreicherung durch die Subjekte laufen, besagt auch, daß sie weder durch physiologische noch durch soziale Parameter determiniert sind. Die sozialen und physiologischen Bedingungen wirken handlungsprägend, sind aber selbst keine handlungsfähigen Systeme (vgl. zur Unterscheidung der beiden Systemtypen, Uwe Schimank, 1985). Sie engen Spielräume ein, ohne zu determinieren. Dies bedeutet, daß Emotionen sich letztendlich nicht eindeutig erklären lassen, ihre Entstehung ist immer kontingent. Die Freiheitsgrade, die durch die Tatsache ins Spiel kommen, daß sich die physiologischen und sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen ähnlich wie alles Soziale an der Struktur der Persönlichkeitssysteme brechen, lassen sich nicht analytisch reduzieren.

Allein, auch die psychischen Systeme weisen eine Logik und Struktur auf, die sich als Gewordene zum Teil entschlüsseln läßt. Psychische Systeme sind das Resultat eines Entwicklungsprozesses der symbolischen Aneignung der Umwelt, das die schematische Aneignung der äußeren Natur (Piaget), die Ausbildung von Schemata der Aneignung der symbolischen Welt von Verhaltenserwartungen und Werten (Mead) und die Bewältigung der inneren Natur (Freud) umfaßt. Auch psychische Systeme sind sinnhaft strukturiert, entstehen in der Antizipation des Bildes, das die anderen von einem konstruieren (looking glass self) und enthalten Vorstellungen über persönliche Fähigkeiten und Ziele, über die eigene Körperlichkeit, die Moralität und die soziale Stellung in einem Sozialgefüge. Mögen die Prinzipien und Schemata der Entwicklung der Weltaneig-

nung eine generalisierbare Logik und Regelmäßigkeit aufweisen, so läßt sich über das Resultat, die Herausbildung von Identität sagen, daß sie als Ergebnis einer Entwicklung komplexer Wechselwirkungen doch jeweils eine Einzigartigkeit im Sinne von Individualität darstellt. Ein solch idiosynkratisches Moment muß auch bei der Erklärung der Entstehung von Emotionen in Rechnung gestellt werden. Bei aller Determinierung durch sozialstrukturelle, kulturelle und physiologische Bedingungen muß ein Mehrwert an idiosynkratischer Anreicherung beachtet werden. Zwar läßt sich auch dieser zu Teilen rekonstruieren und erklären, aber das – und dies läßt sich nur wissenschaftssoziologisch legitimieren – fällt in den Aufgabenbereich der Psychologie.

Halten wir also fest: 1. Bezugspunkt der Analyse von Emotionen sind die Bedeutungstiftungen von psychischen Systemen. 2. Bei der Analyse der Entstehungsbedingungen von Emotionen müssen die weder aus sozialen noch aus physiologischen Bedingungen ableitbaren Faktoren, die sich aus der spezifischen Persönlichkeitsstruktur ergeben, in Rechnung gestellt werden. 3. Allerdings steht deren Analyse nicht im Fokus einer soziologischen Untersuchung; innerhalb des Sinnzusammenhangs ‚Soziologie‘ werden sie als Umweltdatum hingenommen. Von einer solchen Bestimmung des psychischen Systems ausgehend lassen sich nun Schritt für Schritt die anderen Faktoren, die bei der Entstehung von Emotionen eine Rolle spielen, einspielen und dazu in Beziehung setzen. Beginnen wir mit der Diskussion der Bedeutung der Physiologie für die Entstehung von Emotionen.

Organismus

Auch für den Organismus gilt, daß er zwar nicht in den Analysezusammenhang der Soziologie gehört, aber als Umweltparameter Berücksichtigung finden muß. Entsprechend können hier nicht Logik und Struktur des biologischen Systems des Organismus interessieren, sondern allein dessen Output an Sinnsysteme bzw. der Input, den er von Sinnsystemen erhält. Die Physiologie kann bei der Entstehung von Emotionen auf grundsätzlich zwei Arten ins Spiel kommen:

1. Physiologische Erregung (woraus und warum auch immer entstanden) wird vom Persönlichkeitssystem wahrgenommen und dann unter Einfluß idiosynkratischer Momente und sozialstruktureller und kultureller Definitionen interpretiert. Die diffuse Erregung wird so sinnmäßig spezifiziert. Gemeint sind hier Formen der Attribuierung von zuerst existierenden physiologischen Erregungen, wie sie im Anschluß an das Experiment von Schachter und Singer immer wieder in der Psychologie diskutiert worden sind. Die Wirkungskette läßt sich dabei wie folgt rekonstruieren: Der Organismus ist ein System sui generis, das unter anderem Output in Form einer diffusen Erregung an das Bewußtsein abgibt. Wahrscheinlich muß dieser, sich aus der Eigenlogik der Physiologie ergebende Output einen gewissen Grenzwert überschreiten, bevor er wahrgenommen wird und zur Suche nach Interpretationen motiviert. Die dann in Gang gesetzte Interpretation läßt sich als Zusammenspiel der Sinnsysteme Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur begreifen und rekonstruieren.

Ein fiktives Beispiel mag dies näher erläutern: Eine als unangenehm wahrgenommene Erregung kann durch sozialstrukturelle Bedingungen gestützt und durch eine entsprechende Kultur angeleitet immer der Ehefrau als Auslöser angelastet werden, so daß Ärger und Wut über sie entstehen. Die physiologische Erregung bildet hier nur die Motivation, die diffuse Erregung in ihrer Ursache zu erklären. Sie wird in diesem Falle so interpretiert, daß eine soziale Situation, eine Interaktionsstruktur konstruiert wird, die dann als Auslöser für die Erregung interpretiert wird. Daß man die konstruierte Interaktionsstruktur genauer mit Hilfe der Dimensionen Macht und Status und unter Berücksichtigung kultureller Deutungssysteme zu bestimmen vermag, braucht an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren.

Die Physiologie bildet allein das Movens zur Suche nach Interpretationen. Die Deutungen selbst sind sinnhaft strukturiert. Da ein direkter und spezifischer Zusammenhang zwischen physiologischen Parametern und spezifischen Emotionen bis heute nicht nachgewiesen werden konnte, ein direktes Durchschlagen biologischer Faktoren in sinnhafte Dimensionen offensichtlich nicht stattfindet, ist von der Vorstellung einer diffusen Erregung auszugehen, die immer sinnhaft transponiert und bearbeitet werden muß.

Ist das sinnhafte Element bei der Entstehung von Emotionen eine notwendige Bedingung, so gilt dies nicht für die physiologische Erregung. Die Arbeiten von Bernhard Weiner (zusammenfassend: 1982) haben deutlich gezeigt, daß es allein der Interpretation und Attribution von Situationen bedarf, um Emotionen auszulösen, nicht aber einer physiologischen Erregung.

2. Bildet in dem gerade erläuterten Fall der Organismus das auslösende Moment zur Interpretation und damit zur Entstehung von Emotionen, so zeichnet sich die zweite Möglichkeit der Verquickung zwischen Sinnsystemen und biologischem System durch die umgekehrte Wirkungsreihe aus. Emotionen entstehen als Resultat der Interpretation von sozialen Situationen, angereichert um eine kulturelle und personale Komponente; dies kann dann im zweiten Schritt zu einer physiologischen Erregung führen, die dann ihrerseits, wenn sie das Nadelöhr der Interpretation durchlaufen hat, auf die emotionale Befindlichkeit einwirkt. Beide hier skizzierten Fälle des Zusammenspiels von Organismus und Sinnsystemen kommen empirisch vor. Auch wenn für beide Fälle gilt, daß erst die Übersetzung der physiologischen Dispositionen in sinnhafte Bewußtseinsqualitäten Emotionen auslösen, so muß umgekehrt betont werden (um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten), daß Emotionen im Vergleich zu anderen Bewußtseinsprozessen weit stärker physiologisch verankert sind. In dem Kapitel Emotionen und Körper hatten wir bereits gesehen, daß die hormonelle Steuerung der Emotionen im Vergleich zur Mikroelektronik der Kognitionen zwar unspezifisch diffus ist, zugleich aber in den Bereich des Sinnhaften in dem Sinne durchschlagender, als die physiologische Erregung als Aufforderung gilt, den Impuls sinnhaft zu spezifizieren. Der physiologische Imperativ, daß etwas passieren muß, im Sinne einer Aufforderung, den Impuls zu interpretieren und zu attribuieren, ohne zugleich das ‚wie‘ anzugeben, ist das Besondere des Emotionalen. Die Entstehung dieser Besonderheit läßt sich, wie wir gesehen hatten, phylogenetisch erklären.

Was lohnt für ein Modell einer Soziologie der Emotionen aus der Diskussion der Physiologie festgehalten zu werden? 1. Physiologische Impulse können bei der Entste-

hung von Emotionen eine Rolle spielen, müssen dies aber nicht. 2. Kommen sie ins Spiel, so müssen sie vermittelt einer sinnhaften Interpretation ins Bewußtsein transponiert werden, damit sie als Emotionen in das Bewußtsein treten können. 3. Physiologische Erregung kann sich zum einen aus der Eigenlogik des Organismus ergeben und dadurch zur sinnhaften Verarbeitung auffordern, sie kann sich zum zweiten aus der sinnhaften Interpretation von Situationen ergeben und dann über eine ‚feed-back-Schleife‘ auf die Entstehung von Emotionen einwirken. 4. Ist eine physiologische Erregung bei der Entstehung von Emotionen im Spiel, so wirkt sie auffordernd, im Sinne eines Imperativs, zu einer interpretativen Verarbeitung. 5. Der Organismus ist ein nicht-sinnhaft organisiertes System; die Analyse des physiologischen Outputs für die Entstehung von Emotionen steht nicht im Fokus soziologischer Analyse; in deren Kontext wird er als Umweltdatum hingegenommen.

Für den Organismus gilt also Ähnliches wie für das Persönlichkeitssystem: Beide stehen nicht im Fokus der eigentlich soziologischen Analyse. Die Analyse der organistischen Bedingungen der Entstehung von Emotionen ist Sache der Physiologie, die Rekonstruktion der idiosynkratischen Momente bei der Entstehung von Emotionen fällt in den Aufgabenbereich der Psychologie. Im Fokus soziologischer Analyse stehen die Sinnzusammenhänge Sozialstruktur und Kultur. Wie beide bei der Entstehung unterschiedlicher Emotionen mitwirken, soll im folgenden im Rückgriff auf die sozialstrukturelle Theorie Kempers und die symbolisch-interaktionistischen Ansätze erläutert werden.

Sozialstruktur

Die Theorie Kempers läßt sich als sozialstrukturelle Theorie der Emotionen lesen. Zur Bestimmung dieser Ebene liegt damit ein ausgefeiltes Theoriekonzept vor. Allerdings bedarf Kempers Ansatz an einigen Stellen einer Revision, Einschränkung und gleichzeitigen Erweiterung. Wir hatten zu Beginn dieses Kapitels Emotionen u.a. durch das Attribut ‚Antwort auf eine Abschätzung und Bewertung von Stimuli und Situationen bestimmt‘. Kempers Theorie versucht nun gerade eine soziologische Dechiffrierung von so-

zialer Situation. Folgende Einschränkungen bzw. Erweiterungen sind, wie wir gesehen hatten, vonnöten: 1. Kempers Soziophysiologie der Emotionen hat sich als empirisch nicht haltbar herausgestellt; allerdings tut es dem eigentlich soziologischen Kern seiner Arbeit keinen Abbruch, wenn man von diesem Teil des Konzeptes abstrahiert. 2. Kempers Unterstellung, daß Status und Macht als die beiden fundamentalen Dimensionen des Sozialen unmittelbar Emotionen auslösen, ist nicht haltbar und kommt einer Reifikation von Sozialstruktur gleich. Man kann diese überwinden, wenn man die sozialstrukturellen Ansätze in ein Modell integriert, das die Überlegungen, die bereits über die Bedeutung der Physiologie und der Persönlichkeit bei der Entstehung von Emotionen angestellt wurden, und die Thesen zur Kulturdimension, die noch zu entwickeln sind, berücksichtigt. Das sozialstrukturelle Konzept wird damit in seinem Anspruch limitiert und zugleich um neue Dimensionen erweitert. Konkret heißt das: a. Nicht Status und Macht strukturieren soziale Zusammenhänge, sondern die Interpretation von sozialen Situationen in den Dimensionen Macht und Status. b. Interpretierte Sozialstruktur muß, will sie zur Erklärung der Entstehung von Emotionen herangezogen werden, ergänzt werden um die durch das Persönlichkeitssystem ins Spiel gebrachten idiosynkratischen Momente, um kulturelle Definitionen von Emotionen und in einigen Fällen um das Moment der physiologischen Erregung. c. Sind mit den beiden ersten Punkten die Rahmenbedingungen der Einbettung der sozialstrukturellen Theorie in einen größeren Theoriezusammenhang skizziert, so läßt sich die Analyse der Dimensionen der Sozialstruktur selbst noch weiter konkretisieren.

Dabei ist zu beachten, daß eine weitere Auffächerung der Sozialstruktur nur dann sinnvoll ist, wenn sich daraus eine weitere Zergliederung des Emotionalen ableiten läßt. Welche Inhalte Status- und Machthandlungen nun im einzelnen besitzen, hängt vom jeweiligen empirischen Fall ab. Eine Modellbildung einer Soziologie der Emotionen braucht auf die unterschiedlichen Inhalte keine Rücksicht zu nehmen, solange bei verschiedenen Inhalten, die aber in der gleichen Macht- und Statusdimension beschrieben werden können, dieselben Emotionen entstehen.

Wir hatten im Anschluß an die Arbeiten von Simmel gesehen, daß soziale Distanz zwischen zwei Interaktionspartnern als intervenierende Variable mitentscheidet, ob und wie eine soziale Beziehung in Macht- und Statuskategorien interpretiert wird. Für Beziehungen auf mittlerer Distanz läßt sich plausibel machen, daß sie relativ ungebrochen in Macht- und Statuskategorien interpretiert werden. Durch die Einbeziehung der Arbeiten von Emerson konnte der Bereich der intervenierenden Variablen noch genauer spezifiziert werden. Emerson analysiert die Bedingungen, unter denen sich Macht- und Statusungleichheiten zwischen zwei Interaktionspartnern verändern und auf diesem Wege sich auch die emotionalen Befindlichkeiten ändern. Dies geschieht dann, wenn:

1. das Interesse an den Ressourcen verloren geht, die bis dahin von Bedeutung waren,
2. es Mitgliedschaftsalternativen und damit alternative Ressourcenbeschaffungsmöglichkeiten gibt,
3. das Interesse des Macht- und Statusstärkeren an den Ressourcen des anderen wächst, so daß sich eine wechselseitige Abhängigkeit ergibt, oder
4. die Mitgliedschaftsalternativen des Macht- oder Statusstärkeren sich verringern, so daß auch auf diesem Wege sich die terms of status and power in Richtung auf eine Balance bewegen.

Lassen sich diese Bedingungen als intervenierende Variablen verstehen, die auf die spezifische Macht- und Statuskonstellation einwirken, so ergänzt Kemper selbst die Status/Macht-Matrix um die Variablen verantwortlicher Akteur, dritter Interaktionspartner und um die Unterscheidung strukturelle, konsequente und antizipatorische Emotionen. Bedenkt man weiterhin, daß Akteure häufig gleichzeitig die eigene Machtposition und den eigenen Status und die Macht- und Statusausstattung des Gegenüber interpretieren, woraus sich Mischformen von Emotionen ergeben, bedenkt man auch, daß sich Interaktionen immer im Fluß befinden, Sozialstruktur also ständigen Wandlungen durch Interaktionen unterworfen ist, so daß sich auch die emotionalen Befindlichkeiten der Akteure ständig ändern, dann

sieht man, daß das zu Beginn recht einfach wirkende austauschtheoretische Modell doch einen hohen Grad an Differenziertheit erreicht. Dieser erhöht sich, wird aber zum Teil durch Konkretisierungen auch reduziert, wenn man die Dimension der Sozialstruktur um eine kulturelle Dimension erweitert.

Kultur

Bereits die symbolisch-interaktionistische Kritik an der Theorie Kempers und die daraus sich entwickelnde Eigenkonzeption einer Soziologie der Emotionen hat verdeutlicht, daß es mit dem Konzept der Gefühlsregeln eine Alternative zu dem austauschtheoretischen Ansatz gibt. Wir hatten bei der Bestimmung der Bedeutung des Persönlichkeitssystems bereits auf die interaktionistischen Konzepte zurückgegriffen, gleichsam das interaktionistische Moment des Ansatzes stark gemacht. Im folgenden soll auf das Symbolische des symbolischen Interaktionismus zurückgegriffen werden. Der Zentralbegriff, der die Wirksamkeit des Sozialen, vermittelt über den Aktorbezug, auf den Bereich der Emotionen zu fassen versucht, ist der der „feeling rules“.

Gefühlsregeln sind Deutungsmuster, meist über die Sozialisation vermittelt und über Formen der sozialen Kontrolle stabilisiert, die festlegen, was und wie in welchen Situationen gefühlt und zum Ausdruck gebracht werden soll. Dabei beziehen sich die normativen Emotionskodes zum einen auf die Qualität der Emotionen (welche Emotion wird in welcher Situation erwartet), zum zweiten auf die Intensität (wie stark soll man sich ärgern, traurig sein etc.) und zum dritten auf die Dauer der erwarteten Emotion (ob nur situativ oder an eine die Situation überspringende Rolle gebunden).

Auch wenn die symbolisch-interaktionistischen Arbeiten zu einer Emotionssoziologie mit dem Begriff der Gefühlsregeln die Dimension der Deutungssysteme in die Diskussion eingebracht haben, so bleiben sie in ihren Analysen doch meist der Mikroebene verhaftet (liefern dort allerdings anregende Illustrationen, wie wir an Zurchers Football-Analyse gesehen hatten), ohne den Sprung hin zu

kollektiven Vorgaben und Sinnzusammenhängen zu wagen. Allein, mit dem Begriff der Gefühlsregel ist ein Anschluß an die Kulturdimension zumindest begrifflich vorbereitet. Ich möchte den symbolisch-interaktionistisch verwendeten Begriff der Gefühlsregel in ein allgemeineres Konzept der kulturellen Deutungsschemata von Emotionen integrieren, Gefühlsregeln bilden gleichsam die mikrosoziale Teilmenge des allgemeineren Begriffs der Emotionskultur.

Was ist Kultur, und wie wirkt sie auf das Emotionale ein? Kaum ein Begriff ist so schillernd und vieldeutig in der Soziologie verwendet worden wie der der Kultur (vgl. Hans Peter Thurn, 1979, S. 198; Wolfgang Lipp und Friedrich H. Tenbruck, 1979;). Drei verschiedene Bedeutungsfelder lassen sich herausfiltern.

1. Kultur als Gegenbegriff zur Natur: Referenzpunkt der Definition ist hier die Anthropologie. Der Mensch als instinktlastetes Mängelwesen muß die mangelhafte Natürlichkeit durch Kultürlichkeit kompensieren. Kultur meint dann alles, was aus der allein für den Menschen typischen sinnhaften, symbolischen Umweltbeziehung entstanden ist. Dies können die Techniken der Naturbewältigung sein, die Organisationsformen des Sozialen, aber auch die Deutungssysteme des Sozialen und der Natur.

2. Kultur im Sinne von ‚hoher Kultur‘ im Gegensatz zur Trivialekultur: Kultur meint hier eine gesellschaftliche Definition von Kultur, die eine stratifikatorische Differenzierung des Sozialen, bezogen auf den Umgang und die Produktion von Kunst, konstituiert.

3. Kultur als Gegenbegriff zur Sozialstruktur: Kultur meint dann ein System kollektiver Sinnkonstruktionen, meint die Schemata der Weltinterpretation, mit denen Menschen Wirklichkeit definieren, indem sie definieren, was gut und was schlecht, was richtig und was falsch und was schön und was häßlich ist. In dieser letzten Bedeutung soll der Kulturbegriff hier verwendet werden (vgl. Lipp und Tenbruck, 1979; Walter L. Bühl, 1986).

Kultur der Emotionen meint dann die von den Menschen einer Gesellschaft oder Teilgesellschaft gemeinsam geteilten Deutungen von Emotionen, wodurch Emotionen gerade erst, im Zusammenspiel mit anderen Faktoren, konstituiert werden. Der Zugriff des Kulturellen auf das Emotionale läßt sich an drei Stellen verorten:

1. Kultur wirkt unmittelbar durch kulturelle Gebote des richtigen und angemessenen Fühlens und des angemessenen Ausdrucks der Gefühle auf die Entstehung von Emotionen ein. Hier ist der vom Interaktionismus entwickelte Begriff der Gefühlsregeln zu verorten. Gemeint sind also die bereits beschriebenen emotionalen Kodierungen, die oft von Situation zu Situation variieren und in verschiedenen Gesellschaften, Schichten und Subkulturen unterschiedlich sind.

2. Kulturelle Deutungen leiten die Interpretation von Sozialstrukturen an und wirken auf diese Weise mittelbar auf die Entstehung von Emotionen. Drei verschiedene Anknüpfungspunkte zwischen Sozialstruktur und Kultur (immer bezogen auf das Thema Emotionen) lassen sich unterscheiden.

a. Wir hatten gesehen, daß die Entstehung unterschiedlicher Emotionen davon abhängt, ob Akteure ihre eigene und die Macht- und Statusposition ihres Gegenüber als adäquat, insuffizient oder exzessiv interpretieren. Kultur wirkt nun in der Weise auf Sozialstruktur ein, daß sie Deutungen für das Maß an Macht- und Statusgebrauch festlegt, die darüber mitentscheiden, was als adäquat, was als insuffizient oder exzessiv zu gelten hat und damit den Maßstab einer ‚distributive justice‘ bestimmen.

So mag der Machtgebrauch des Feudalherren gegenüber *seinen* Bauern kulturell – und das heißt durch die Tatsache, daß der Feudalherr der weltliche Vertreter Gottes, und damit religiös legitimiert war – als adäquat definiert sein, eine Beziehungskonstellation, die heute vielleicht als exzessiver Machtgebrauch kulturell kodiert und dann auch interpretiert würde. Die neuzeitliche politische Kultur in Europa mit dem Prinzip des Schutzes des Einzelnen vor dem Zugriff der Obrigkeit interpretiert die Dimensionen insuffizienter und exzessiver Machtgebrauch anders. Der Machtgebrauch des Staates ist grundsätzlich an die Legitimation durch die Bürger des Staates gebunden. Mit der unterschiedlichen Kodierung des Maßes an Macht, das als exzessiv interpretiert wird, sind entsprechend unterschiedliche emotionale Outputs verbunden.

b. Eine zweite Art und Weise, wie Kultur auf die Interpretation von Sozialstruktur und damit auf die Entstehung un-

terschiedlicher Emotionen einwirkt, muß und kann unterschieden werden. Wir hatten gesehen, daß es einen Unterschied macht, ob sich Akteure Macht und Statuskonstellationen als selbstverschuldet zurechnen, oder dem Gegenüber die Verantwortung attribuieren. Wie diese Frage empirisch entschieden wird, hängt u.a. von der kulturellen Kodierung dieses Problems ab (vgl. dazu auch, überraschenderweise, Schütz und Luckmann, 1984, S. 16). Entsprechend unterschiedlich sind die resultierenden emotionalen Befindlichkeiten. Auch dafür ein Beispiel: Die nordamerikanische Kultur kodiert soziale Verhältnisse in stärkerem Maße als von den jeweiligen Akteuren selbst verursacht, als dies die europäische Gesellschaft tut. Das, was in der europäischen Kultur vielleicht als exzessiver Machtgebrauch kodiert wird, wobei man dem Machtstärkeren die Verantwortung für das Machtgefälle attribuiert, mag in der amerikanischen Kultur auch als exzessiver Machtgebrauch interpretiert werden, die Schuld wird aber eher dem Machtunterlegenen zugesprochen. In beiden Fällen entstehen, wie wir wissen, unterschiedliche Emotionen.

c. Eine dritte Möglichkeit des Zugriffs der Kultur auf die Interpretation der Sozialstruktur kann unterschieden werden. Handlungen und Verhaltensweisen, die Macht- und Statushandlungen bedeuten, können in unterschiedlichen Kulturen verschieden sein. Unterschiedliche konkrete Handlungen können dasselbe bedeuten, ebenso wie gleiche Handlungen verschiedenes bedeuten können. Ähnliches gilt für geronnene Bedeutungen in Form von Strukturen. Verschiedene soziale Positionen sind in unterschiedlichen Kulturen mit unterschiedlichen Macht- und Statusressourcen ausgestattet. Entsprechend unterschiedlich sind die emotionalen Ergebnisse, die aus diesen Positionen resultieren.

Rekapitulieren wir an dieser Stelle kurz den Gang der Argumentation. Gefragt war nach dem kulturellen Einfluß auf das Emotionale (wobei die Kulturdimension wieder rückbezogen wurde auf die Dimensionen Sozialstruktur, Persönlichkeit und Organismus). Wir hatten bis jetzt zwei Möglichkeiten des Einflusses von Kultur auf die Konstitution von Emotionen unterschieden: den unmittelbaren Einfluß vermittelt Gefühlsregeln, die Emotionen erst defi-

nieren, und den mittelbaren Einfluß durch eine kulturelle Kodierung von Sozialstruktur. Der Bereich der kulturellen Kodierung der Sozialstruktur läßt sich wieder in drei Einflußsphären untergliedern, die jeweils Emotionen mitkonstituieren.

3. Kultur hat aber noch auf einem dritten Wege Zugriff auf den Bereich der Emotionen: durch eine kulturelle Definition von Persönlichkeitsentwürfen. Nun ist es ja so, daß Emotionen per definitionem im Persönlichkeitssystem lokalisiert sind, so daß Kultur auf den eben beschriebenen Wegen einen Einfluß auf das Persönlichkeitssystem hat. In diesem Fall sind aber jeweils Kodierungen von verschiedenen Emotionen für unterschiedliche Situationen gemeint. Davon kann man analytisch die kulturellen Vorstellungen und Definitionen von Persönlichkeitsstrukturen und eines emotionalen Selbst unterscheiden.

Auch Identitätskonzepte sind sozial konstruierte Konzepte. „Unter dem Selbstbildnis verstehen wir Vorstellungen und Gefühle, die ein Mensch im Laufe seines Lebens über sich als physisches, soziales und moralisches Wesen, über seine persönlichen Fähigkeiten und Zielvorstellungen und über seine Stellung in der Gesellschaft entwickelt hat“ (Bernhard Badura, 1986, S. 29). Zu diesen Vorstellungen gehören auch Annahmen über das emotionale Selbst, über die Gefühlsidentität. Man deutet sich selbst als eher gefühlskontrollierte Persönlichkeit, oder als eifersüchtigen Liebhaber, als aufbrausenden „Wüterich“ oder als coolen Typus, den Nichts aus der Ruhe bringt (vgl. Steven L. Gordon, 1984). Solche Selbstentwürfe, entstanden aus der Selbstbeobachtung der eigenen Emotionalität, sich selbst dabei immer auch mit den Augen der anderen sehend, sind zugleich kulturell kodierte Identitätsentwürfe. Sie variieren je nach Geschlecht, Schicht, Milieu und Gesellschaft. Der von Norbert Elias beschriebene Typus des affektkontrollierten Zivilisationsmenschen gehört hier konzeptionell ebenso hin wie die neuere Diskussion um ein neues Identitätskonzept, das Ralph H. Turner (1976) „impulsive self“ genannt hat. Ohne hier in inhaltliche Details gehen zu wollen – ich werde auf den sozialen Wandel der Änderung von Persönlichkeitsvorstellungen im nächsten Kapitel näher eingehen – sollten hier nur die möglichen Wirkungsweisen

des Kulturellen auf das Emotionale und speziell auf Formen des emotionalen Selbst skizziert werden.

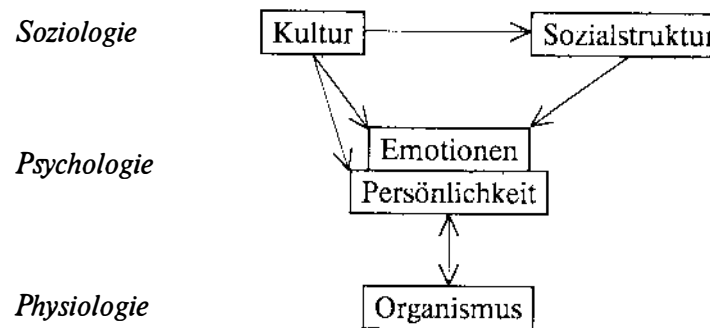
Resümiert man die Diskussion um die Kulturdimension, so sieht man, daß Kultur der Sinnzusammenhang ist, der auf vielfältigste Art und Weise Einfluß auf die Entstehung von Emotionen nimmt. Kultur prägt das Fühlen zum einen direkt via Gefühlsregeln, zum zweiten durch Kodierung von Sozialstruktur und zum dritten durch kulturelle Definitionen von Identität. Insofern läßt sich Kultur als der umfassendste soziale Sinnzusammenhang bezeichnen.

Bemißt man den hier entwickelten Entwurf der Beschreibung des Einflusses des Kulturellen auf das Emotionale mit den zu Beginn dieses Kapitels ausgewiesenen Standards für eine gute Theorie, so sieht man, daß das hier vorgeschlagene Konzept diesem Maßstab nur zum Teil genügt. Die Anbindung des Begriffs der Emotionskultur an ein allgemeineres Konzept einer Soziologie der Kultur und die gleichzeitige Spezifizierung der Nahtstellen zwischen Kultur und Emotionen erfüllt nach meiner Ansicht die erste Forderung für eine gute Theorie (im Sinne eines Modells sozialer Wirklichkeit). Lassen sich für den Bereich der Sozialstruktur wenn/dann-Aussagen formulieren, so gilt das offensichtlich nur zum Teil für den Bereich der Emotionskultur, so daß man hier dem zweiten Standard einer guten Theorie nicht gerecht wird. Dies gilt für den Bereich der Gefühlsregeln und den der kulturellen Kodierung emotionaler Identität, nicht aber für den Bereich der kulturellen Kodierung der Sozialstruktur. So läßt sich die kulturelle Definition der Zurechenbarkeit von Sozialverhältnissen, aber auch die Definition der ‚Maßeinheiten‘ exzessiv, adäquat und insuffizient in Form von wenn/dann-Aussagen formulieren: Wenn eine Kultur soziale Machtverhältnisse als von den Akteuren selbst verschuldet interpretiert, dann entstehen andere Emotionen, als wenn sie Sozialverhältnisse als durch das Gegenüber verursacht interpretiert. Für den Bereich der Gefühlsregeln und den der kulturellen Definition von Identität lassen sich solche Aussagen nicht formulieren. Hier stehen augenblicklich rein deskriptive Aussagen zur Verfügung, die besagen, daß Gefühlsregeln Emotionen mitkonstituieren, nicht aber, wie und nach welcher Systematik dies geschieht. Insofern bleibt das Modell in diesen

Punkten inhaltsleer, es erfährt erst eine Konkretisierung in der Analyse konkreter Situationen und der dort geltenden Emotionserwartungen.

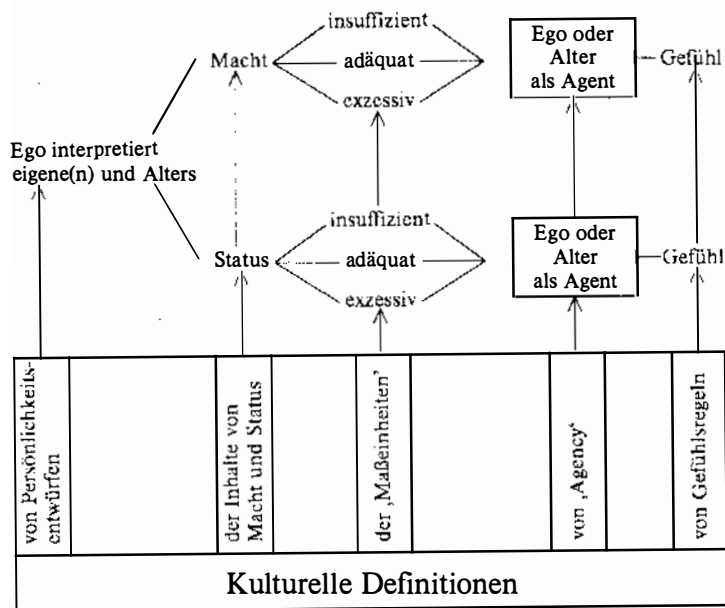
Mit der Diskussion des kulturellen Einflusses auf das Emotionale sind nun alle Bausteine des Modells einer Soziologie der Emotionen beschrieben. Emotionen kann man definieren als das Ergebnis des Zusammenspiels der vier Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur. Die Verwobenheit der Ebenen ineinander und deren Wirksamkeit auf das Emotionale läßt sich durch ein Schema darstellen (siehe Schema 4).

Schema 4: Wechselwirkungen zwischen den Ebenen, die Emotionen produzieren



Im Fokus soziologischer Analyse stehen die Ebenen Sozialstruktur und Kultur. Deren Wechselwirkungen lassen sich noch einmal separat und differenzierter in einem Schema darstellen (siehe Schema 5).

Schema 5: Sozialstruktur, Kultur und Emotionen



Das Modell einer Soziologie der Emotionen ist in einem eher induktiven Verfahren aus einer Kritik und Verwertung schon vorliegender Ansätze entwickelt worden. Es läßt sich zugleich in einen weiteren Theorierahmen integrieren, zu Teilen auch auf umgekehrtem Wege von dort deduzieren. Anschlüsse ergeben sich zur soziologischen Systemtheorie, aber auch zu der Begrifflichkeit Alfred Schütz. Begrifflich knüpfen die hier getroffenen Unterscheidungen an die Arbeiten von Parsons an. Talcott Parsons unterscheidet bekanntlich zwischen vier Handlungssystemen, die das Verhalten steuern: das ‚behavioral‘ System, das psychische System, das Sozialsystem und das kulturelle System (Parsons, 1959; 1976; vgl. auch Stefan Jensen, 1983, S. 80-110). Aber auch zur Luhmannschen Systemtheorie ergeben sich Parallelen. Auch wenn Luhmann explizit keine Typologie unterschiedlicher Systeme entwickelt, die man zur Analyse von Emotionen zu Hilfe ziehen könnte, so liegt seinen Arbeiten doch implizit eine Vorstellung der Unterscheidung von vier Ebenen zugrunde, die sich an die parsonianische Typologie anlehnt. Luhmanns Differenzierung zwischen

symbiotischen Mechanismen, psychischen Systemen, Sozialsystemen (Interaktion, Organisation, Gesellschaft) und Semantik läßt sich durchaus mit dem hier entwickelten Konzept in Verbindung bringen. (Zum Begriff der symbiotischen Mechanismen vgl. Luhmann, 1981a; zum Begriff der Semantik vgl. Luhmann, 1980, S. 17-20 und Luhmann, 1982).

Eine unerwartete Ähnlichkeit ergibt sich zwischen der hier vorgeschlagenen Ebenendifferenzierung und der soziologischen Begrifflichkeit von Alfred Schütz. Schütz unterscheidet zwischen der Leiblichkeit als der nicht-sinnhaften Basis alles Sozialen und zwischen den Sinnstufen objektiver Sinn, okkasioneller Sinn und subjektiver Sinn (Schütz, 1974, S. 42 ff.; vgl. auch Hitzler, 1986). Interaktion wird nach Schütz ermöglicht durch die Vermittlung von Zeichen. Diese weisen eine dreifache Sinnschicht auf: 1. Sie besitzen einen objektiven Sinn, was bedeutet, daß ein Zeichen einem Bezeichneten einsinnig zuordnenbar ist und diese Bedeutung von den Akteuren intersubjektiv geteilt wird. Objektiver Sinn meint den von einer Gemeinschaft geteilten Sinn, der situationstranzendierend festgelegt ist und von den Akteuren geteilt wird. Eine solche Begriffsfassung deckt sich mit dem hier verwendeten Begriff der Kultur. 2. Zeichen besitzen darüber hinaus einen okkasionellen Sinn, der den Bedeutungsteil von Zeichen umfaßt, der sich auf den kontextabhängigen Sinn bezieht, gleichsam die situative Bedeutung umschließt. Diese Definition weist Parallelen mit dem hier verwandten Begriff der Sozialstruktur auf. 3. Die subjektive Sinnschicht bezeichnet das Surplus an Sinnstiftung, das über die ersten beiden hinausgeht und sich aus der Verfaßtheit der Subjekte ergibt. In dem hier entwickelten Modell einer Soziologie der Emotionen hatten wir solche idiosynkratischen Elemente dem Persönlichkeitssystem zugerechnet.

Die theoretische Konzeptionierung Schütz' ähnelt also dem hier vorgeschlagenen Modell, allerdings scheint mir, daß Schütz und die nachfolgenden Exegeten das in der Differenzierung liegende Potential eher verschüttet als genutzt haben. Die phänomenologische Perspektive hat sich zunehmend auf die Ausarbeitung und die immer wiederholte Beteuerung der Bedeutung der subjektiven Sinnstiftung al-

les Sozialen bei gleichzeitiger Ausblendung der objektiven und okkasionellen Dimension konzentriert. Dies kommt einer Disqualifizierung der Soziologie gleich, wenn man sie als die Wissenschaft *sozialer* Wirklichkeit definiert. In deren Fokus stehen die Ebenen objektiver und okkasioneller Sinn, bzw. Sozialstruktur und Kultur, wobei die Dimension des subjektiven Sinns und die Bedeutung der Leiblichkeit als Umweltbedingungen aufgegriffen werden, selbst aber nicht im Analysefokus stehen.

Aus all diesen unterschiedlichen Theorieversuchen lassen sich einige Thesen über das Verhältnis der Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur zueinander ableiten:

1. Die vier Subsysteme sind Aspekte ein und desselben Phänomens: erst das Zusammenspiel der vier Ebenen miteinander konstituiert Emotionen.

2. Jede der vier Systemebenen zeichnet sich durch eine spezifische Struktur und Rationalität aus; der Organismus bildet die nicht sinnhaft strukturierte, physiologische Basis der Erregung, Persönlichkeit besteht aus individuell erlernten und verinnerlichten Komponenten, aus idiosynkratischen, abgelagerten Sinnmustern, das Sozialsystem ist das Feld der wechselseitigen Kommunikation, die immer schon auf der Basis von Strukturen (als Ergebnis vorangegangener Kommunikationen) stattfindet, Kultur meint die normativen Deutungssysteme der Welt: speziell der Emotionsinterpretation.

3. Keine der Systemebenen läßt sich auf eine andere reduzieren, jede bildet für die jeweils andere spezifische Umwelten aus, die die Kontingenzspielräume verengen, aber nicht in Form eines point-to-point die jeweils anderen Systemebenen bestimmen. Erst im Zusammenspiel entstehen Emotionen.

4. Die vier Subsysteme konstituieren nicht an sich schon Emotionen, sondern erst durch die Konstruktionsleistungen und Interpretation der vier Ebenen durch die handelnden Subjekte.

5. Auf der Theorieebene ermöglicht die Fassung von Emotionen als Zusammenspiel der vier Subsysteme zu-

gleich eine Zuordnung der wissenschaftlichen Disziplinen Physiologie, Psychologie und der Soziologie.

Dieses hier entwickelte Modell der Entstehung von Emotionen impliziert zugleich methodologische Folgerungen und Thesen. Wenn Emotionen durch das Nadelöhr der Bedeutungsstiftungen der handelnden Akteure laufen und erst im Zusammenspiel von vier Subsystemen entstehen, dann sind monokausale Annahmen über die Wirksamkeit eines Parameters für die Entstehung von Emotionen ausgeschlossen. Bedenkt man, daß jede der Systemebenen eine eigene Rationalität besitzt, so sind Wirkungsketten schwer zu rekonstruieren und fast unmöglich zu prognostizieren. Vorsicht ist hier also geboten. Die zu Beginn dieses Kapitels aufgestellte Forderung nach einer guten Theorie in Anlehnung an den kritischen Rationalismus wird also gleichsam systemtheoretisch gebrochen und relativiert. (Vgl. Uta Gerhardt (1985), die für die Erklärung von Krankheit und Stress ähnlich argumentiert).

Ergeben sich Emotionen erst als Zusammenspiel der vier Ebenen, so ist es nun keineswegs so, daß alle Ebenen immer in Harmonie ein und dieselbe Emotion konstituieren. Häufig klaffen die verschiedenen Systeme mit dem, was sie an Output an ihre Umwelt abgeben, auseinander, so daß sich Konfliktslagen und Spannungen ergeben, die in Einklang gebracht werden müssen. An dieser Stelle nun ist der Begriff der *Emotionsarbeit* zu verorten. Emotionsarbeit ist der Versuch, divergierende Definitionen von Befindlichkeiten zu modulieren und in Einklang miteinander zu bringen. Dabei können sich theoretisch Spannungen zwischen allen vier Ebenen ergeben, im Fokus soziologischer Analyse stehen vor allem Phänomene des Auseinanderfallens der kulturellen und sozialstrukturellen Dimension: Jemand ärgert sich, weil er nicht die Anerkennung für seine Arbeit findet, die er glaubt verdient zu haben, kann diesen Ärger aber nicht äußern, weil die Gefühlsregeln in einer Situation gerade Freude (z.B. bei einer Hochzeit) vorschreiben; man empfindet Trauer über den Verlust einer Person, kann die Trauer aber nicht zum Ausdruck bringen, weil die kulturelle Definition der emotionalen Identität Affektkontrolle vorschreibt; oder, wie Hochschild für die Arbeit von Stewardessen gezeigt hat, man ärgert sich über die unflätige

„Anmache“ von Passagieren, muß aber freundlich bleiben, weil die profitorientierten Gefühlsregeln dies vorschreiben, um den Kunden bei der Stange zu halten. In all diesen Fällen ist Emotionsarbeit gefragt, Versuche der Akteure also, entweder durch deep-acting oder durch eine entsprechende performance, die Spannungen zu bewältigen. Welche Möglichkeiten von Emotionsarbeit es gibt und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, läßt sich wiederum mit Hilfe der vier Systemebenen spezifizieren. Das vom Interaktionismus entwickelte Konzept der Emotionsarbeit erfährt dadurch eine Systematisierung und gleichzeitig eine Erweiterung.

Techniken der Emotionsarbeit sind in den letzten Jahren auch innerhalb der Medizinsoziologie unter dem Stichwort „Copingprozesse“ verhandelt worden. Ich möchte die systematische Diskussion um die Möglichkeiten von Emotionsarbeit mit Beispielen aus der medizinsoziologischen Debatte über Formen der Krankheitsbewältigung illustrieren. Emotionsarbeit ist dann eine Form des Copings. Mit der Bezugnahme auf medizinsoziologische Fragestellungen wird das vorgestellte Vierebenenmodell zugleich konkretisiert und zur Anwendung gebracht.

Die theoretische Entwicklung und Vorstellung eines integrierten Modells einer Soziologie der Entstehung von Emotionen ist damit abgeschlossen. Es war der Versuch, nach einem Durchgang durch die Literatur eine Synthese der verschiedenen Ansätze zu bilden, in Richtung auf die Entwicklung eines komplexen Modells einer Soziologie der Emotionen, das zukünftige Forschungen anzuleiten und zu integrieren vermag, um damit das Auseinandertriften der verschiedenen Ansätze und Schulen zu überwinden.

2. Coping und Emotionsarbeit auf den Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur

Sowohl bei der Frage nach den sozialen Entstehungsbedingungen von Krankheit als auch bei der Analyse der Bewältigungsformen spielen Emotionen eine entscheidende, aber

nur wenig geklärte Rolle (vgl. Bernhard Badura, 1981; 1985). Sie bilden eine der intervenierenden Variablen zwischen sozialen Bedingungen auf der einen und Krankheitsbildern auf der anderen Seite. Eine Soziologie der Emotionen kann zum einen dazu beitragen, den Wirkungszusammenhang der Krankheitsentstehung (soziale Stressoren/Antistressoren, Stressreaktionen in Form von negativen Emotionen, Krankheitsbildern) genauer zu analysieren, sie kann zum zweiten, und dies soll hier gezeigt werden, mit Hilfe eines Konzepts der Emotionsarbeit Formen der emotionalen Stressbewältigung in ihrer Wirksamkeit analysieren.

Dabei muß zugleich betont werden, daß es über den Zusammenhang zwischen negativen Emotionen und Krankheitsbildern keine spezifizierten Erkenntnisse gibt. Allein, daß es einen Wirkungszusammenhang zwischen der sinnhaften Ebene der Emotionen und der physiologischen Ebene des Organismus gibt, weiß man. Wie sich solche Transformationsprozesse ereignen, ist fast gänzlich unbekannt. Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf den ersten Teil der Wirkungskette der Krankheitsentstehung und deren Bewältigung: soziale Bedingungen und emotionale Reaktionen.

Die Trennung zwischen Entstehungsbedingungen von emotionalen Stressreaktionen und Copingversuchen ist eher eine analytische, denn eine empirische. Emotionen sind das Resultat von Interpretationsprozessen und diese sind immer im Prozeß befindlich. Eine einmal entstandene Emotion wird neu interpretiert, verändert und moduliert, unterliegt also der ständigen Neudefinition. Das gilt besonders für den Fall der emotionalen Stressreaktionen, für negative Emotionen, da hier im Normalfall die Motivation für Neudefinitionen und Änderungen hoch zu veranschlagen ist. Der analytische Unterschied zwischen Emotionsentstehung und Coping soll hier als zeitlicher definiert sein, Coping ist der Emotionsentstehung nachgeordnet (vgl. Uta Gerhardt, 1986, S. 35 ff; Gerd Schienstock, 1985, S. 139 ff.).

Ich möchte den Prozeß des Emotionscopings hier näher beleuchten und mit Hilfe des Modells der Soziologie der Emotionen eine Systematik entwickeln. Damit wird ein Teilbereich der Bewältigung von Stressreaktionen und

Krankheit spezifiziert und näher analysiert, zugleich das Konzept der Emotionsarbeit an einem Beispiel illustriert. Dabei werde ich mich auf die Diskussion zweier emotionaler Stressreaktionen konzentrieren, die im Zusammenhang mit koronaren Herzerkrankungen auch immer wieder diskutiert werden: Angst und Depression. In der Theorie Kempers ist Angst der Ausfluß einer insuffizienten Machtposition, Depression das Ergebnis einer insuffizienten Statusposition.

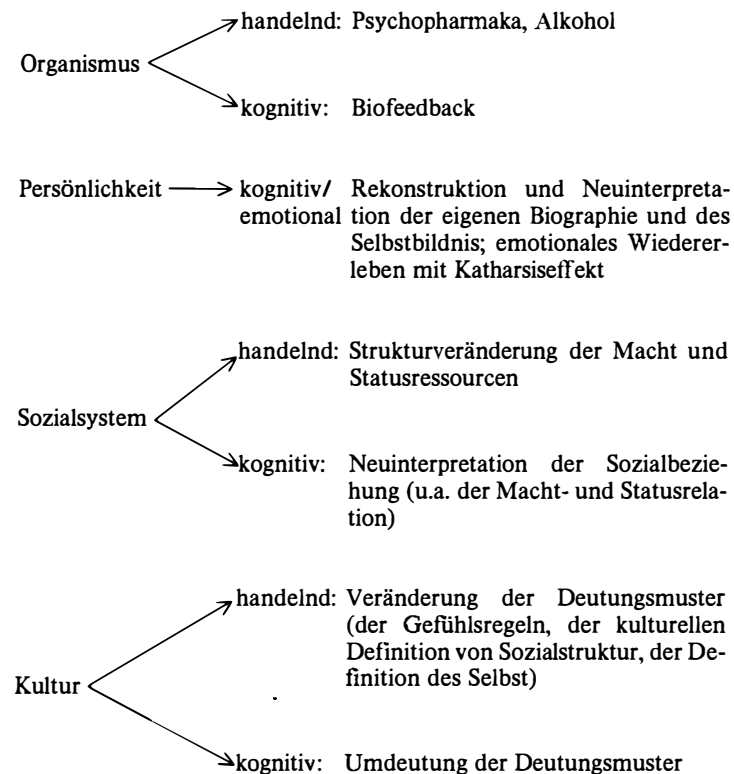
Die Bedingungsfaktoren, die im Zusammenhang eines Herzinfarkts, zu Angst und Depressionen führen können, sind vielfältiger Art. Das Bewußtsein des Verlusts der Kontrolle über den eigenen Körper, die mit dem Herzinfarkt verbundenen übermächtigen Schmerzen, die entstehende Abhängigkeit von der Hilfe anderer, finanzielle Einbußen bei langfristiger Arbeitsunfähigkeit, das Bewußtsein Karriereabsichten und gesteckte Zukunftsziele aufgeben zu müssen, all dies sind Einbußen an Chancen, das eigene Leben selbst zu bestimmen, die sich als Verlust von Machtressourcen analysieren lassen und entsprechend zur Entstehung von Angst führen.

Ähnlich komplex sind die Faktoren, die bei koronaren Herzerkrankungen zu Depressionen führen können. Der lange Krankenhausaufenthalt ist verbunden mit einer Herausnahme aus den gewohnten Bezügen der Familie, des Freundschaftskreises und der Berufswelt. Diese vermitteln Anerkennung, Prestige und fest definierte Erwartungen und sind damit für die Ausbildung von Identität entscheidend. Gehen sie verlustig, so sind Einbrüche in dem mit Status verbundenen ‚besten Selbst‘ wahrscheinlich, Depressionen sind oftmals die Folge. Welche Möglichkeiten der Emotionsarbeit, des emotionalen Copings lassen sich nun unterscheiden? Grundsätzlich kann man zwei verschiedene Formen unterscheiden:

1. Kognitives Coping: Damit sind kognitive Umdeutungen von Situationen, Selbstkonzepten, kulturellen Deutungen und der eigenen Körperlichkeit gemeint. Auf dem Wege der rein bewußtseinsmäßigen Neudeutung werden Änderungen in der emotionalen Befindlichkeit herbeigeführt.

2. Handelndes Coping: Darunter soll ein aktives Eingreifen in die Umwelt verstanden werden, wobei durch die handelnde Veränderung der sozialen Bedingungen Emotionen moduliert werden (eine ähnliche Unterscheidung trifft U. Gerhardt, 1986, S. 34). Emotionales Coping kann nun entweder handelnd oder kognitiv auf allen vier Ebenen (Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur) ansetzen und zu Veränderungen von Emotionen führen. Das folgende Schema bringt die möglichen Formen von emotionalem Coping in eine Systematik. Im Vergleich zu dem Klassifikationsvorschlag von Lazarus und Launier (1981) haftet der hier entwickelten Typologie nicht das Moment der Beliebigkeit an, da sie aus einem Theoriezusammenhang gewonnen ist. Sie weist Parallelen mit der von Thoits entwickelten Klassifikation auf (Thoits, 1985) (siehe Schema 6).

Schema 6: Techniken des emotionalen Copings



Die verschiedenen Möglichkeiten des Emotionscopings stehen in einem Verhältnis der funktionalen Äquivalenz zueinander. Sie unterscheiden sich bezüglich der Folgeprobleme, die mit den einzelnen Möglichkeiten verknüpft sind. Ich werde die verschiedenen Formen der Emotionsarbeit nacheinander diskutieren. Auf der *Ebene des Organismus* lassen sich emotionale Stressreaktionen durch die Einnahme physiologisch wirksamer Stoffe modulieren. Alkohol, Nikotin und Psychopharmaka sind die häufigsten verwendeten Mittel zur Beeinflussung des Emotionalen auf dieser Ebene.

Die Angriffsorte von Psychopharmaka liegen in den Hirnstrukturen, speziell im limbischen System und im Zwischenhirn (vgl. Wilhelm Janke, 1983). Die Wirkungsweise erfolgt über den Einfluß auf Neurotransmitter, also auf die Stoffe, die an den Synapsen eine Transformation von elektrischer Information in chemische Information übermitteln. Daß der Wissensstand über die gesundheitsschädigende Wirkung von handelndem Coping auf der Ebene des Organismus schichtspezifisch unterschiedlich ist, erklärt zum Teil die höheren Mortalitäts- und Morbiditätsraten von unteren Schichten, verursacht durch einen vermehrten Rückgriff auf solche Copingstrategien in der Unterschicht (vgl. Edwin Millard Waltz, 1981, S. 88-90).

Kognitiv lassen sich emotionale Zustände auf der Ebene des Organismus durch kognitive Veränderungen des vegetativen Nervensystems herbeiführen. Autogenes Training, verschiedene Techniken des Biofeedbacks sind Versuche, auf dieser Ebene Emotionen zu verändern. Emotionales Coping auf der *Ebene des psychischen Systems* bezieht sich auf die idiosynkratischen Momente der Person, auf die sich aus der spezifischen Biographie ergebenden Strukturen, die bei der Entstehung von Emotionen von Bedeutung sind. Der klassische Versuch der Änderung dieses Moments scheint mir die Psychoanalyse zu sein. In einem langwierigen Verfahren werden die biographischen Strukturen des Emotionalen in ihrer Genese rekonstruiert und damit für Neustrukturierungen präpariert. Die Rekonstruktion ist aber nicht allein kognitiv gehalten, sondern besteht zugleich in einer Form distanzierter Wiedererlebens archetypischer Emotionen. Der Effekt, der dabei entsteht, ist der der Katharsis. Katharsis ist der Prozeß des Wiedererlebens

emotionaler Prozesse, die ungelöste und deswegen leidvolle, abgelagerte Erfahrungen darstellen und nun in einem distanzierteren Kontext revitalisiert werden (vgl. Thomas Scheff, 1979).

Institutionalisiert sind Formen des emotionalen Copings mit Hilfe von Katharsis in der Form des Dramas, der Therapie und in gesellschaftlich zugelassenen Ritualen (vgl. Scheff, 1979). Scheff weist darauf hin, daß hier z.B. die besondere Bedeutung von Beerdigungsritualen zu verorten sei. Diese führen zu einem Erleben von Trauer bei gleichzeitigen Angeboten der Möglichkeit der Distanzierung (vgl. Scheff, 1979, S. 109 ff.). Auf diese Weise wird ein Coping, wie Scheff glaubt, die beste Art des Copings, mit emotionalen Stressreaktionen ermöglicht.

Ob eine kognitiv-emotionale Form des Copings auf der Ebene des Personalsystems überhaupt stattfinden kann, hängt von den kulturell definierten und ermöglichten Angebotsformen ab. Scheffs These, in Erweiterung der Eliasschen Zivilisationsthese formuliert, behauptet, daß sich die Möglichkeiten für ein kognitiv-emotionales Coping z.B. in Form von *Ventilsitten* in der Moderne Schritt für Schritt verringert haben. Ähnliches konstatieren Rainer und Martha Baum für den Bereich der Trauerrituale. Mit Verweis auf empirische Studien können die Autoren zeigen, daß dies nicht ohne Folgen geblieben ist: Die Sterblichkeitsraten der Verwitweten ist bei geringen kulturellen Angeboten von Trauer Ritualen weit höher (vgl. Martha Baum und Rainer Baum, 1980, S. 229 ff.).

Die Bewältigung von Emotionen auf der *Ebene der Sozialstruktur* bezieht sich, sowohl was ein kognitives Coping angeht als auch was ein handelndes Coping betrifft, vor allem auf eine Änderung von Status- und Machtkonstellationen. Die mit dem Herzinfarkt oft verbundene ‚Angstkarriere‘ läßt sich balancieren, wenn der Patient in der Lage ist, die Bedingungen der Ohnmacht zu verändern und ein Gefühl der Selbstbestimmtheit zurückzugewinnen. Ähnliches gilt für die durch den Herzinfarkt ausgelösten Depressionen. Können neue Wege der Anerkennung und der Statusgewinnung ausfindig gemacht werden, so lassen sich Depressionen mit positivem Effekt auf den Krankheitsverlauf reduzieren. Eine handelnde Veränderung der Status- und Machtkonstellation kann sich nun auf recht unterschiedliche Inhalte beziehen, ob sie erfolgt und erfolgreich ist, ist

sozial voraussetzungsreich. Dies sei an einigen, in der Literatur diskutierten Beispielen erläutert.

Mangelhafte Informationen über Ursache und Verlauf der Krankheit verstärken das Gefühl der Abhängigkeit und der Unkalkulierbarkeit und machen damit die Potentierung von Angst wahrscheinlich. Dies bestätigen jüngst auch die Ergebnisse der Oldenburger Studie (vgl. Badura u.a. 1983, S. 213). Informationsbeschaffung und Aufklärung sind nun Strategien des Coping, mit denen die Unplanbarkeiten zum Teil planbar gemacht werden, Angst vor der Zukunft reduziert wird. Auch wenn dies nicht empirisch gesichert ist, so läßt sich doch mit einiger Plausibilität spekulieren, daß unterschiedliche Schichten verschiedene Chancen der Gewinnung von Informationen besitzen und damit auch die Chancen zur Emotionsarbeit unterschiedlich verteilt sind.

Zum einen steht zu vermuten, daß Patienten, die derselben Schicht wie die behandelnden Ärzte angehören, höhere Chancen der Verständigung und damit der Informationsbeschaffung besitzen, als die einen anderen Kode sprechenden Mitglieder unterer Schichten, denen die professionelle Sprache der Mediziner ein Rätsel bleiben muß. Zugleich mag sich die soziale Distanz zwischen den Schichten nicht gerade motivierend auf die Bereitschaft der Ärzte zur Informationsübermittlung auswirken. Fachwissen stabilisiert ja gerade soziale Distanz und wird von den Machtstärkeren wahrscheinlich nicht ohne weiteres aufgegeben.

Zum zweiten sind die Chancen der Informationsgewinnung über Krankheitsverlauf und Risiken, unabhängig von dem behandelnden Arzt, für Mitglieder unterer Schichten wahrscheinlich geringer als für Mitglieder der Mittel- und Oberschicht. Eine solche Vermutung läßt sich durch netzwerktheoretische Überlegungen stützen. Ein für Mittelschichten eher typisches uniplexes Netzwerk, mit geringer Dichte, vielen weak-ties und Brückenverbindungen ist zur Informationsbeschaffung funktionaler als ein eher geschlossenes, multiplexes Netzwerk mit hoher Dichte, wie es für untere Schichten typisch zu sein scheint. Ist diese These über den Zusammenhang zwischen schichtspezifischen Netzwerken und Chancen der Informationsgewinnung für den Bereich der Informationen über freie Stellen auf dem Arbeitsmarkt und den der Kontaktchancen zu Fachärzten und psychiatrischer Behandlung empirisch gesichert (vgl. Mark Granovetter, 1974; Jeffrey C. Salloway und Patrick B. Dillon, 1973) so ist es nicht un-

plausibel, einen ähnlichen Zusammenhang für den Fall der Informationsbeschaffung über Krankheitsverlauf und mögliche Risiken zu vermuten.

Neben Informationen bildet die Verfügung über finanzielle und materielle Ressourcen eine weitere Möglichkeit des Copings auf der Ebene der Sozialstruktur. Trotz eines entwickelten Wohlfahrtsstaates ist eine längere Arbeitsunfähigkeit und ein längerer Krankenhausaufenthalt häufig mit finanziellen Einbußen verbunden. Lassen sich andere Quellen der Einkommenssicherung auftun, so läßt sich die Angst, daß man sich selbst und die Familie nicht mehr ernähren kann, reduzieren. Auch eine solche Form der Bewältigung ist sozial nicht voraussetzungslos: Uta Gerhardt (1986) kommt in ihrer Analyse der Copingstrategien von Familien, in denen der Mann unter chronischer Niereninsuffizienz leidet, zu dem Ergebnis, daß Familien, in denen beide Ehepartner berufstätig sind, bessere Chancen der Krankheitsbewältigung aufweisen, als traditionelle Familien, in denen allein der Mann berufstätig und damit alleiniger Ernährer ist (vgl. Gerhardt, 1986, S. 327).

Die Struktur einer Dual-career-family ermöglicht offensichtlich eine Rollenflexibilität zwischen den Geschlechtern, so daß die Beschaffung von wichtigen Ressourcen nicht zwangsläufig an eine Person geknüpft ist, Abhängigkeiten damit strukturell minimiert sind. Das Maß der Abhängigkeit steht aber im umgekehrten Verhältnis zu den verfügbaren Machtressourcen, so daß die Struktur einer Dual-career-family höhere Chancen der Angstbewältigung eröffnet.

Ähnlich wie die Chancen der Informationsbeschaffung als Copingstrategie schichtmäßig variieren, unterscheiden sich die Möglichkeiten, finanzielle und materielle Hilfen von Kollegen, Bekannten und Freunden zu erhalten. Angela Finlaysen und James McEwen (1977) fanden in ihrer Studie über Unterstützung durch soziale Netzwerke bei der Herzinfarktsrehabilitation heraus, daß die geringeren Hilfen, die Arbeiter, im Vergleich zu Angestellten, von Freunden und Bekannten erhielten, durch das geschlossener und mit weniger schwachen Bindungen strukturierte persönliche Netzwerk zu erklären sind.

Schichtmäßige Unterschiede in der Möglichkeit der Handhabung und Benutzung sozialstrukturellen Copings lassen sich noch in einem weiteren Bereich nachzeichnen. Wir hatten in der Entwicklung des sozialstrukturellen Modells der Emotionen gesehen, daß es einen Unterschied für den ‚emotionalen Output‘ macht, ob Akteure sich Handlungen als selbstverschuldet zurechnen oder die Umwelt als Verursacher interpretieren. Wheaton (1980) hat nun ein Konzept entwickelt und empirisch überprüft, daß sich zur Erklärung der höheren Morbiditätsraten von Mitgliedern der Unterschicht genau an die hier in der Emotionssoziologie getroffene Unterscheidung von selbstverschuldet versus fremdverschuldet anbinden läßt. Mit den Idealtypen ‚Fatalismus‘ versus ‚Instrumentalismus‘ kennzeichnet Wheaton schichtspezifische Wahrnehmungen von sozialen Ereignissen. Während niedrige Schichtzugehörigkeit mit einer Sozialisation in einer fatalistischen Wahrnehmung von sozialen Begebenheiten korreliert, begreifen sich Angehörige der Mittel- und Oberschicht in einem stärkeren Maße als Akteure, die die Umwelt nach ihren Interessen gestalten und instrumentalisieren können. Eine fatalistische Haltung mindert aber im Vergleich zu einer instrumentalistischen Welteinstellung die Bereitschaft, Stressoren zu bewältigen und Copingprozesse im Sinne einer Veränderung der sozialstrukturellen Bedingungen der Entstehung von Negative-motionen einzuleiten. Aufgrund dieser unterschiedlichen Copingbereitschaft sind die emotionalen Stressreaktionen in der Unterschicht höher als in der Mittel- und Oberschicht. Allerdings steht zu vermuten, daß dieser Sachverhalt nur insoweit gilt, als die Stressoren auch tatsächlich über ein handelndes Coping bewältigt werden können. Ist dies nicht der Fall, dann kann sich eine fatalistische Haltung mit einer Schuldzuweisung nach außen als funktionaler erweisen.

Die unmittelbare Angst, ausgelöst durch den Herzinfarkt selbst, resultiert aus dem Bewußtsein, daß einem der immer selbstverständlich gegebene und funktionstüchtige Körper aus der Kontrolle gerät, die unhinterfragte körperliche Sicherheit mit einem (Herz)-Schlag zur Unsicherheit und Desorientierung wird. Von daher scheint es nicht unplausibel, daß gerade der Sport als Copingstrategie zur Wiedergewinnung von Macht über den eigenen Körper besonders geeignet ist. Volker Rittner (1985) hat die Besonderheiten von körperbetonten Systemen und ihre Relevanz für die Krankheitsbewältigung herausgearbeitet. Mittels des Körpers – Aufrichten, Stehen, Gehen, Laufen – wird

Schritt für Schritt die Kontrolle über den Körper und darüber das Gefühl der Handlungsmächtigkeit zurückgewonnen. Dabei eignen sich Körperaktivitäten besonders zur Rückgewinnung von Normalität, weil jeder Fortschritt in sichtbaren Resultaten mündet und zugleich in Form von Sekunden und Metern quantifizierbar und meßbar ist. Die Konkretheit des körperlichen Genesungsfortschritts läßt sich zugleich als Symbol für den gesamten Genesungsverlauf interpretieren. Bewegungstherapeutische Angebote können hier Stützen für eine solche Copingstrategie darstellen.

Wie lassen sich die mit dem Herzinfarkt oft verbundenen *Statusseinbrüche* ausgleichen? Badura (1986, S. 23) kommt zu dem Ergebnis, daß sich seelische Langzeitfolgen um so wahrscheinlicher vermeiden lassen, je schneller der Patient in den Alltag und die gewohnten Bezüge zurückkehrt und die Patientenrolle hinter sich läßt. Arbeitsbeziehungen, Familie und Freundeschaftskreis können Anerkennung und Prestige vermitteln; hier weiß man, wer man ist, weil die wechselseitigen Verhaltenserwartungen definiert sind, und man Rollen ausgebildet hat, die sich zur Konstitution von Identität bewährt haben.

Nun ist es offensichtlich so, daß der Begriff des Status, im Sinne der freiwilligen Gewährung von Zuneigung und Gunstbeweisen, viel zu grobschlächtig ist, um das feine Geflecht an heterogenen Bedürfnissen und Ressourcennachfragen, die zudem ständig im Wandel sind, hinreichend zu erfassen. Allerdings ermöglicht die Anknüpfung an die Statusdimension (bei hinreichender Spezifizierung der unterschiedlichen Statusressourcen) die Integration heterogener Befunde in ein einheitliches Erklärungsmodell.

Badura u.a. (1983) haben die Ressourcen einer gut funktionierenden Ehebeziehung genauer spezifiziert und in ihrer Funktion für Copingprozesse bei Herzinfarktpatienten empirisch analysiert.

Die Autoren unterscheiden die Ressourcen Liebeszuwendung, Vertrauen, soziale Verortung und Sicherheit (S. 206). Außer der Ressource der Sicherheit, die in dem hier zugrunde gelegten Modell eher das Ergebnis einer Interaktion ist als eine Ressource, die ausgetauscht wird, lassen sich die anderen Dimensionen als ver-

schiedene Währungen von freiwilligen Gunstbeweisen interpretieren. Bildet der Austausch der verschiedenen Statusressourcen in Ehebeziehungen die unabhängige Variable (zusammengefaßt mit dem Terminus ‚emotionale Unterstützung‘), so wurde in der Oldenburger Studie nach dem Zusammenhang mit der abhängigen Variable seelische Gesundheit gefragt, aufgegliedert in die Teildimensionen negative bzw. positive Grundstimmung, situative Angst und Depression (Badura u.a., 1983, S. 206 ff). Für die unabhängige Variable wurde ein Index gebildet, der die Herzinfarktspatienten in drei Gruppen aufteilt: in Patienten mit guter Ehebeziehung, mit schlechter Ehebeziehung und ohne Ehebeziehung.

Die Patienten mit guter Ehe weisen nun in allen Dimensionen der abhängigen Variable weitaus bessere Werte auf als die mit schlechter Ehe und diese wiederum zeigen weniger Negativemotionen als die, die keinen Ehepartner besitzen.

Der mit dem Herzinfarkt einhergehende Statusverlust, der dann meist zu depressiven Störungen führt, kann auf der sozialstrukturellen Ebene bewältigt werden, wenn in Form einer gut funktionierenden Ehe ein Sozialgebilde zur Verfügung steht, das den Statuseinbruch auffangen und in Balance bringen kann. Emotionale Zuwendung, soziale Anerkennung und Bestätigung und die Vermittlung des Gefühls, gebraucht zu werden und gemocht zu sein, sind gute Voraussetzungen, die emotionalen Stressreaktionen zu bewältigen. Daß ein Sozialgebilde wie die Ehe, basierend auf Liebe, dafür besonders geeignet ist, liegt auf der Hand. Versteht man im Anschluß an Luhmann unter Liebe die Tatsache, daß zwei Akteure zur Grundlage ihres jeweiligen Handelns nicht nur die Handlungen des anderen machen, sondern bereits dessen Erleben, so ist damit strukturell ein Höchstmaß an Vertrauen, Anerkennung, Trost und Aussprachemöglichkeit gewährleistet (Luhmann, 1982, S. 27). Dies wiederum ist die Voraussetzung der Reduzierung von depressiven Störungen. Der Zusammenhang zwischen dem Sozialgebilde Ehe, der dort vermittelten Statusstabilisierung in verschiedenen Dimensionen und geringen emotionalen Stressreaktionen, insbesondere in Form von Depressionen, ist neben der Oldenburger Studie bereits durch andere Untersuchungen bestätigt worden (vgl. George W. Brown und Tirril Harris, 1978; Leonard J. Pearlin und Joyce

S. Johnson, 1977). Statusaufwertung und Stabilisierung durch den Intimpartner scheint offensichtlich ganz entscheidend für ein handelndes Coping auf der sozialstrukturellen Ebene zu sein.

Inwieweit andere Statuseinbußen von Bedeutung sind und wie sie bewältigt werden können, darüber ist empirisch so gut wie nichts bekannt. Die vorübergehende Unterbrechung der Erwerbstätigkeit, oft auch die frühzeitige Verrentung sind sicherlich Faktoren, die für die Auslösung von Depressionen wichtig sind, und das vor allen Dingen dann, wenn der Erwerbstätigkeit eine zentrale Rolle in der Identitätsbildung zugekommen ist. Angebote für neue Betätigungsfelder, so kann man spekulieren, Freundschaftskreise und Vereine sind hier Bedingungen für ein erfolgreiches Coping. Die besondere Struktur von Selbsthilfegruppen kann eine solche Transformation in neue Nischen der Statussicherung begünstigen. Im Gegensatz zur geschlossenen Intimität der Ehe, sind für solche Strategien des Copings andere Sozialgebilde funktional: zwar freundschaftliche, aber unverbindliche Beziehungen, weniger dichte und multiplexe Beziehungen als eine Ehebeziehung dürfte hier die entsprechende soziale Voraussetzung für ein erfolgreiches Coping sein.

Erweisen sich unterschiedliche Netzwerkfigurationen für die Erlangung unterschiedlicher Statusressourcen als funktional, so muß diese Vorstellung noch um ein Modell des Wandels der Ressourcennachfrage ergänzt werden. C. Parkes (1971) hat in einer Untersuchung von Trauerbewältigungsformen von Witwern verschiedene Phasen unterschieden, die sich nach unterscheidbaren Erfordernissen und entsprechenden Sozialgebilden differenzieren.

In einer ersten Phase nach dem Tod des Partners bedarf der Trauernde einer Form der Zuneigung, die am besten durch enge, dichte, meist dyadische Beziehungen erbracht werden kann. In einer zweiten Phase geht es um den Aufbau einer neuen Identität ohne den verstorbenen Partner; jetzt werden neue Orientierungspunkte und Vorbilder gesucht, es bedarf neuer Betätigungsfelder und Kontakte. Enge und dichte Beziehungen können zu diesem Zeitpunkt eher zum Hindernis werden, funktionstüchtiger sind nun

viele schwache Bindungen und ein weit gefächertes Beziehungsgefüge. Es steht zu vermuten, daß sich ein ähnlicher Befund auch für unterschiedliche Phasen der Bewältigung von emotionalen Stressreaktionen, ausgelöst durch den Herzinfarkt, ergibt. Allerdings ist das empirisch gesicherte Wissen, sowohl was die Funktionalität verschiedener Netzwerkgebilde anbelangt, als auch die Differenzierung in verschiedene Ressourcen, die für die Stressbewältigung von Bedeutung sind, recht gering. Bezüglich der Frage nach unterschiedlich relevanten Ressourcen, ist dies sicherlich mit durch die Tatsache begründet, daß die bisherige Forschung zumindest, was die Frage der Bewältigung emotionaler Stressbewältigung anbelangt, theorielos ausgerichtet war. Die hier vorgestellte Soziologie der Emotionen könnte diese Lücke schließen.

Ein *kognitives Coping auf der Stufe der Sozialstruktur* besteht, im Gegensatz zu einer handlungsmäßigen Bewältigung, nicht in einer faktischen Änderung von sozialen Bedingungskonstellationen, sondern in einer reinen Uminterpretation dieser Bedingungen. Hochschild erwähnt in ihrer Studie über Emotionsarbeit von Stewardessen viele Beispiele für ein kognitives Coping, die sich mit dem hier entwickelten Modell reinterpretieren lassen. So berichtet eine der Stewardessen, daß sie das ärgerliche Gefühl, das sie überkam als sie von einem angetrunkenen Passagier auf eine aggressive Art angemacht wurde (also nicht den Respekt und die Anerkennung erhielt, die ihr angemessen erschienen, wobei sie diesen Sachverhalt dem Passagier zurechnete), in der Weise bewältigte, daß sie die Intention des Passagiers umdeutete und dessen Aggressivität als Angst vor dem Fliegen interpretierte (Hochschild, 1983, S. 55). Damit änderte sich dann auch die emotionale Befindlichkeit.

Kognitive Copingstrategien ließen sich nun für alle Teilaspekte der Status- und Machtmatrix durchspielen, das Resultat ist jeweils dasselbe wie bei einer handlungsmäßigen Veränderung der Sozialstruktur. Allerdings steht zu vermuten, daß die Chancen für ein kognitives Coping um so geringer sind, je stärker und eindeutiger das stressauslösende Ereignis ist. Ein Herzinfarkt und die damit verbundenen emotionalen Störungen lassen sich nur zu geringen Teilen

weginterpretieren. Ähnliches gilt für ein kognitives Coping auf der Ebene der Kultur.

Grundsätzlich lassen sich emotionale Stressreaktionen auf der *Kulturebene* durch Änderung der Gefühlsregeln, der kulturell definierten Persönlichkeitskonzepte oder des kulturellen Einflusses auf die Sozialstruktur (kulturelle Definition von Agency, der Inhalte und der Maßeinheiten von Status und Macht) bewältigen und modulieren. Eine *kognitive* Änderung der kulturellen Definition von Emotionen kommt aber dort an ihre Grenzen, wo das stressauslösende Ereignis so eindeutig und durchschlagend ist, daß nur noch wenig Raum für Umdeutungen bleibt.

Handelnde Copingprozesse der kulturellen Definition sind aus anderen Gründen in ihrer Wirksamkeit begrenzt: Kultur und auch Emotionskultur ist ein System von Definitionen, dem nicht eindeutig ein Akteur zuzuordnen ist. In einem historisch voraussetzungsvollen Prozeß aus unzähligen Einzelfaktoren entstanden, ist Kultur und auch die kulturelle Definition von Emotionen vom einzelnen, individuellen Akteur kaum änderbar. Kultur ist sicherlich der Sinnzusammenhang, in dem der einzelne Akteur am wenigsten Subjekt, im Sinne der Selbstgestaltung der Bedeutungen, ist. Solche Beschränkungen der Möglichkeiten des Copings vorausgesetzt, scheint die häufigste Variante der Bewältigung darin zu bestehen, daß man den kulturellen Sinnzusammenhang wechselt. Läßt sich die eigene Statussicherung über Erwerbstätigkeit und Beruf nicht mehr sicherstellen, so ist ein Wechsel der Bezugsgruppe, in der die Inhalte, die Status einbringen, kulturell anders definiert sind, eine Möglichkeit des Copings. Auch Versuche der Änderung des emotionalen Selbst sind wohl am besten in neuen Bezugsgruppen, die offen sind für Neudefinitionen oder bereits alternative Konzepte anbieten, durchführbar.

Selbsthilfegruppen scheinen hier (wiederum) eine Möglichkeit der Problemlösung zu sein. Ist mit dem Herzinfarkt oft ein Stotuseinbruch, bedingt durch die Tatsache, daß die gewohnte Identität und das gehabte Selbstbildnis nicht mehr durchgehalten werden können, verbunden, so wird eine Anpassung des Selbst an die neuen Bedingungen zur Notwendigkeit. Dies geht in Selbsthilfegruppen zum Teil besser, weil es hier noch keine fe-

sten Strukturen, Rollen und Aufgaben gibt, das Feld also offen für eine neue Gestaltung ist (vgl. Bernhard Badura und Christian von Ferber, 1985). Selbsthilfegruppen übernehmen dann die Funktion eines Übungsfeldes für Neuentwürfe von Persönlichkeitskonzepten.

Empirische Ergebnisse über die Möglichkeit und Wirksamkeit eines kulturellen Copings liegen, nach meiner Kenntnis der Literatur, nicht vor. In die Forschungen zur Bewältigung von emotionalen Stressreaktionen ist die Frage konzeptionell nicht aufgenommen worden, so daß auch die Ausführungen hier recht spärlich bleiben müssen.

Ich möchte damit die Erläuterungen zur Systematik emotionaler Copingstrategien bzw. von Emotionsarbeit beenden. Welche Formen der Emotionsarbeit jeweils aus dem Arsenal an Möglichkeiten ausgewählt werden, hängt ab von den Alternativen, die gesellschaftlich zur Verfügung stehen. An einigen Beispielen konnte gezeigt werden, daß diese für verschiedene Schichten unterschiedlich sind. Aber auch unter der Perspektive des gesellschaftlichen Wandels ergeben sich hier Veränderungen: So steht der zunehmende Rückgriff auf physiologische Formen der Emotionsarbeit sicherlich in Beziehung zu den brüchig gewordenen kulturellen Codierungen von Emotionen.

Noch ein weiterer Punkt muß hier angemerkt werden. Wählt man Coping als Referenz Gesichtspunkt, so stehen alle aufgelisteten Formen der Emotionsarbeit im Verhältnis der funktionalen Äquivalenz zueinander. Allerdings zieht jede der Möglichkeiten recht unterschiedliche Folgeprobleme nach sich. Wählt man nun Gesundheit als Bezugspunkt der Gewichtung und Analyse der Folgeprobleme, so lassen sich die verschiedenen Copingstrategien in ihrer Auswirkung auf den Körper bewerten und klassifizieren. Der handelnde Zugriff auf den Organismus mittels Rauchen oder vermittels der Einnahme von Psychopharmaka mag sich zur Bewältigung emotionaler Stressreaktionen als wirkungsvoll erweisen, bezogen auf die Folgen für die Gesundheit ist es sicherlich die schlechteste Form der Emotionsarbeit.

Die hier entwickelte Typologie von emotionalen Copingprozessen sollte zum einen einen Anwendungsbereich einer systematischen Soziologie der Emotionen dokumentieren und gleichzeitig diese um ein Konzept der Emotionsarbeit erweitern. Sie hatte zum zweiten das Ziel, einen Beitrag zu den medizinsoziologischen Fragen der Krankheitsbewältigung zu leisten, indem sie die heterogenen empirischen Befunde – theoretisch angeleitet – zu systematisieren versuchte. Mit der Entwicklung des hier vorgestellten Konzepts der Emotionsarbeit ist die Darstellung eines integrierten Modells der Entstehungs- und Modulationsbedingungen von Emotionen insgesamt abgeschlossen.

C. Die kulturelle Kodierung von Emotionen in der Moderne

Ich hatte in der Einleitung zum Hauptteil dieser Arbeit (Kap.B) die Vermutung geäußert, daß sich die Tatsache, daß Emotionen in der Entwicklung der Wissenschaften und speziell in der Soziologie so gut wie keine Rolle gespielt haben, sicherlich auch wissenssoziologisch interpretieren läßt: Die Entstehung der Moderne als Prozeß der Rationalisierung im Sinne Webers und der zunehmenden Affektkontrolle im Sinne Norbert Elias' spiegelt sich wissenschaftsintern als Prozeß der Exklusion des Gegenstandsberichts Emotionen. Daß erste Ansätze einer Soziologie der Emotionen zeitlich zusammenfallen mit Änderungen des gesellschaftlichen Umgangs mit Emotionen, ist dann wahrscheinlich kein Zufall mehr.

Ich möchte die Wandlungstendenzen der gesellschaftlichen Deutung von Emotionen, gesehen aus makrosoziologischer Perspektive und mit Schwerpunkt auf gegenwärtige Entwicklungstrends, in das Zentrum des letzten Kapitels dieser Arbeit rücken und damit den Bogen zur Einleitung schlagen. Systematisch wären diese Erörterungen an sich unter dem Stichwort ‚kulturelle Deutungen als verursachender Faktor der Entstehung von Emotionen‘ abzuhandeln gewesen; wegen ihrer besonderen gesellschaftlichen Bedeutung möchte ich sie gesondert in diesem Kapitel behandeln. Eine Diskussion der kulturellen Kodierung von Emotionen in der Moderne muß zwangsläufig bei den Arbeiten von Norbert Elias beginnen. Der Darstellung und Kritik seiner Zivilisationstheorie ist das erste Unterkapitel gewidmet. Damit wird zugleich eine der Aufgaben dieser Arbeit, die vorhandene Literatur zum Thema Emotionen zu sichten und zu diskutieren, abgeschlossen. Daß das Eliassche Konzept der Affektkontrolle gegenwärtige Entwicklungsschübe der sozialen Definition von Emotionen nicht mehr zu fassen vermag, ist der Ausgangspunkt für die

dann folgenden Kapitel. Sie sind zögernd mit ‚Auf dem Wege zur Postmoderne‘ überschrieben. Die Entwicklungstrends sind zu vielfältig, als daß man sie unter eine Leitlinie subsumieren könnte, die empirischen Forschungen zum Thema sind so ‚mager‘, daß man über Spekulationen nicht hinaus kommt. In der Beschreibung der verschiedenen Tendenzen werde ich an die entwickelte Systematik einer Soziologie der Emotionen anknüpfen.

I. Elias' Prozeß der Zivilisation

Elias hat in dem erstmals 1939 publizierten Werk ‚Über den Prozeß der Zivilisation‘ Manierbücher, Reiseberichte, Biographien und Berichte vom Hof aus den Jahren 1300 bis 1800 analysiert, um den Wandel von Alltagsverhaltensweisen zu rekonstruieren. Dabei lag das Augenmerk vor allem auf den in der Literatur definierten Standards der Hygiene, der Tischsitten, sexueller Verhaltensweisen und den Formen des gesellschaftlich erlaubten und verbotenen aggressiven Verhaltens. Die in den Etikettenbüchern u.a. enthaltenen Beschreibungen, wie sich Menschen bei körperlichen Verrichtungen angemessen verhalten sollen, wie sie lieben, essen, trinken, spucken, rülpsen, furzen, urinieren, kämpfen, schlafen oder sich Vorgesetzten, Damen und Freunden gegenüber verhalten sollen, all dies wertet Elias als Formen der kulturellen Kodierung des Verhaltens, wobei sich ein Teilaspekt dieser Vorschriften auf eine kulturelle Kodierung von Emotionen bezieht.

Bilden die Formen des Verhaltens bzw. deren Niederschlag in den Persönlichkeitsstrukturen die abhängige Variable – wenn man einmal die eher essayistischen und damit in ihrer Form dem Material angepaßten Ausführungen Elias' in das starre Korsett einer Hypothesenformulierung bringen will –, so bilden soziale Figurationen die unabhängige Variable. Unter Figurationen versteht Elias ein Netz von Beziehungen zwischen Menschen (Elias, 1969, S. 25-29, 1981, S LXVII). Der Begriff der Figuration wird spezifiziert durch die Beschreibung relevanter Teildimensionen: a. der Grad der Dichte, b. die Länge der Bindungsketten, c. der Grad der Zentralisierung der Macht und d. der Umfang. Unabhängige und abhängige Variable werden nun von Elias in folgender Hypothese miteinander verknüpft: „Je dichter die Figurationen sind, die Menschen miteinander bilden (je länger die Bindungsketten . . ., je länger die Zentralisierung . . ., je größer der Umfang . . .), desto zivilisierter verhalten sich Menschen, die innerhalb dieser Figurationen verkehren“ (Henk Flap und Yme Kuiper, 1981, S. 280). Was bedeutet zivilisiert?

Die abhängige Variable der kulturell kodierten Verhaltensweisen und Persönlichkeitsstrukturen wird von Elias

dichotomisiert in die Pole ‚unzivilisiert‘ und ‚zivilisiert‘. Dabei gliedert sich die Dimension ‚unzivilisiert / zivilisiert‘ in mehrere Teildimensionen auf. Die bereits oben zitierten Autoren Flap und Kuiper haben in einer werkimmanenten Kleinarbeit die von Elias benutzten Teildimensionen rekonstruiert. Ich werde im folgenden nur die mit der Kodierung von Emotionen in Zusammenhang zu bringenden Teilaspekte wiedergeben. Zivilisation bezieht sich dann auf:

- a. das Ausmaß der Affektivität menschlicher Äußerungen,
- b. den relativen Anteil kurzfristiger Affekte und langfristiger Überlegungen im Verhalten,
- c. die Ausgeglichenheit und die Gleichmäßigkeit der Affektbeherrschung,
- d. das Ausmaß des beherrschten Verhaltens, das die Moral vom Verhalten fordert,
- e. das Ausmaß der Trennung zwischen privatem und öffentlichem Bereich im Denken und Handeln,
- f. die Höhe der Peinlichkeits- und Schamsschwellen,
- g. den Grad, in dem die Affektbeherrschung verinnerlicht ist,
- h. das Ausmaß an Gewissensbildung,
- i. den relativen Anteil von „Selbstzwang“ und „Fremdzwang“ im Verhalten,
- j. das Empfinden von Ekel und Widerwillen, das bei körperlichen Verrichtungen und beim Gebrauch physischer Gewalt entsteht.

Die Faktoren a bis e beziehen sich unmittelbar (a bis c) oder mittelbar (d und e) auf kulturelle Kodierungen von Emotionen, die Faktoren f bis j beziehen sich auf das ‚wie‘ der Kodierung, auf die Mechanismen der Kodierung und Kontrolle von Emotionen. Zivilisation meint dann einen hohen Grad an Affektkontrolle, wobei bestimmte Emotionen (Angst, Scham, Ekel) vermittels eines Prozesses der Introjektion äußerer Normen die Kontrolle von Emotionen übernehmen.

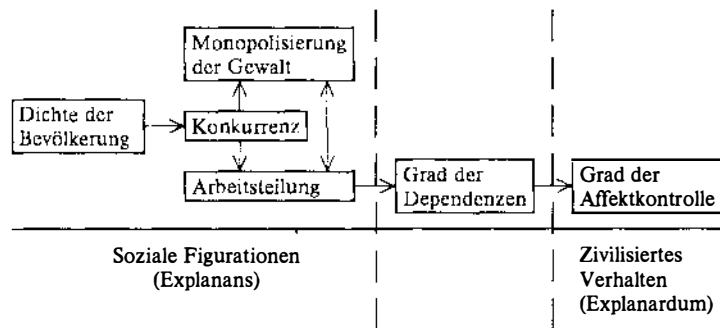
Die Entwicklung der Gesellschaften in Westeuropa vom Mittelalter bis zur Gegenwart begreift Elias als Prozeß der

Zivilisation, was sich nach der Dekomposition der Teilelemente der Eliasschen Theorie nun genauer formulieren läßt: Die Geschichte der europäischen Gesellschaften, einteilbar in die drei Formen Feudalgesellschaft, höfisch-aristokratische Gesellschaft und Nationalstaat, bildet eine aufsteigende Linie, was die Dichte der Figurationen, die Länge der Beziehungsketten, die Differenzierung des Sozialen, die Zentralisierung der Gewalt und den Umfang der Figurationen anbelangt; sie bildet zugleich, und dies ursächlich durch die Änderung der Figurationen bedingt, eine aufsteigende Linie, was den Grad der Zivilisiertheit der Verhaltensweisen und der Persönlichkeitsstrukturen anbelangt oder genauer: den Grad der Zivilisiertheit der kulturellen Kodierung dieser Verhaltensweisen (Elias, 1981, S. X).

Was ist das geschichtliche Movens der Änderung der Figurationen und wieso führt es zu Veränderung der Verhaltensweisen in Richtung einer zunehmenden Affektkontrolle? Movens der geschichtlichen Entwicklung ist für Elias, ähnlich wie für Durkheim, die Veränderung der Bevölkerungsdichte, die die Konkurrenz unter den im selben Territorium Wohnenden erhöht. Erhöhte Konkurrenz wiederum führt zu einem zu einer Zentralisierung der Macht in der Hand des Staates zum zweiten zu einer zunehmenden Arbeitsteilung (vgl. Elias, 1981, II, S. 123 ff.; S. 316). Differenzierung und Monopolisierung der Macht – und dies leitet nun zur Frage nach dem verbindenden Glied zwischen Figurationsänderungen und Zivilisationsprozeß über – führen zu einem gesteigerten Ausmaß der Interdependenzen zwischen den Akteuren. „Das Verhalten von immer mehr Menschen muß aufeinander abgestimmt sein, damit die einzelne Handlung darin ihre gesellschaftliche Funktion erfüllt. Der einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren“ (Elias, 1981, S. 317). Affektkontrolle ist ein Teilbereich dieser notwendig gewordenen Feinabstimmung des Verhaltens über lange Handlungsketten hinweg. Die Beherrschung des eigenen Gefühlshaushaltes, die Kontrolle momentaner emotionaler Befindlichkeiten und die Kunst, Bedürfnisse aufzuschieben, werden zur *conditio sine qua non* eines erfolgreichen Lebens.

Der Zusammenhang der Kernaussagen der Eliasschen Zivilisationstheorie läßt sich in Schema 7 zusammenfassen (vgl. Flap und Kuiper, 1981, S. 293).

Schema 7: Elias' Zivilisationstheorie



Das Skelett der Eliasschen Argumentationskette ist damit rekonstruiert. Elias bringt eine Fülle von Beispielen aus heterogenen Bereichen, um das Ausmaß des Wandlungsprozesses der kulturellen Kodierung von Emotionen zu skizzieren.

Die Eliassche Theorie ist natürlich nicht ohne Kritik und Widerspruch geblieben. Diese bezieht sich aber interessanterweise nicht auf die Phänomenbeschreibung selbst, die Interpretation des Prozesses der Zivilisation vom 9. bis ins 18. Jahrhundert als Entwicklung der zunehmenden Affektkontrolle, sondern zum einen auf die Erklärung dieser Entwicklung aus den sozialstrukturellen Parametern der Staatenbildung und der zunehmenden Differenzierung, und zum zweiten auf die Eliassche These, der Prozeß der Affektkontrolle hätte sich bis heute weiter fortgesetzt.

Auf die Kritik an der unabhängigen Variable und ihrer Erklärungskraft möchte ich nicht detaillierter eingehen. Flap und Kuiper (1981) bemängeln die Ungenauigkeit der Merkmale der Figuration, wie z.B. des Dichtemaßes, verweisen auf historische Studien, die zeigen, daß der Staatsbildungsprozeß im absolutistischen Frankreich hinter der Fassade gar nicht so weit fortgeschritten war, wie Elias uns glauben machen will, oder auf Gegenbewegungen der Entdifferenzierung und Desintegration, die sich nicht einfach als kurzfristige Abweichung vom ‚main-stream‘ analysieren lassen. Zweifel an den von Elias recht einfach darge-

stellten, aber sicherlich sehr komplexen Wirkungsmechanismen von Machtzentralisierung und Differenzierung auf der einen Seite und Formen des affektiven Verhaltens auf der anderen Seite sind geboten (vgl. auch Axel Honneth und Hans Joas, 1980, S. 119 ff.). Diese verstärken sich, wenn man den zweiten Punkt der Kritik, die Kritik an der These, daß sich der Prozeß der Affektkontrolle bis heute fortgesetzt hätte, etwas näher ins Visier nimmt. Es spricht vieles dafür, daß sich der Prozeß der Zentralisierung der Gewalt seit dem 18. Jahrhundert bis heute weiter fortgesetzt hat, denkt man vor allem an die mit der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates immer weiter fortschreitende Tendenz der Einflußnahme des Staates in normals lebensweltliche Bereiche (vgl. Christian von Ferber, 1984). Elias und seine Schüler folgern daraus, ganz im Erklärungsmuster der eigenen Theorie, daß sich auch der Prozeß der Affektkontrolle weiter entwickelt hat (Horst-Volker Krumrey, 1984; Elias, 1981, I, Einleitung von 1968).

Gegenbewegungen werden mit Hilfe einiger theoretischer ‚Verrenkungen‘ zu erklären versucht. Die offensichtliche Lockerung der Sexualmoral und des Verhältnisses der Menschen zur Nacktheit können nach Elias' Vorstellungen nur stattfinden, weil die Affektkontrolle und die Ausbildung des Über-Ich so stark entwickelt sind, daß Änderungen des Verhaltens rein äußerlich bleiben, gleichsam gar nicht als Affektäußerungen gewertet werden können (Elias, 1981, I, S. 257). Dies mag, wenn man z.B. an die Sterilität der etablierten Freikörperkultur denkt, vielleicht sogar zutreffen, gilt aber sicherlich nicht für die Wandlungen der Sexualmoral seit Ende der 60er Jahre.

Ich möchte hier dagegen behaupten, daß trotz der zunehmenden Monopolisierung der Gewalt und eines weiteren Fortschreitens des Differenzierungsprozesses die Scham- und Peinlichkeitsschwellen zurückgegangen sind, die Affektkontrolle also nachgelassen hat. Wenn dem so ist, müssen andere Variablen als die von Elias genannten sozialstrukturellen Parameter zur Erklärung herangezogen werden. Welche hier von Relevanz sind, läßt sich bei einem so verwickelten Zusammenhang nur spekulieren. Grundsätzliche Überlegungen mögen hier aber weiterhelfen.

Es ist auffallend, daß in der Phänomenbeschreibung der Kultur der Moderne die Eliassche Analyse und die Weberische Religionssoziologie Gemeinsamkeiten aufweisen.

Der in der protestantischen Ethik skizzierte neuzeitliche Mensch als selbstkontrollierter, gefühlsabstinenter Typus entspricht der Eliasschen Figur des affektkontrollierten Menschen. Im Gegensatz zu Elias sieht Weber allerdings die Ursachen der Entstehung dieses neuen Typus nicht in sozialstrukturellen Wandlungsprozessen verborgen, sondern in kulturellen Einflußfaktoren, speziell dem des Protestantismus. Genau dieses Moment, der Einfluß von Kultur auf die Verhaltensweisen der Menschen, wird von Elias in seiner Bedeutung unterschätzt (vgl. Elias, 1981, I, S. 277). Die Affektkultur, die Elias beschreibt, wird nicht als ein autonomer Sinnzusammenhang und in seiner Einbettung in einen gesamt-kulturellen Kontext gesehen, sondern als allein aus sozialstrukturellen Parametern abgeleitet und bestimmt betrachtet.

Eine solche Vernachlässigung der kulturellen Dimension mag mit ein Grund dafür sein, daß Elias gegenwärtig sich vollziehende Prozesse der Affektlockerung und der Umkodierung von Emotionen nicht in den Blick bekommt.

II. Gegenbewegungen: Auf dem Weg zur Postmoderne?

Ich werde im folgenden versuchen, verschiedene Trends der Entwicklung der Emotionskultur der Gegenwart zu beschreiben und mit empirischem Material, soweit vorhanden, zu plausibilisieren. Dabei folge ich jeweils der Eigenlogik der recht heterogenen Muster, ohne nach dem integrierenden Prinzip, das sie zusammenhalten könnte, zu fragen. Ein Teil der Entwicklungsprozesse läßt sich als Fortsetzung des von Elias beschriebenen Prozesses der Affektkontrolle interpretieren – dies gilt für den Prozeß der Kommerzialisierung des Emotionalen –, Informalisierungsprozesse lassen sich hingegen als Gegenbewegungen zum Zivilisationsprozeß deuten. Ich möchte dafür den Terminus Postmoderne verwenden.

1. Informalisierung und Versprachlichung von Emotionen

Wenn hier von Informalisierungs- und Versprachlichungsprozessen die Rede ist, so befinden wir uns auf der Ebene der kulturellen Kodierung von Emotionen, genauer: auf der Ebene der Gefühlsregeln, allerdings nicht im mikrosoziologischen Sinne des Interaktionismus, sondern auf einem makrosoziologischen Niveau.

Auch wenn Elias seine Zivilisationstheorie bis ins 20. Jahrhundert extrapoliert, reicht die empirische Basis über das 18. Jahrhundert nicht hinaus. Neben einer amerikanischen Studie von James Benton, auf die ich noch näher eingehen werde, sind die Studien der beiden Niederländer Christian Brinkgreve und Michel Korzec (1979) und die jüngst von Cas Wouters (1986) vorgelegte Analyse von Anstandsbüchern wohl die einzigen Versuche, die in der theoretischen Tradition von Elias stehend und mit ähnlichem Material arbeitend, den Prozeß der Zivilisation bis in die Gegenwart verfolgen.

In der Arbeit von Brinkgreve und Korzec wurden die Ratgeber-spalten einer niederländischen Wochenzeitung, die von jedem 4.

Niederländer gelesen wird, ausgewertet; die Leserschaft entspricht bezüglich der Merkmale Geschlecht, Alter, Bildung, Beruf und regionale Verteilung einem Querschnitt der niederländischen Bevölkerung. Ausgewertet wurde eine Zeitreihe von 1938 bis 1977, mit welchem Instrument (systematische oder hermeneutische Inhaltsanalyse) erfährt der Leser nicht. In das Zentrum der einzigen, bis heute veröffentlichten kleinen Auswertung der Studie rücken die Autoren eine Analyse des Wandels des Verhältnisses der Geschlechter zueinander.

Die Autoren stellen einen Wandel in der in den Ratgeber-spalten zum Ausdruck kommenden, kulturellen Kodierung der Emotionskontrolle fest. Selbstbeherrschung, die Gefühle zurückhalten, Sich-Bremsen und nicht nach außen zeigen, was man fühlt, dies war noch bis in die Mitte der 60er Jahre der Tenor der gegebenen Ratschläge. Ab dann ändern sich die gegebenen Hinweise: Das Zulassen von Gefühlen wird wichtig, sie zu zeigen ist erlaubt. ‚Schlucken Sie nichts runter‘ ist ein oft gegebener Tip (Brinkgreve und Korzec, 1979, S. 307).

Auch wenn die Auswertung des Datenmaterials, die Brinkgreve und Korzec vorgelegt haben, noch sehr bruchstückhaft ist, läßt sich die Leitlinie doch klar erkennen: Nicht eine von Elias prognostizierte Zunahme der Affektkontrolle, sondern ein Prozeß der zunehmenden Informalisierung und Affektlockerung läßt sich für die kulturelle Kodierung von Emotionen vor allem für die letzten 20 Jahre konstatieren. Dieses Ergebnis wird von anderen Studien mittelbar oder unmittelbar unterstützt. Cas Wouters (1986) hat, mit der gleichen Intention der Analyse der Veränderungen der Geschlechterbeziehungen, Anstandsbücher aus dem Zeitraum von 1930 bis 1985 untersucht und kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie Brinkgreve und Korzec. Auch wenn sich für die 80er Jahre ein reaktiviertes Interesse für Formalisierungen von Verhaltensweisen feststellen läßt, so ist der Gesamtprozeß des gesellschaftlichen Wandels in Richtung auf eine zunehmende Informalisierung doch unverkennbar.

In diese Richtung lassen sich auch die Ergebnisse einer empirischen Vergleichsstudie über sexuelles Verhalten von Studenten (1966 und 1981) interpretieren (Ulrich Cle-

ment, 1986). Nimmt man die Ergebnisse der beiden Befragungen als zwei Pole eines Entwicklungstrends, so zeigen sich, sowohl was das sexuelle Verhalten anbelangt als auch was die sexuellen Einstellungen von Studenten betrifft Wandlungsprozesse, die sich in Richtung einer Lockerung der Emotionskontrolle und des Zulassens individueller Bedürfnisbefriedigung interpretieren lassen:

So ist der Stellenwert der Masturbation für die Sexualität erheblich gestiegen; sowohl was die Masturbationsbereitschaft als auch was die Häufigkeit anbelangt, spielt die Selbstbefriedigung eine, vor allem bei Frauen, wesentlich bedeutendere Rolle (vgl. Clement, 1986, S. 104, Tab. 27).

Ähnliches gilt für die Zahl der koituserfahrenen und praktizierenden Studenten: Sie hat seit 1966 erheblich zugenommen. Voreheliche Sexualität, die in der Untersuchung von 1966 schon mehrheitlich toleriert wurde, wird nun auch in weiten Teilen praktiziert. Eine Bindung des Auslebens von Bedürfnissen an die Institution Ehe findet nicht oder in geringem Maße statt. Ebenfalls in Richtung eines Nachlassens der normativen Bindung von Emotionen läßt sich die Zunahme homosexueller und bisexueller Kontakte bewerten (Tab. 47, S. 116). Dem freizügigeren sexuellen Verhalten entspricht eine geänderte Einstellung zur Sexualität.

All diese Teilbefunde zeigen, daß sich die gesellschaftliche Kodierung von Emotionen geändert hat: Normen der Kontrolle und der Bindung von emotionalen Bedürfnissen an die Institution Ehe und an heterosexuelle Beziehungen sind aufgeweicht zugunsten einer Orientierung des Verhaltens und der Vorstellungen an den spezifischen Bedürfnissen der Akteure. Nicht die Kontrolle von Emotionen, sondern die Orientierung des eigenen Verhaltens an den emotionalen Befindlichkeiten wird zur gesellschaftlichen Norm. Ein solcher Wandel tritt an mit der These, die vermeintliche Natürlichkeit auf seiner Seite zu haben. Dabei dürfte klar sein, daß es sich hier um eine Umkodierung des Emotionalen handelt, die selbst ‚natürlich‘ sozialen Charakter hat und mit ähnlich normativen Ansprüchen auftritt. Das wird auch deutlich, wenn man die Umkodierung des abweichenden emotionalen Verhaltens mit in den Blick nimmt. Löste die unmittelbare Äußerung eigener Befind-

lichkeiten in Gesellschaften noch vor 20 Jahren zumindest Erstaunen aus und wurde entsprechend sanktioniert, so scheint heute eher umgekehrt zu gelten, daß Personen, die nichts über ihre Emotionen ‚herauslassen‘, als auffällig, oder gar als gestört etikettiert werden.

Eine weitere Unterstützung erfährt die hier vertretene Informalisierungsthese, wenn man sich die umfangreichen Studien zur Wertewandeldiskussion anschaut. Auch wenn hier Einstellungen zu Emotionen nicht unmittelbar abgefragt wurden, so läßt sich doch ein mittelbarer Zusammenhang zwischen Wertewandel und Wandel der Emotionskultur nachzeichnen. Ronald Inglehart (1980, 1980a) behauptet für die USA, Japan und die Länder West- und Mitteleuropas einen Wandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten. Zu den materialistischen Werten zählt Inglehart Werte der Ordnung, der Sicherheit, der Sicherung der Ernährung und der körperlichen Unversehrtheit, zur zweiten Gruppe Werte der Liebe, der menschlichen Bindungen und der Selbstverwirklichung. Die beiden Wertegruppen stehen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, erst wenn die materialistischen Werte befriedigt sind, kommen die postmaterialistischen zum Zuge. Da Wertorientierungen dominant in der kindlichen Sozialisation festgelegt werden, äußern sich gesellschaftliche Wertverschiebungen mit einem time-lag.

Inglehart geht nun davon aus, daß der ökonomische Aufschwung nach dem 2. Weltkrieg und die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates zu einer Befriedigung materieller Bedürfnisse geführt haben, so daß eine Orientierung an postmaterialistischen Werten zunehmend möglich wird und auch stattfindet. Sieht man an dieser Stelle einmal von der Ursachenerklärung des Wandels ab, so besteht bezüglich der empirischen Evidenz des Wandels heute wohl kein Zweifel mehr (vgl. Peter Kmieciak, 1976; Helmut Klages und Peter Kmieciak, 1979; Heiner Meulemann, 1983; 1985). Zugleich ist die Beschreibung des Wertekatalogs ergänzt und geändert worden: Helmut Klages (1984) spricht von einem Wandel von Pflicht- und Akzeptanzwerten hin zu Selbstentfaltungswerten. Gemeint ist ein Wandel der Orientierung des Handelns an vormalig von außen vorgegebenen Erwartungen, Normen und Pflichten hin zu einer

Orientierung des Handelns an eigenen Bedürfnissen und Wünschen. Was hat ein solcher Wertewandel mit einem Wandel der Emotionskultur zu tun?

a. Mit dem Wandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten verschieben sich die kulturellen Definitionen der Inhalte von Status und Macht und damit auch die dadurch ausgelösten Emotionen. So mag der eine depressiv werden, wenn er kein ‚dickes‘ Auto fährt, der andere, weil er keine oder zuwenig Freundschaften besitzt, keine Liebesbeziehung hat oder merkt, daß er zwar über ein hohes Einkommen verfügt, aber keine kommunikative Kompetenz besitzt. Ob es mit der Verschiebung der Definitionen der Inhalte von Macht und Status zu systematischen Verschiebungen des Fühlens kommt, ist empirisch nicht bekannt. Bedeutsam ist der Einfluß des Wertewandels auf eine Änderung der Emotionen für die Lebensqualitätsforschung. Fragt diese nach dem, was die Menschen zufrieden, glücklich oder ängstlich macht, so muß sie beachten, daß sie die Änderungen dessen, was Menschen als wichtig erachten, beachtet. Wird dies nicht berücksichtigt, so mißt man etwas, was man gar nicht messen will und das, was man erforschen will, mißt man gar nicht.

b. Man kann vermuten, daß die Personen, die immaterielle Werte präferieren und damit den Wertewandel repräsentieren, auch weniger bereit sind, ihre empfundenen Emotionen zu verbergen, stattdessen diese zum Ausdruck bringen wollen. Die Bereitschaft, erlebte Emotionen einer Emotionsarbeit zu unterziehen, ist hier geringer zu veranschlagen, die Emotionskontrolle entsprechend seltener. Würde eine solche Vermutung zutreffen, dann wäre der Wertewandel zugleich ein weiteres Indiz für Informalisierungsprozesse, wie sie bereits skizziert worden sind. Wandel der Werte und der Emotionskultur stehen aber noch in einem weiteren Punkt in einem Zusammenhang.

c. Das Vermeiden von Negativemotionen und das Erreichen von angenehmen Emotionen ist selbst ein immaterieller Wert, der an Bedeutung gewinnt. Insofern läßt sich spekulieren, daß die Vertreter postmaterialistischer Werte auch Vertreter von Emotionen als Werte wären. Postmaterialisten würden, so die Vermutung, eher als Materialisten

versuchen, negative Emotionen zu vermeiden und, um positive Befindlichkeiten zu erreichen, materielle Anreize, traditionelle Formen des Handelns und normativ-wertrationale Orientierungen hinten anstellen.

Die Vermutung, daß Emotionen selbst zu einem präferierten Wert geworden sind, wird unterstützt durch die eher populärwissenschaftlichen Arbeiten von Daniel Bell und Daniel Yankelovich. Auch hier läßt sich der Bezug zu einer veränderten Emotionskultur nur indirekt herstellen. Bell (1979) spricht vom Hedonismus als dem axialen Prinzip der modernen Kultur, das die protestantische Semantik des affektkontrollierten, nach Außenerwartungen orientierten Idealtypus des Verhaltens ablöst und durch die Kulturfigur eines sich ständig wandelnden, an Selbsterfüllung durch Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse orientierten Selbst ersetzt (ebenda, S. 23, S. 307). Yankelovich spricht, empirisch kontrolliert durch eine Sekundäranalyse amerikanischer Wohlfahrtssurveys, von einem ‚Searching for Self-Fulfillment‘ als dem tragenden Prinzip gegenwärtiger amerikanischer Kultur (1981a). Eine Orientierung an materiellen Gütern und an Normen und Werten, die die Orientierung des eigenen Handelns an den Bedürfnissen der anderen ausrichtet, wird Schritt für Schritt ersetzt durch eine kulturell gebilligte Orientierung an postmaterialistischen Werten und einer direkten Bezugnahme auf die eigenen Bedürfnisse und Befindlichkeiten. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch eine Studie über Wertorientierungen im vormals calvinistischen Holland (vgl. Albert Felling, Jan Peters und Osmund Schreuder, 1983).

Es muß wohl nicht gesondert erwähnt werden, daß mit all diesen Formen der Beschreibung eines Wandels der Emotionskultur – sei er nun mit dem Etikett Informalisierung, Wertewandel, Hedonismus, oder ‚Searching for Self-Fulfillment‘ beschrieben – immer nur ein Idealtypus gemeint ist, der den Trend der Entwicklung skizziert. Empirisch sind Mischformen wahrscheinlich (vgl. Klages, 1984, S. 89 f.). Zudem scheint auch hier ein Durchsickerungseffekt zu gelten, den Elias bereits für den Prozeß der Affektkontrolle beobachtet hatte und der ein langsames Durchdringen von kulturellen Neuerungen entlang der Alters- und Schichtpyramide beschreibt: Entsprechend finden sich

die Vertreter der neuen Emotionskultur in der jungen Generation und den Mittel- und Oberschichten, vor allem unter Akademikern (vgl. Felling, Peters und Schreuder, 1983, S. 102).

Bevor ich auf die Ursachen des Kulturwandels näher eingehe, sei an dieser Stelle kurz bilanziert, was sich genau in welche Richtung gewandelt hat: 1. Der Wandel von materialistischen Werten zu postmaterialistischen Werten führt zu einem kulturellen Wandel der Definition von Sozialstruktur bezüglich der Inhalte der Dimensionen Macht und Status und auf diesem Wege zu einer Änderung der daraus resultierenden Emotionen. Zu welchen Verschiebungen es dabei genau kommt, dazu liegen keinerlei empirische Ergebnisse vor. 2. Im Bereich der kulturellen Gefühlsregeln hat sich ein Wandel vollzogen, den man mit dem Begriff Informalisierung beschreiben kann: Prinzipien der Affektkontrolle haben an Bedeutung verloren, das Ausleben und Ausstellen von emotionalen Befindlichkeiten ist akzeptabler geworden, die Scham- und Peinlichkeitsschwellen sind gesunken. 3. Die Vermeidung von Negativemotionen und das Erreichen von Positivemotionen ist selbst ein Wert, den zu erreichen immer sinnvoller geworden ist, und dies auf Kosten von materiellen, traditionellen und normgeleiteten Orientierungen des Handelns.

Ist man bei der Beschreibung eines Wandels der Emotionskultur schon in weiten Teilen auf Analogieschlüsse und Spekulationen angewiesen, so gilt dies verstärkt für die Frage nach den Ursachen eines solchen Wandels. Die Wirkungszusammenhänge und Dependenzketten sind so komplex, die empirischen Forschungen zum Thema so dünn, daß sich über die Ursachen in weiten Teilen nur mutmaßen läßt. Ingleharts Erklärungsangebot für einen Wertewandel besteht in einer recht unsoziologischen motivationstheoretischen Erklärung, in Anlehnung an die Bedürfnistheorie von Abraham Maslow. In Analogie zum mikroökonomischen Theorem des abnehmenden Grenznutzens geht er davon aus, daß, je stärker primäre Bedürfnisse befriedigt sind, desto dominanter sekundäre Bedürfnisse werden und zur Befriedigung drängen können. Maslows Modell und damit auch Ingleharts Erklärungsversuch ist in der Literatur sehr umstritten (vgl. Helmut Thome, 1985, für ei-

ne sehr detaillierte Kritik an der Inglehartschen Grundkonzeption). Das Konzept läßt sich aber zum Teil ‚soziologisieren‘, wenn man bedenkt, unter welchen sozialen Bedingungen, materialistische Werte befriedigt werden. Die Entwicklung der Ökonomie und des Wohlfahrtsstaates nach dem 2. Weltkrieg hat in den westlichen Gesellschaften und speziell in der Bundesrepublik zu einem enormen Abbau ökonomischer, existentieller Unsicherheiten und einer gleichzeitigen Erweiterung von Handlungsspielräumen geführt. Die folgenden Zahlen bestätigen dies:

„Belief sich Mitte der 50er Jahre das ausgabefähige Einkommen eines Vier-Personen-Arbeitnehmerhaushalts mit mittlerem Einkommen auf gut 500,- DM, so hat sich das Haushaltseinkommen inzwischen real verzweieinhalbfacht. Dabei ist der Anteil der Aufwendungen für elementare Reproduktionskosten von 60 auf 40% gefallen; die Sparquote erhöhte sich von 3,2% auf 12,8%; für regelrechte Freizeitgüter werden inzwischen immerhin 14% des Einkommens ausgegeben. . . . Kamen Mitte der 50er Jahre bei einem erwerbstätigen männlichen Arbeiter im Jahresdurchschnitt auf 1 geleistete Arbeitsstunde 2,9 Nicht-Arbeitsstunden, so lag das Verhältnis 1980 bei 1 : 4,1; berücksichtigt man ferner, daß der jugendliche Arbeiter durchschnittlich zwei Jahre älter ist (17 Jahre), wenn er die Erwerbstätigkeit aufnimmt, daß der Übergang in die Rente um etwa drei Jahre früher erfolgt (mit 58 Jahren) und daß schließlich sich das Sterbealter der Rentner um ca. 3 Jahre heraufgeschoben hat (auf 72 Jahre), so erhält man einen Eindruck von dem Umfang, in dem in einer einzigen Generation die Lebenszeit außerhalb der Arbeit expandierte“ (Horst Kern und Michael Schumann, 1983, S. 355).

Es ist zumindest nicht unplausibel, daß ein solcher Sprung in der Befriedigung der Basisbedürfnisse und der Gewährung von mehr Freizeit auch die Berufsethik der Emotionskontrolle lockert und Emotionen selbst als Werte des Handelns stärker zum Zuge kommen läßt. Allerdings scheint mir ein solcher Erklärungsansatz zu kurz zu greifen, wenn er allein materielle Bedingungen als relevante Umwelt der Werte- und Kulturentwicklung thematisiert (vgl. auch Thome, 1985, S. 33 ff.). Ähnlich wie in dem Erklärungsversuch der Entstehung der Zivilisation von Elias fehlt auch hier der Einbezug kultureller Veränderungsprozesse. Die Bezugnahme auf ökonomischen Wandel allein kann z.B. – und

darauf hat Yankelovich (1981a, S. 43) hingewiesen – nicht erklären, warum dem Rezessionseinbruch am Ende der 70er Jahre keine Rückkehr zu eher materialistischen Werten entspricht.

Heiner Meulemann (1985) hat den Wertewandel mit Säkularisierungsprozessen in Verbindung gebracht und damit eine kulturelle Dimension zur Erklärung von Kulturwandel eingespielt. In einer Sekundäranalyse des ALBUS 1982 fragt Meulemann, inwieweit ein Rückgang der Akzeptanz religiöser Deutungen der Welt in Zusammenhang zu bringen ist mit einer Zunahme von Werten der Selbstbestimmung, der Autonomie und der Egalität bezüglich Geschlechterrollen. Ohne auf die Details näher eingehen zu können, bestätigte die Analyse, daß Personen mit starker religiöser Bindung in geringerem Maße Vertreter der neuen Werte waren. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen die Holländer Felling, Peters und Schreuder (1983) in ihrer Untersuchung, wenn sie vom Hedonismus als der Kehrseite der Säkularisierung sprechen.

Auch hier besteht wieder das Problem, die Ergebnisse auf das Thema ‚Wandel der Emotionskultur‘ zu beziehen. Den Transfer kann man nur spekulativ herstellen: Es steht zu vermuten, daß es einen Zusammenhang zwischen religiösen, speziell: christlich-protestantischen Vorstellungen und kulturellen Vorstellungen der Emotionskontrolle gibt, zugleich einen Zusammenhang zwischen Einstellungen der Selbstbestimmung und des Genusses und Einstellungen der Emotionslockerung. Wenn dem so ist, dann läßt sich der Wandel der Emotionskultur auch als die Kehrseite der Säkularisierung betrachten. Die Orientierung an der eigenen Befindlichkeit und das Ausagieren von Emotionen dient als Rahmen der Orientierung, wenn transzendente Weltbilder brüchig geworden sind und ihre handlungsleitende Funktion aufgegeben haben. Der Wandel der Emotionskultur resultiert aus Verschiebungen der kulturellen Deutungssysteme insgesamt.

Ein ähnlicher Argumentationszusammenhang liegt der Habermasschen Theorie des kommunikativen Handelns zugrunde. Nur sind es hier nicht die Orientierungen an den Emotionen, die in die Bresche einer rationalisierten Le-

benswelt springen, sondern die Sprache. Damit ist der Bezugsrahmen für einen zweiten Entwicklungstrend angegeben, der neben Prozessen der Informalisierung und der Verschiebung der Wertpräferenzen für die gegenwärtige Emotionskultur konstitutiv zu sein scheint: die Versprachlichung des Emotionalen.

Gemeint sind damit Prozesse, die emotionale Befindlichkeiten diskursfähig machen, sei es nun in institutionalisierter Form oder in der Entwicklung einer informellen Gesprächskultur. Der reflexive Umgang mit den eigenen Emotionen, zu sagen, was man empfindet, daß man Angst hat, sich schämt oder über jemanden wütend ist, überführt Emotionen aus dem Bereich der Privatheit in den der Öffentlichkeit und zugleich in ein anderes Medium. Hintergründe, Ursachen und Motive werden damit rekonstruierbar, Geltungsansprüche diskutierbar und einer Legitimationsdiskussion unterziehbar gemacht.

Lassen sich für einen solchen Entwicklungstrend der Überführung des Emotionalen in den Diskurs auf der Ebene einer sich entwickelnden Gesprächskultur keinerlei empirische Belege heranzuführen, so gilt dies nicht für eine institutionalisierte Variante der Kulturentwicklung: die enorme Zunahme des psychologischen Therapieangebots in den letzten 20 Jahren. Matthias Angermeyer und Ludwig Kühn (1985) haben die Anzahl neuveröffentlichter Bücher auf dem deutschen Büchermarkt aus den Gebieten der Psychologie und der psychologischen Beratung von 1950 bis 1980 rekonstruiert. Seit 1971 ist in diesen Bereichen ein Anstieg auch und gerade im Vergleich zur Anzahl der Gesamtveröffentlichungen und zu den beiden Kontrollgruppengebieten Medizin und Belletristik zu verzeichnen, den man getrost als Explosion bezeichnen kann. Ein Blick auf das Angebot an Emotionsratgebern in den Auslagen fast jeder Buchhandlung bestätigt diesen Befund. Die reflexive Dauerbeschäftigung mit sich selbst, das ratgeberangeleitete Nachdenken über die eigenen Befindlichkeiten und die Diskussion der Selbstpsychologisierung mit Bekannten und Freunden sind Formen der inneren und äußeren Versprachlichung von Emotionen.

Dem Boom auf dem psychologischen Büchermarkt entspricht das sprunghaft gewachsene Angebot an und die Nachfrage nach Therapieformen (vgl. Ekkehard Nau, 1983, S. 133). So verschieden die einzelnen Therapieformen auch sein mögen, gemeinsam ist ihnen, daß es sich um eine institutionalisierte Form der Beschäftigung mit den eigenen Emotionen handelt; und in den meisten Fällen geht es um eine Versprachlichung der eigenen Befindlichkeit, sei es um eine Darstellung des ‚hier und jetzt‘ oder um eine Rekonstruktion der idiosynkratischen emotionalen Persönlichkeitsstruktur in ihrer Genese.

Fragt man nach den Ursachen der Übersetzungen von Emotionen in diskursive Zusammenhänge, ein Prozeß, der zusammen mit dem der Informalisierung konstitutiv für eine sich entwickelnde neue Form der Emotionskultur ist, so mögen auch hier Säkularisierungsprozesse eine Rolle spielen. Für den Bereich der Versprachlichung von Normen und Werten hat Habermas (1981) dies geltend gemacht, und es scheint mir nicht unplausibel, dies auch für die Versprachlichung von Emotionen anzunehmen. Die Überführung von Emotionen in den Diskurs ist dann ein Teilaspekt des gesamtgesellschaftlichen Evolutionsprozesses der Rationalisierung der Lebenswelt. Rationalisierung der Lebenswelt meint den schrittweisen Prozeß der Überführung vormals unhinterfragt (weil durch Normen und religiöse Deutungssysteme abgestützt) herrschender Geltungsansprüche und Handlungsorientierungen in von den Betroffenen selbst auszuhandelnde Konsensbildungsprozesse (vgl. für eine zusammenfassende Darstellung der Habermasschen Theorie, Gerhards, 1984). Gemeint ist, daß die kulturellen, gleichsam externen Definitionen des Sozialen, abgeleitet aus religiösen Sinnzusammenhängen, zunehmend brüchig werden und an Gestaltungskraft verlieren und gleichzeitig durch Formen der Selbstbestimmung, der Definition dessen, was Geltung genießen soll, durch die handelnden Akteure selbst, ersetzt werden.

Auf den Bereich der Emotionen bezogen heißt das, daß mit dem Brüchig-Werden des für die Kultur des Zivilisationsprozesses typischen Kodes der Affektkontrolle vermehrt Prozesse der Selbstdefinition dessen, was nun die eigenen Befindlichkeiten sind, wie sie zu deuten, zu fassen

und zu leben sind, relevant werden. Ratgeber in Form von Büchern und Therapien dienen dabei als unterstützende Maßnahme; sie leiten Reflexionsprozesse über die eigenen Emotionen an. Mit der reflexiven Beschäftigung mit den eigenen Befindlichkeiten wird das Medium der Emotionen selbst verlassen, eine Transformation in Form des inneren oder nach außen gerichteten Sprechens findet statt.

Läßt sich der Prozeß der Versprachlichung des Emotionalen in solcher Weise in die Habermassche Konzeption der Rationalisierung der Lebenswelt integrieren und damit die Habermassche Theorie selbst durch Übertragung auf den Bereich der Emotionen erweitern, so scheint mir dies andererseits nur eine Seite der Medaille der Struktur gegenwärtiger Emotionskultur zu sein. Der Prozeß der Versprachlichung wird komplettiert durch den beschriebenen Prozeß der Informalisierung, durch die Lockerung der Affektkontrolle und das zunehmende Ausleben und Darstellen der eigenen Emotionen. Beide Prozesse sind empirisch ineinander verschränkt. Wie sich die eher allgemein dargestellten kulturellen Entwicklungstendenzen im Konkreten zeigen, sei in einem Exkurs am Beispiel der Liebe genauer skizziert.

EXKURS: Zur Semantik der Liebe

Niklas Luhmann hat die Semantik der Liebe vom 17. Jahrhundert bis heute verfolgt und den jeweiligen Kode aus einer Interpretation der Literatur rekonstruiert. Nur für eine Diagnose der Gegenwart bleibt Luhmann unschlüssig: „Die heute vorfindbare Situation der Liebesemantik läßt sich schwerer als jede frühere unter eine Leitformel bringen“ (1982, S. 197). Die beiden Leitprinzipien, die Luhmann als eventuell strukturtragend angedeutet sieht, sind die Umstellung der Semantik auf ‚Problemorientierung‘ und ‚Verstehen‘. Damit wird die kulturelle Definition einem Umstand gerecht, der die Liebe, in Form der Intimität, als unwahrscheinliches Ereignis erscheinen läßt. Der Einbau der Unwahrscheinlichkeit, vor allem einer dauerhaften Liebe, in die Semantik selbst (Problemorientierung) und eines möglichen Lösungsweges (Verstehen) weist Paralle-

len zu dem beschriebenen Prozeß der Versprachlichung des Emotionalen auf: das Kursnehmen auf die Schwierigkeiten als Lösungskonzept erfolgt im Medium der Sprache. Der Diskurs scheint zumindest ein Element einer neuen Liebesemantik zu sein. Die Arbeit Luhmanns ist eine historische Arbeit und stößt nur in ihren Ausläufern in die Gegenwart vor. Ergiebiger ist hier der Aufsatz von Ann Swidler (1980).

Vier Bedeutungsdimensionen der Semantik der Liebe, die zusammen den kulturellen Bedeutungsraum von Liebe aufspannen, lassen sich sinnvoll voneinander unterscheiden. Jede dieser Dimensionen läßt sich durch ein Begriffspaar, das recht gegensätzliche Prinzipien miteinander zu kombinieren versucht, näher bestimmen, und in jeder dieser Dimension deuten sich Wandlungsprozesse an. Der traditionelle Liebesmythos verband das Prinzip der *freien Wahl* mit dem der *Verpflichtung*. Eine allein aus Liebe gestartete Beziehung, die freie Wahl des richtigen Partners, war zugleich die Findung des richtigen Selbst. Eigene Identitätsfindung war aufs engste mit der aus Liebe getroffenen Wahl der Intimitätsbeziehung verknüpft. Die einmal getroffene Wahl bedeutete dann aber zugleich Verpflichtung auf diesen Partner und die eigene Identität.

Neue Identitätskonzepte, die die Betonung auf Selbstverwirklichung, Persönlichkeitswachstum und eine ständige Veränderung legen, geraten zunehmend mit dem Verpflichtungsideal in Konflikt – die Semantik des Ideals der Liebe ändert sich in der Folge. Ein Wandel der Vorstellung von einer idealen Persönlichkeit, der nicht mehr das Gerachtwerden unterschiedlicher institutioneller Verpflichtungen als Zielpunkt anvisiert, sondern das Ausleben und Verwirklichen innerer, individueller Bedürfnisse, ist mit dem Verpflichtungsideal und der Vorstellung der einmaligen Festlegung und dem Einfrieren von Identität nicht kompatibel. Die wahre Liebe ist nicht die, auf die man ständig verpflichtet ist, sondern die, die einen Boden für eine ständige Auseinandersetzung ermöglicht, die die mit den Persönlichkeitsänderungen verbundenen Problemlagen kommunikativ abfängt, versprachlicht und diskutabel macht, in der man über sich und an sich lernen kann. Auch das Auflösen und Scheitern einer Beziehung kann unter

diesen Bedingungen dann als Gewinn verbucht werden, denn: man hat ja, und dies ist das neue Zauberwort, Erfahrungen gemacht.

Mit dem Begriffspaar *Rebellion* versus *Bindung* läßt sich die zweite Dimension des traditionellen Liebesmythos beschreiben. Liebe sprengt alle Ketten, legitimiert die Zurückweisung aller sozialen Forderungen, erlaubt gleichsam Asozialität und bedeutet zugleich Festlegung auf sozial genau definierte Anforderungen. Die Semantik der Rebellion ist in der Literatur, vor allem in der Form des bürgerlichen Trauerspiels, immer wieder profiliert worden: Beziehungstiftung durch Liebe gegen standes- oder klassenspezifische Interessen ist ein immer wiederkehrendes Thema. Die Rebellion wird abgefangen und gebunden durch rollenspezifische Festlegungen vermittelt der Institution der Ehe: Die Frauen machen den Haushalt, erziehen die Kinder und waschen die Wäsche und dies alles aus Liebe; die Männer gehen zur Arbeit, besorgen die materielle Absicherung, um Frau und Kinder zu versorgen, weil sie sie lieben.

Auch hier ist es die zweite Bedeutungsdimension, die Dimension der Sozialbindung, die immer mehr in Frage gestellt wird und an Strukturierungsleistung einbüßt. Die neuen Deutungen zielen nicht auf rollenspezifische Festreibungen, sondern auf Flexibilität; was wer macht, unterliegt in stärkerem Maße Aushandlungsprozessen; Rechte und Pflichten sind in geringerem Maße festgelegt, sie müssen erstritten werden: In der Beziehung wird (diskursiv) gearbeitet, Gleichheit und Fairness sind neue Tugenden.

Damit hängt die dritte Dimension, die Semantik des *Gebens* und *Nehmens* eng zusammen. Dem traditionellen Mythos der Liebe ist hier eine grandiose Verquickung zweier an sich unvereinbarer Prinzipien gelungen: Das wahre Nehmen ist das Geben, der eigentliche Beweis für die Liebe ist die Aufopferung für den anderen; man besitzt den anderen, wenn man sich selbst gibt. Die extreme Variante dieser Denkfigur ist der Freitod mit und für den anderen (Schiller stellt dies in *Kabale und Liebe* dar, Hebbel inszeniert eine solche Lösung in *Maria Magdalena*). An die Stelle von Selbstverwirklichung durch Aufopferung treten heute

mehr und mehr Vorstellungen des gerechten Tauschs. Aufopferung ist suspekt geworden, wird als Unterdrückung interpretiert oder psychologisiert und dem Akteur selbst als psychischer Defekt angelastet. Selbstverwirklichung ist stattdessen die neue Metapher. Auch hier spielen neue Identitätsvorstellungen eine entscheidende Rolle. Das neue Ich ist das autonome Selbst, das auch ohne Bindung leben kann, Beziehungen selbst werden allein als Chance des persönlichen Wachstums interpretiert, Anzeichen der Aufopferung als Schwäche gedeutet.

Dies bezieht sich auch auf die Frage des Auslebens eigener sexueller Bedürfnisse, und damit komme ich zur vierten Dimension der Semantik der Liebe, aufgespannt durch die Pole *Sexuelle Äußerung* versus *Zurückhaltung*. Die traditionelle Semantik versprach in der auf Liebe gegründeten Ehe sexuelle Erfüllung. Die Gebote der Jungfräulichkeit und der Treue sorgten für eine Exklusivität von Sexualität, Liebe und Ehe. Die Ideologie des individuellen Wachstums und der Selbstverwirklichung, die das Ich zum Mittelpunkt der Weltinterpretation macht, macht eine solche Verknüpfung unmöglich. Sexualität selbst wird als zunehmend wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung angesehen und ist immer weniger eingebunden in die Form der Ehe oder der festen Partnerschaft. Ein solcher Wandel spiegelt sich in der Interpretation von Eifersucht: Eifersucht wird heute als Besitzdenken attribuiert, Partnerfixierung als Unterdrückung und Einengung von Freiheit.

Bilanziert man die Prinzipien der traditionellen Liebessemantik, so sieht man, daß ihre Stärke in der Verbindung sich widerstreitender Elemente bestand und besteht: Liebe ist die Liebe aus freien Stücken, aber zu einer lebenslangen Bindung; Liebe ermöglicht Selbstverwirklichung durch Opferung, und Liebe ermöglicht und intensiviert erst sexuelles Erleben durch gleichzeitige Kanalisierung dieses Erlebens in institutionalisierte Formen. Eine sich abzeichnende Änderung der Liebesideologie besteht in einer Verlagerung des Schwerpunktes der Bedeutung auf die jeweils ersten Komponenten der einzelnen Dimensionen, auf Autonomie und Individualität und nicht auf soziale Festlegung, auf Freiheit statt auf Notwendigkeit. Das Ausleben eigener Befindlichkeiten und Emotionen wird zum Leit-

prinzip der Handlungsorientierung und zugleich kulturell legitimiert. Die eigentliche Liebe besteht in der Orientierung an den eigenen Emotionen, ohne diese – es sei denn aus Freiwilligkeit – institutionell zu binden. Eine solche Verschiebung in der Semantik der Liebe entspricht dem für den Gesamtbereich der Kultur der Emotionen beschriebenen Prozeß des Nachlassens der Affektkontrolle und der zunehmenden Informalisierung.

Das Erleben und Ausleben eigener Liebesgefühle stößt aber dort an seine Grenzen, wo die Autonomie des Partners tangiert wird. Das Zauberwort der Semantik der Konfliktregelung lautet hier Kommunikation. Nicht der Rückgriff auf tradierte Rollenerwartungen oder religiöse Deutungsmuster, sondern der Eintritt in einen Prozeß der diskursiven Willensbildung, des Aushandelns von Aufgaben und Erwartungen und der sprachlichen Rekonstruktion von emotionalen Bedürfnissen wird hier empfohlen. Damit sind zwei Motive angedeutet, die nicht allein eine Reformulierung des Liebesmythos betreffen, sondern auf eine veränderte Gefühlkultur insgesamt verweisen: zum einen die Legitimation des Auslebens von Gefühlen und Befindlichkeiten, zum zweiten die Versprachlichung von Emotionen im Konfliktfall.

Das Bild, das hier von einer Änderung der Liebessemantik skizziert wurde, ist sicherlich überzeichnet. Es dient in dieser Polarisierung aber als Folie, um die Konturen des Wandels deutlicher werden zu lassen. Im Hinblick auf die gegenwärtige Realität gewinnt man den Eindruck, daß die Konjunktur der extremen Variante der neuen Kodierung schon vorbei ist, eine abgeschwächte Form des neuen Codes aber Schritt für Schritt Allgemeingut der Gesamtkultur wird – spekuliert, natürlich.

2. Neue Identitätskonzepte: das emotionale Selbst

Ändert sich der kulturelle Rahmen der Weltdeutung insgesamt, so ist damit nicht nur eine Veränderung der kulturellen Definitionen von Emotionen verbunden, sondern auch ein Wechsel in der Kodierung dessen, was als Persönlichkeitsentwurf möglich und akzeptabel ist. Grundlage einer

solchen Vermutung ist die Hypothese, daß Identität selbst ein sozial konstruiertes, symbolisches Konstrukt ist, das entsprechend auch sozialen Wandlungsprozessen unterworfen ist. Ein Teilbereich von Identitätsentwürfen ist der des emotionalen Selbst.

Ralph Turner hat schon 1971 (gedruckt 1976) auf den Wandel der kulturellen Fassung des ‚real self‘ aufmerksam gemacht und ihn mit den Attributen ‚from institutional to impulsive self‘ begrifflich zu fassen versucht. ‚Institutional self‘ meint dabei die Identitätskonstruktionen, die sich entlang institutionalisierter Erwartungen und Rollen orientieren, und das ‚wahre Selbst‘ in der optimalen Erfüllung geltender Rollenmuster erblicken. Identität als ‚impulsive self‘ wählt hingegen als Bezugspunkt der Orientierung nicht externe Rollenerwartungen, sondern die Ausrichtung an inneren Bedürfnissen und Befindlichkeiten.

James Benton hat in seiner unveröffentlichten Dissertation (1981) die These Turners, daß sich ein schrittweiser Wandel der Identitätsformen vom ‚institutional‘ zum ‚impulsive self‘ vollziehen würde, aufgegriffen und einer empirischen Untersuchung unterzogen. Mit Hilfe einer systematischen Inhaltsanalyse hat er den Wandel der Darstellung der ‚Idealen Persönlichkeit‘ in einem amerikanischen Wochenmagazin über den Zeitraum von 1920 bis 1978 verfolgt und rekonstruiert. Dabei diente als Raster der Klassifikation die Frage, ob zur Identitätsbeschreibung transzendente Symbole oder immanente Symbole herangezogen wurden. Transzendente Symbole der Identitätsdefinition sind solche, die den Idealtypus von Identität durch Attribute bestimmt, die außerhalb der Persönlichkeit selbst liegen: religiöse Bindungen, konformes Verhalten und Anpassung an Erwartungen z.B. . Immanente Symbolik meint, daß die äußeren Determinanten der Identitätskonstruktion als unnatürlich und zwanghaft angesehen werden und stattdessen auf intrapsychische Symbole zurückgegriffen wird: Sensibilität, Triebkonzepte und Emotionen sind solche Symbole der immanenten Identitätsstiftung. Das Begriffspaar transzendent/immanent entspricht also der Turnerschen Konzeption von institutional und impulsive.

Nimmt man die beiden Identitätsformen als Idealtypen, so sind empirisch immer nur Mischformen zu verzeichnen, allerdings mit einer jeweiligen Schwerpunktsetzung auf einen der beiden Pole. Benton konnte nun in der Analyse der Zeitschriftenmagazine seine Hypothese bestätigen. In der Tat hat ein Wandel der dort gezeichneten Idealvorstellung von Persönlichkeit stattgefunden, den man als Wechsel von einer mit transzendenten Merkmalen bestimmten Konzeption hin zu einer durch immanente Symbole gekennzeichneten Identitätsfigur beschreiben kann. Die Kritik an transzendenten Symbolen wird immer lauter, Anpassungserwartungen an institutionelle Rollen immer geringer, abweichendes Verhalten oder mißglückte Identitätswürfe den sozialen Bedingungen angelastet, die die wahre Persönlichkeit unterdrücken. Stattdessen finden sich, vor allem seit dem Ende der 60er Jahre, immer mehr Verweise auf immanente Bezugsgrößen und hier spielen Emotionen nun eine entscheidende Rolle. Sie werden als Referenzpunkt sowohl für die Selbstdefinition als auch als Argumentationsformel immer stärker ins Feld geführt. Sich als ängstlich, wütend, liebend, begehrend, depressiv oder fröhlich darzustellen, wird kulturell immer mehr akzeptabel und als Legitimationsformel für Handlungen oder gerade für Fehlhandlungen verwendbar.

Daß hier Emotionen besonders für eine Identitätsstiftung taugen, liegt an der besonderen Beschaffenheit von Emotionen (für den Bereich der Angst vgl. Luhmann, 1986, Kap. XIX). Emotionen können als funktionales Äquivalent für andere Formen der Sinngebung dienen und zwar als stabiles und haltbares Äquivalent, weil sie sich durch keines der gesellschaftlichen Funktionssysteme wegeregulieren lassen; sie sind durch die ausdifferenzierten Funktionssysteme nicht kontrollierbar.

Emotionen können für sich Authentizität verbuchen, da sich jeder Akteur selbst bescheinigen kann, daß er sie hat, ohne daß andere dies widerlegen könnten. Wer Emotionen hat und sie zeigt und für die eigene Identitätspolitik verwendet, ist moralisch im Recht, da Emotionen im Kommunikationsprozeß nicht bestritten werden können.

Diese Merkmale des Emotionalen machen Gefühle für Identitätsstiftungsprozesse besonders geeignet. Die Frage ist nur, unter welchen Bedingungen ein solcher Rückgriff erfolgt, welches die sozialen Voraussetzungen für eine Umkodierung von Identität sind.

Hier spielen sicherlich Faktoren der Wohlfahrtsstaatsentwicklung, der Veränderung des Verhältnisses von Arbeitszeit und Freizeit und der Einkommenssteigerung – Faktoren, die bereits bei der Diskussion der Ursachen von Informalisierungsprozessen angeführt wurden – eine Rolle. Der Rückgriff auf die Symbolik der Emotionen ist aber auch im Zusammenhang mit der Frage, welche funktionalen Alternativen an Identitätssymbolik zur Verfügung stehen, zu sehen. Überspitzt könnte man in Anlehnung an Luhmann formulieren: Emotionen sind das moderne Apriori; sie sind das Prinzip, das nicht versagt, wenn alle anderen Prinzipien versagen (Luhmann, 1986, S. 240). Der Wechsel des Referenzgesichtspunktes von einer transzendenten Symbolik hin zu immanenten Begriffen steht im Zusammenhang mit dem Nachlassen der Überzeugungs- und Strukturierungskraft transzendenter Deutungsangebote. Auf Prozesse der Säkularisierung und der Rationalisierung der Lebenswelt habe ich bereits hingewiesen. Ulrich Beck (1985) nennt in seiner Skizze einer ‚anderen Moderne‘ weitere Faktoren der Auflösung institutioneller Sinnangebote, die einen Rückgriff auf immanente Symbolik wahrscheinlich machen.

Beck geht davon aus, daß die Basis selbstverständlichkeiten der Industriegesellschaft zunehmend brüchig und zweifelhaft werden: ihr Rationalisierungsfundament in Form von Wissenschaft und Technik, ihre typischen Arbeits- und Lebensformen (soziale Klassen, Familie, Geschlechtsrollen, Arbeitsorganisation), sowie ihre politischen Institutionen.

Dem Zerbrechen der jenseitigen Heilsgewissenheiten entspricht heute ein Zerbrechen der diesseitigen Gewißheiten der wissenschaftlich-industriellen Revolution. Beck stützt eine solche These auf zwei Beobachtungen. 1. Innerhalb wissenschaftstheoretischer Diskussionen, auch und besonders innerhalb der Naturwissenschaften, gewinnen relativistische Konzepte zunehmend an

Bedeutung; naturwissenschaftliche Forschung und deren Ergebnisse werden als Konstrukte interpretiert, die vormals naturalistische Welt wird kontingent. 2. Die wissenschaftlich-technische Entwicklung hat einen Punkt erreicht, an dem die Risikoproduktion von Wissenschaft deren Nutzen übersteigt. Ein Zerschneiden des Glaubens in den durch die Entwicklung der Technik produzierten Fortschritt ist die Folge.

Das Szenarium an Strukturveränderungen, das Beck für den Bereich der Arbeit und der Produktion zeichnet, soll durch ein längeres Zitat dokumentiert werden. „Beruhte das ‚alte‘, industrielle Beschäftigungssystem auf hochgradigen Standardisierungen des Arbeitsvertrages und des Arbeitseinsatzes, und zwar sowohl in den zeitlichen als auch in den räumlichen Normierungen, so handelt es sich bei dem heute sich abzeichnenden System demgegenüber um ein entstandardisiertes, pluralistisches Unterbeschäftigungssystem mit hochflexiblen arbeitszeitlichen und räumlichen dezentralen Einsatzformen von Erwerbstätigkeit. Die Grenzen zwischen Arbeit und Nichtarbeit beginnen sowohl in der Zeit- wie in der Ortsdimension zu verschwimmen, Erwerbsarbeit diffundiert und wird daher— ganz analog zu den Risiken — von ihren Rändern her mehr und mehr gesellschaftlich unsichtbar“ (Beck, 1985, S. 28).

Bedenkt man zugleich, daß der Grad an Mobilität gestiegen ist, so wird verständlich, wieso Beck davon ausgeht, daß Klasse und Milieu als Nährboden für Identitätsschöpfung zunehmend an Bedeutung verlieren. Eine Flexibilisierung in allen Bereichen des Berufslebens macht eine gleichzeitige und von homogenen Gruppierungen getragene Solidarität unwahrscheinlicher. Allein der Rückgriff auf Individualität bleibt als Ausweg der Sinnstiftung.

Eine ähnliche Flexibilisierung tradierter Rollen und Erwartungen läßt sich im privaten Bereich beobachten. Die traditionelle Rollenteilung zwischen Mann und Frau greift nicht mehr, Austauschprozesse darüber, wer was macht und ist, bieten Ersatz. Konventionen der Verhaltensorientierung verlieren an Bedeutung, Selbstgestaltungsmöglichkeiten werden erhöht; zur Ehe auf lebenslänglich haben sich Alternativen entwickelt, ein weiterer Faktor der Pluralisierung.

All diese Entwicklungslinien, die hier nur angedeutet werden konnten, summieren sich zu einem zentralen Trend: Die Menschen werden wie niemals zuvor in der Geschichte — so Beck — aus traditionellen Vorgaben und Lebensfor-

men freigesetzt und auf sich selbst als Akteure gestellt. Vorbilder und Schablonen für Identitätsbildungsprozesse werden — so könnte man in Fortsetzung der Beck'schen Überlegungen spekulieren — unter solchen Bedingungen dann ‚innen‘ gesucht und gefunden. Fündig wird man u.a. bei den eigenen Emotionen. Diese bilden eine Orientierungsgröße für Selbstdefinitionen, für ein emotionales Selbst. Der von Benton beschriebene und rekonstruierte Wandel von Identität ließe sich vielleicht in solcher, hier beschriebenen Weise erklären. Daß für eine an immanenten Symbolen orientierte Identitätssuche neben Emotionen auch der Rückgriff auf Körpersymbolik eine Rolle spielt, darauf hat Volker Rittner mehrmals hingewiesen (zuletzt 1985). Körper und Emotionen sind aber, wie in dem Kapitel B I gezeigt wurde, eng miteinander verwoben.

Die empirischen Belege, auf die zur Stützung der These eines Wandels der Identitätskonzepte Bezug genommen werden konnte, sind recht spärlich. Ähnlich spekulativ bleibt die Diskussion der Ursachen eines solchen Wandels. Hier sind weitere Forschungen vonnöten.

3. Kommerzialisierung und Kolonialisierung des Emotionalen

Prozesse der Informalisierung und Versprachlichung und die Entwicklung neuer Identitätskonzepte, in denen Emotionen eine besondere Rolle spielen, sind Entwicklungslinien, die nur eine Seite eines heterogenen Wandlungsprozesses ausmachen. Parallel dazu lassen sich andere Formen des Umgangs mit Emotionen aufspüren, die auch eine Variante gesellschaftlicher Entwicklung verkörpern, mit dem zuerst beschriebenen Trend aber in keinerlei Verbindung stehen, ja ihm diametral entgegengesetzt sind. Arlie Hochschild hatte in ihrer Studie über Emotionsarbeit von Stewardessen bereits auf den im folgenden im Mittelpunkt stehenden Prozeß der Kommerzialisierung von Emotionen hingewiesen.

Damit sind Prozesse gemeint, die die Bedeutungsstiftung von Emotionen via Gefühlsregeln aus dem Bereich

des privaten Aushandelns der Bedeutung abkoppeln und in eine nach Marktkriterien organisierte Form der Bedeutungssetzung transformieren. Definitionen des richtigen Fühlens und des richtigen Ausdrucks von Emotionen werden für viele Berufe ein Teil der Berufsrollendefinition, Emotionsarbeit ist dann die institutionalisierte Erwartung, den von der Ökonomie definierten Gefühlsregeln gerecht zu werden und Diskrepanzen mit der eigenen Befindlichkeit abzuarbeiten. Die Techniken der Emotionsarbeit sind, wie in dem Kapitel über Copingstrategien erläutert, vielseitig: Sie reichen von der Beeinflussung der Physiologie bis hin zu kulturellen Umdeutungen von Gefühlsregeln, sie beziehen sich auf den Ausdruck von Emotionen wie auf das Fühlen selbst. Was Emotionsarbeit nun genau ist, habe ich bereits hinreichend ausführlich dargestellt.

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen makrosoziale Wandlungstendenzen im Umgang mit Emotionen. Die folgenden Ausführungen gelten dem Versuch, zum einen die veränderten Anforderungen an Emotionsarbeit im Erwerbsleben mit Hilfe und in Erweiterung des Habermas'schen Theorems der Kolonialisierung der Lebenswelt zu deuten, zum zweiten den unterstellten Wandel im Umgang mit Emotionen empirisch plausibel zu machen.

Bei der Beschreibung von Versprachlichungstendenzen des Emotionalen und der Erklärung von Informalisierungsprozessen aus Säkularisierungsprozessen wurde bereits auf die Habermas'sche Theorie des kommunikativen Handelns Bezug genommen. Zur Deutung von Kommerzialisierungstendenzen des Emotionalen läßt sich wieder an Habermas anknüpfen. Die Kehrseite des Prozesses der Rationalisierung der Lebenswelt ist der ihrer Kolonialisierung. Kommerzialisierung des Emotionalen läßt sich als eine spezifische Form der Kolonialisierung der Lebenswelt interpretieren, und zwar als das Eindringen ökonomischer Rationalität in einen an sich lebensweltlich organisierten Privatbereich.

Habermas unterscheidet zwischen einer Systemperspektive und einer Lebensweltperspektive einer Theorie der Gesellschaft. Der theoretischen Doppelperspektive entspricht die unterschiedliche Beschaffenheit des Sozialen: Lebenswelt nennt Habermas das

gemeinsam von einer Kommunikationsgemeinschaft geteilte Hintergrundwissen, die gemeinsam geteilten Deutungsmuster von Wirklichkeit, die selbstverständlich gegeben sind und Handlungen – und in Ergänzung eben auch Emotionen – vorstrukturieren und in ihren Bedeutungen festlegen. Solche Deutungsmuster konstituieren sich in der Interaktion und werden auch in der Interaktion reproduziert (Habermas, 1981, II, S. 209 ff.).

System meint dagegen den integrierten Zusammenhang von nicht-intendierten Handlungen, der sich aus einer funktionalen Vernetzung von Handlungsfolgen ergibt. Die Lebensweltperspektive ist die der sinnstiftenden Akteure, die Systemperspektive die des unbeteiligten Beobachters. Gesellschaft sowohl als System als auch als Lebenswelt zu betrachten, beinhaltet also einmal, Gesellschaft unter dem Aspekt eines selbstgesteuerten Systems zu analysieren, zum anderen unter der Perspektive symbolischer Strukturen, die durch das kommunikative Handeln der Akteure produziert werden.

Gesellschaftliche Evolution ist nach Habermas zum einen ein Prozeß der zunehmenden Rationalisierung der Lebenswelt, zum anderen ein Prozeß der fortschreitenden Entkopplung von System und Lebenswelt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist der erste Systemzusammenhang, der sich fast vollständig aus der lebensweltlichen Verankerung gelöst, sich auf eine nur ihm eigene Rationalität spezialisiert, autonome Organisationen entwickelt hat und über das Steuerungsmedium Geld integriert wird (vgl. Habermas, 1981, II, S. 473). Durch den institutionalisierten Austausch von (einer lebensweltlich ‚produzierten‘) Arbeitskraft gegen Arbeitseinkommen wird ein solcher Prozeß ermöglicht.

Habermas selbst thematisiert Emotionsarbeit nicht, hält aber das Verhältnis des Austausches von Arbeitskraft und Einkommen nicht für grundsätzlich problematisch. Zwar habe sich die Monetarisierung und Bürokratisierung von Arbeitskraft keineswegs schmerzlos vollzogen – Marx' Warentheorie der Arbeit legt davon theoretisch Zeugnis ab –, problematisch und damit zu Pathologien führend sei aber allein das Eindringen der Medien Geld und Macht in die Autonomie der Kaufentscheidungen unabhängiger Konsumenten und vor allem in die Autonomie der Wahlentscheidungen souveräner Staatsbürger (vgl. Habermas, 1981, II, S. 475). Entsprechend bezeichnet Habermas allein das Zurechtstutzen von Gebrauchswertorientierungen in Nachfragepräferenzen und die Transformation von öffent-

lich artikulierten Meinungen in Massenloyalität als Kolonialisierung der Lebenswelt.

Die Unterscheidung, die Habermas zur Klassifikation, ob eine Transformation eines genuin lebensweltlichen Bereichs in einen über Medien gesteuerten, systemischen Bereich pathologisch ist oder nicht, einführt, scheint mir nicht plausibel. Auch Emotionen sind, zumindest was ihre Definition durch Gefühlsregeln anbelangt, an den lebensweltlichen, kulturellen Kontext gebunden; sie erfahren ihre Bedeutung in einem Zusammenspiel kulturell vorgegebener Sinnmuster, Aktualisierung und gleichzeitiger Veränderung der Bedeutung durch die handelnden Akteure. Werden solche Bedeutungsstiftungsprozesse aufgehoben und unmittelbar an die ökonomische Rationalität der Profitmaximierung angeschlossen, dann läßt sich dies sicherlich als Kolonialisierung der Lebenswelt interpretieren. Die Auswirkungen eines solchen Prozesses ziehen zum Teil pathologische Folgen nach sich. Hochschild berichtet in ihrer Studie über Emotionsarbeit von Stewardessen von einem Phänomen des ‚burn-out‘ als Ergebnis einer permanenten Einstellung und Ausrichtung der eigenen Emotionen entlang der Bedürfnislinien der Kunden: Sich selbst nicht mehr zu finden, der emotionalen Identität verlustig zu gehen, sind Erscheinungen, die offensichtlich mit einer ständigen Emotionsarbeit verbunden sind; der Rückgriff auf physiologische, unterstützende Copingstrategien in Form der Einnahme von Psychopharmaka ist der oft gewählte Ausweg (Hochschild, 1983, S. 187 ff.). Welche genauen Folgen für die psychische und körperliche Gesundheit mit einer ständigen Emotionsarbeit verbunden sind, ist nicht hinreichend bekannt.

Die Bezugnahme und die Ausdehnung der Habermaschen Theorie der Kolonialisierung auf den Bereich des Emotionalen sollten den beobachtbaren Sachverhalt der Kommerzialisierung des Emotionalen in einen größeren theoretischen Zusammenhang rücken und damit auch ein weitreichenderes Erklärungsangebot liefern. Thema dieses Kapitels sind Wandlungstendenzen, die man vorsichtig als ‚Schritte auf dem Weg zur Postmoderne‘ beschreiben kann. Für den Bereich der Kommerzialisierung des Emotionalen ist aber noch nicht geklärt, was sich denn tatsäch-

lich in welchem Ausmaß gewandelt hat, und wie sich die Vermutung von der Kolonialisierung des Emotionalen empirisch plausibel machen läßt. Die These lautet, daß sich der Anteil an Erwerbstätigen in den Berufen, die mit Emotionsarbeit verbunden sind, erheblich vergrößert hat im Vergleich zur Gesamtzahl der Erwerbstätigen.

Ilona Ostner und Angelika Willms (1983) haben den Wandel der Berufsstruktur in Deutschland von 1925-1978 auf der Basis eines von Angelika Willms entwickelten Klassifikationssystems für Berufe (1983) rekonstruiert. Ich habe deren Einteilung in Berufsfelder übernommen, gleichzeitig die Berufsfelder umgruppiert in die drei Kategorien: ‚Nicht-personenorientierte Berufe‘, ‚Berufe, die sowohl personen- als auch sachorientiert sind‘ und ‚Personenorientierte Berufe‘. Dabei gehe ich davon aus, daß je personenorientierter eine Arbeit ist, sie desto mehr Emotionsarbeit erforderlich macht. Die Einteilung der verschiedenen Berufsfelder in die drei Kategorien ist eine ‚Defensiv-Klassifikation‘, das heißt, ich habe mich in Zweifelsfällen eher gegen eine Einteilung in die Kategorie der Emotionsarbeiter entschieden. So sind z.B. ein Teil der Verwaltungs- und Büroberufe, die immerhin 1978 25,7% der Gesamtbeschäftigten ausmachen, zum Teil auch Berufe, in denen Emotionsarbeit erforderlich ist. Eine genaue Analyse müßte auf die kleinste Aggregationsebene, die Einteilung in Berufe, zurückgreifen. Das konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden.

Tabelle 1: Berufsstruktureller Wandel in Deutschland 1925-1978, in Prozent

Berufsfelder	1925	1939	1950	1961	1970	1978
Nicht personenorientierte Berufe	85,4	85,5	82,7	79,7	76,9	73,5
Berufe, die sowohl personen- als auch sachorientiert sind	11,9	11,7	13,4	16,0	17,4	17,6
Personenorientierte Berufe	2,7	2,8	3,9	4,3	5,7	8,9

Quelle: Eigene Berechnungen aus den Angaben von Ostner und Willms (1983), S. 222.

Bilanziert man die Ergebnisse bezüglich der Frage nach einem Wandel der Berufsstruktur, so ergibt sich folgendes:

Auch wenn der Anteil der Erwerbstätigen in mit Emotionsarbeit verbundenen Berufen im Vergleich zu den anderen Berufskategorien immer noch relativ gering ist, so hat sich in den letzten 50 Jahren dieser Anteil doch verdreifacht. Die Hypothese einer Änderung der Erwerbsstruktur in Richtung einer zunehmenden Bedeutung von Emotionsarbeit läßt sich also bestätigen. Darüber hinaus scheint der Anteil der ‚Emotionsarbeiter‘ stärker gewachsen zu sein, als dies die Zahlen ausdrücken. Die Tabelle zum berufsstrukturellen Wandel in Deutschland setzt ja voraus, daß sich die einzelnen Berufsdefinitionen von 1925 bis 1978 nicht gewandelt haben. Nun kann man aber vermuten, daß die Anforderungen an Emotionsarbeit in den einzelnen Berufen gestiegen sind. Ein Lehrer oder ein Arzt, aber auch ein Verkäufer stand 1925 sicherlich weniger unter der Verpflichtung, sich den Bedürfnissen seiner Klienten anzupassen, als dies heute der Fall ist. Die Bedeutungen der Berufe haben sich in der Weise geändert, daß es immer mehr zur Berufsdefinition gehört, Emotionsarbeit zu leisten, die Techniken sind zugleich elaborierter geworden. Insofern kann man von einer in den Zahlen nicht zum Ausdruck kommenden Zunahme von Emotionsarbeit sprechen. ‚Addiert‘ man dazu die quantitative Zunahme von Erwerbstätigen in Berufsfeldern, die mit Emotionsarbeit verbunden sind, dann läßt sich die These von einem Wandel der Berufsstruktur bestätigen.

Auf einen besonderen Aspekt des Wandels der Berufsstruktur soll noch kurz eingegangen sein. Schaut man sich die von Ostner und Willms (1983, S. 223) zusammengestellten Daten zur Frauenquote in den einzelnen Berufsfeldern nach den hier eingeführten drei Kategorien an, so fällt auf, daß es vor allem die Frauen sind, die Emotionsarbeit leisten (vorausgesetzt, es handelt sich um einen Beruf, der nicht mit sehr hohem Status verbunden ist (wie z.B. bei Ärzten), denn dann sind die Frauen wieder unterrepräsentiert).

Daß die Frauen in den Berufen, in denen Emotionsarbeit erforderlich ist, überrepräsentiert sind, scheint mir kein Zufall zu sein. Frauen besitzen sozialisationsbedingt bessere

Ressourcen für ein erfolgreiches Emotionsmanagement. Die im weiblichen Sozialisationsprozeß angelegte Überbetonung von physischen Attributen (Schönsein zu demonstrieren, sich schminken und zurechtmachen, Wert auf die Figur legen) ist eine gute Voraussetzung für ein erfolgreiches Expressionsmanagement (vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, 1976, S. 137). Aber auch für ein deep-acting bringen Frauen bessere Voraussetzungen mit. Hausarbeit und die traditionelle Frauenrolle sind in der Regel so konzipiert, daß die Handlungsorientierungen der Frauen und deren Selbstkonzepte sich an den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder orientieren: Die Sorge für und Orientierung an den Kindern und die Karriere des Mannes stehen häufig im Mittelpunkt des eigenen Lebens. Die Konzentration auf die Bedürfnisse der anderen, die Orientierung der eigenen Befindlichkeiten an den Gefühlsregeln, die von außen gesetzt werden und die Forderung, sich diesen per Emotionsarbeit anzupassen, sind aber genau die Kriterien, die Berufe auszeichnen, in denen Emotionsarbeit erforderlich ist. Der systemische Bereich der Berufsarbeit kann hier gleichsam auf lebensweltlich ausgebildete Ressourcen zurückgreifen und sie für seine Zwecke instrumentalisieren.

4. Organisationen im Wandel: die zunehmende Bedeutung emotionaler Konstruktionsformen

Stand im Fokus des vorangegangenen Kapitels der Wandel der Bedeutung von Emotionen in der Kommunikation zwischen Berufstätigen (zum Teil selbst eingebunden in eine Organisation) und ihrer Klientel, so möchte ich davon die Veränderung der *internen* Organisationsstruktur unterscheiden, deren Analyse die folgenden Ausführungen gelten.

Wurde bei der Analyse von Informalisierungs-, Versprachlichungs- und Kommerzialisierungsprozessen des Emotionalen an die in der Systematik einer Emotionssoziologie entwickelte Fragestellung nach den sozialen Ursachen von Emotionen, *hier speziell: der kulturellen Kodierung von Gefühlen, angeschlossen, so werde ich, zwecks Beschreibung des Wandels von Organisationen, auf die*

Analyse der Modi der Konstruktion sozialer Wirklichkeit zurückgreifen. Dabei möchte ich versuchen, folgende Hypothese plausibel zu machen: Organisationen unterliegen einem Wandel, der sich u.a. durch eine zunehmende Bedeutung emotionaler Konstruktionsformen kennzeichnen läßt.

Der Systemtypus Organisation ist gleichsam der Idealtypus an Sozialsystem der modernen Gesellschaft. Wir hatten gesehen, daß sich der Sinnzusammenhang Organisation, neben einer Beschreibung durch die Strukturmerkmale (Spezifität der Handlungsorientierung, Dauerhaftigkeit der Beziehungen, Institutionalisierung von Unpersönlichkeit durch Trennung von Motivstruktur und Systemstruktur) durch das Merkmal der Dominanz kognitiver Konstruktionsleistungen (im Vergleich zu einer Vernachlässigung emotionaler Formen der Konstruktion) beschreiben läßt. Systemtypus und Konstruktionsform stehen in einem sich ergänzenden Verhältnis zueinander.

Vergewissern wir uns des Zusammenhangs zwischen der Struktur von Organisationen und kognitiven Konstruktionsformen etwas genauer: Organisationen sind *affektiv-neutral*, weil sie die Handlungsorientierung nicht an Gefühlsdispositionen und emotionale Orientierungen ihrer Mitglieder anschließen, sondern eine Formalisierung von Verhaltenserwartungen und die Übernahme von Mitgliedschaftspflichten an den Tausch gegen Einkommen koppeln und damit Unpersönlichkeit institutionalisieren. Sie fördern eine *spezifische* Handlungsorientierung, indem sie die Handlungen nicht an Personen, sondern an Rollen und Vorschriften orientieren, sie begünstigen *performative* Einstellungen, weil sie auf Änderung und Flexibilität angelegt sind, und sie bevorzugen *universalistische* Orientierungen, weil sie eine partikuläre Orientierung auf Objekte, konkrete Aufgaben und Gegenstände verhindern. Schließlich präferieren sie eine *sequentielle* Form der Welterfassung, weil sich dadurch Problemstellungen hintereinander klein- und abarbeiten lassen.

Nun verhält es sich mit Organisationen und den Modi der Konstruktion sozialer Wirklichkeit ähnlich wie mit allen Sinnzusammenhängen. Sie bilden Systeme in spezifi-

schon Umwelten und lassen sich als sinnhafte Lösungen von Problemstellungen begreifen; ihre Strukturbesonderheiten ergeben sich allein in bestimmten Umweltkonstellationen und sind als Antwort auf diese zu lesen. Entsprechend ist zu erwarten, daß sich mit der Änderung von Umweltfaktoren sowohl die Struktur von Systemen als auch das Mischungsverhältnis der beiden Konstruktionsformen ändert.

Die hier zu entwickelnde These läßt sich dann wie folgt formulieren: In der Entwicklung des Systemtypus Organisation deutet sich eine Veränderung dahingehend an, daß sich das traditionelle Mischungsverhältnis von emotionaler und kognitiver Konstruktion in der Weise wandelt, daß emotionale Konstruktionsformen zunehmend an Bedeutung gewinnen. Damit ist nicht gemeint, daß der emotionale Modus in Organisationen zum dominanten würde, allein, daß er an Bedeutung gewonnen hat. Ich werde versuchen, diese These in einem ersten Anlauf theoretisch plausibel zu machen, um dann im folgenden empirische Ergebnisse zur Absicherung des theoretischen Befundes einzuspielen.

Das Theorem eines Entsprechungsverhältnisses zwischen äußerer Umwelt und der Systemstruktur von Organisationen ist in dem kontingenztheoretischen Ansatz von Jay W. Lorsch und John J. Morse (1974) systematisch ausgearbeitet worden. In einer vergleichenden Untersuchung von vier produzierenden Betrieben und sechs Forschungslaboratorien fragten sie nach dem optimalen Verhältnis zwischen externer Umwelt, Organisationsstruktur und der inneren Umwelt, eingespielt durch die beteiligten psychischen Systeme. Man kann die Ergebnisse der Untersuchung von Lorsch und Morse auf eine recht allgemeine Formel bringen: Die optimale Paßform zwischen Umweltbedingungen, Organisationsstruktur und Konstruktionsformen ist dann erreicht, wenn bei hoher Umweltkomplexität die Organisationsstruktur mit hoher Kontingenz ausgestattet ist, gleichzeitig Modi der Konstruktion von Wirklichkeit zur Geltung kommen können, die sich durch eine hohe Komplexitätserfassung auszeichnen et vice versa (vgl. Lorsch und Morse, 1974, S. 112 f.). Die Bereiche Umweltkomplexität und Kontingenz der Systemstruktur lassen sich nun in mehrere Teildimensionen zerlegen.

Für die Umwelt läßt sich zwischen der Informationskomplexität, der ein System ausgesetzt ist, der Zeitkomplexität, nach der ein System feed-back über seine Wirksamkeit erhält und der Aufgabenkomplexität, der eine Organisation gegenübergestellt ist, unterscheiden. Der Bereich der inneren Struktur unterteilt sich in die Dimensionen a. Einfluß und Kontrollstruktur, die darüber entscheidet, wie hoch die Freiheitsgrade der einzelnen Mitarbeiter bei der Entscheidungsfindung sind, b. die Koordinationsstruktur der Arbeitsaktivitäten, die den Anteil an Team-Arbeit festlegt, c. die interne Zielstruktur, die bestimmt, inwieweit die Zieldefinition in den Aufgabenbereich der Mitarbeiter fällt, und d. die interne Zeitstruktur, die über kurzfristige oder längerfristige Erfolgsorientierung entscheidet.

Die Kontingenz der inneren Struktur von Organisationen in den einzelnen Dimensionen bestimmt das Verhältnis der Interpenetration zwischen Systemstruktur und beteiligten psychischen Systemen. Je ‚weicher‘ die Systemstruktur, je kontingenter die einzelnen Dimensionen, desto ‚mehr‘ Potential der beteiligten Personen kann in den systemischen Zusammenhang einfließen, desto höher sind die Freiheitsgrade, aber auch die Unsicherheiten oder anders formuliert: desto höher ist der Subjektivitätsbedarf von Organisationen (vgl. Uwe Schimank, 1986). Güterproduzierende Betriebe in einer Umwelt mit relativ geringer Komplexität sind dann am erfolgreichsten, wenn die interne Organisationsstruktur wenig Kontingenzen eröffnet, der ‚Einschuß‘ an Subjektivität also entsprechend gering ist; für Forschungslaboratorien, die in einer turbulenten Umwelt agieren müssen, erweist sich umgekehrt eine kontingente Organisationsstruktur als funktional, die Chancen der subjektiven Gestaltung sind entsprechend hoch zu veranschlagen.

Ich möchte daran zwei Überlegungen anschließen: 1. Es läßt sich plausibel machen, daß ein hoher Subjektivitätsbedarf von Systemen mit einer Präferenzierung emotionaler Konstruktionsformen einhergeht, wie umgekehrt ein geringer Grad an Inklusion von psychischen Systemen in soziale Sinnzusammenhänge Schnittmengen mit einer kognitiven Konstruktionsform aufweist. 2. Die aus einem *Organisationsvergleich* gewonnenen Ergebnisse von Lorsch und Morse lassen sich für eine *Theorie des Wandels von Organi-*

sationen fruchtbar machen, wenn man eine Verschiebung des horizontalen Vergleichs in eine Perspektive des zeitlichen ‚hintereinander‘-Vergleichs von Organisationen begründen kann. Der unterstellte Wandel vollzieht sich dann von Organisationen, die in relativ strukturierten Umwelten agieren, mit einer formalen Struktur ausgestattet sind und relativ wenig Subjektivitätsbedarf haben, hin zu einem Systemtypus, der in komplexen Umwelten agiert, durch eine ‚weichere‘ Struktur gekennzeichnet und in stärkerem Maße auf die Potentiale der beteiligten Akteure angewiesen ist. Kommen wir aber zuvörderst zum ersten Punkt.

Steigt der Subjektivitätsbedarf von Organisationen, so kann dies in zweifacher Weise Einfluß auf einen veränderten Umgang mit Emotionen nach sich ziehen.

1. Die Öffnung der formalen Struktur gegenüber der inneren Umwelt ermöglicht, daß Emotionen in der Kooperation zwischen Personen stärker als strukturierendes Prinzip ins Spiel kommen. Geht man davon aus, daß der Kooperationsbedarf zwischen Beschäftigten steigt, daß Abstimmungen zwischen den einzelnen Arbeitsprozessen immer notwendiger werden, so werden Emotionen als strukturierendes Prinzip immer bedeutungsvoller. Welche Folgen und Folgeprobleme für die Organisationsstruktur sind damit verbunden? Eine Stärkung emotionaler Konstruktionsformen bewirkt, daß eine vormals spezifische Handlungsorientierung, festgehalten in formal definierten Rollen, nun in eine zunehmend *diffuse* Orientierung an Personen überführt wird. Emotionale Gestimmtheiten, Abneigungen und Sympathien gegenüber Kollegen geben dem Feld seine Prägung. Damit ist zugleich ein weiteres Merkmal einer emotionalen Konstruktionsform angesprochen: Die Orientierung verliert den allein an den Systemzielen orientierten universalistischen Charakter und erhält einen *partikularistischen* Zuschnitt. ‚Mit wem man kann und mit wem nicht‘ kann zum strukturierenden Prinzip werden. Gerade das partikularistische Moment von Emotionen in Form einer emotionalen Bindung an besondere Personen oder Objekte kann zu Kollisionen mit den Organisationszielen führen. So funktional eine positive emotionale Bindung an Kollegen und Arbeitszusammenhänge sein kann, so arbeitsblok-

kierend kann umgekehrt eine gefühlsmäßige Strukturierung von Beziehungen sein, wenn sie mit den Systemzielen kollidiert.

All dies sind mögliche Folgen, die mit der Öffnung von Organisationen gegenüber ihrer inneren Umwelt und denen ins Spiel kommenden emotionalen Konstruktionsformen verbunden sein können.

Manche Organisationen tragen dem Rechnung, indem sie die emotionalen Beziehungsnetze selbst, in Form von Gruppendynamik und Supervision, zu entflechten suchen, wenn sie sich zu Dysfunktionalitäten verfestigt haben. Die zunehmende Bedeutung von Emotionen scheint eine nicht vermeidbare Folgeerscheinung zu sein, wenn der Subjektivitätsbedarf und die Notwendigkeit der Kooperation zwischen Akteuren sich erhöht. Organisationen müssen dann in einem zweiten Schritt dafür Sorge tragen, daß die emotionale Struktur nicht in Konflikt mit den Systemzielen gerät.

2. Emotionen werden aber noch in einem zweiten Sinne für Organisationen mit erhöhtem Subjektivitätsbedarf bedeutsam: als Form der Motivation durch eine emotionale Bindung an die Arbeit. Warum gerade eine vermehrte emotionale Bindung an die Arbeit bedeutsam wird, hängt mit den veränderten Anforderungen an die Arbeitskräfte zusammen.

Eine fortschreitende Technisierung sowohl der Produktion als auch der Verwaltung ermöglicht durch das Maschinensystem eine Reintegration von Arbeitsprozessen, die vormals, nach dem tayloristischen Prinzip der Arbeitszerlegung, auf mehrere Arbeitskräfte aufgeteilt waren. Im Bereich der Verwaltung leistet dies der Einsatz der dezentralen, arbeitsplatzbezogenen elektronischen Datenverarbeitung (Wolfgang Littek und Ulrich Heistig, 1986, S. 235), im Bereich der Produktion, im extremsten Fall, der Einsatz von Robotern. Das Aufgabenfeld der Beschäftigten zentriert sich dann mehr auf integrierende Tätigkeiten der Instandhaltung, Kontrolle und Überwachung komplexer Anlagen, Tätigkeiten also, die eine höhere Qualifikation und ein Mehr an intellektuellen Fähigkeiten erfordern. Zur Erfüllung dieser Aufgaben erweist sich ein Rückgriff auf das

„Gesamtarbeitsvermögen“ als funktional, die Aufweichung der formalen Struktur bildet den Weg, dies zu ermöglichen (vgl. Uwe Schimank, 1986).

Komplexe Arbeitsvermögen lassen sich aber nur in geringem Maße über Formen der sozialen Kontrolle aktivieren; sie bedürfen der intrinsischen Motivation der Akteure, die sich über eine emotionale Bindung an die Arbeit selbst herstellen läßt. Eine in kleinste Arbeitsschritte fragmentierte Arbeit ist durch Stoppuhr und Qualitätsvorschriften an den erwarteten Output kontrollierbar, nicht aber komplexe, intellektuelle Arbeiten. Diese entziehen sich dem überwachenden Auge. Handelt es sich zudem um kognitiv anspruchsvolle Arbeiten, so kann eine detaillierte Kontrolle durch formale Vorschriften eher demotivierend wirken. Zur Stützung dieser These läßt sich ein Argument aus der Anthropologie Helmuth Plessners anführen (1976).

Der aufrechte Gang des Menschen führt nach Plessner zum einen zur Erweiterung des Gesichtsfeldes und damit zur Entwicklung der Kognitionen, zum anderen zur Freisetzung der Gliedmaßen und damit zur Möglichkeit, diese weltgestaltend zu verwenden. Zu den Gliedmaßen entwickelt der Mensch ein instrumentelles Verhältnis, er kann sie als ihm äußerlich betrachten und deswegen für die Arbeit instrumentalisieren. Ein solch distanzierendes Verhältnis zu den eigenen „Werkzeugen“ ermöglicht eine Aufteilung der Arbeitsaufgaben, die mit ihnen bewältigt werden können, in kleinste Einheiten und damit zugleich eine Kontrolle der Erfüllung dieser Aufgaben. Anders verhält es sich mit der Möglichkeit der Aktivierung geistiger Fähigkeiten. Diese lassen sich nicht instrumentalisieren, sondern nur mediatisieren, weil intellektuelle Fähigkeiten nur ganzheitlich verfügbar sind. Man kann sich den Unterschied an einem einfachen Beispiel verdeutlichen: Während man die Hände beim Abwaschen von Geschirr instrumentalisiert, kann man ohne weiteres über andere Dinge als über Geschirrabwaschen nachdenken; versucht man hingegen eine mathematische Aufgabe zu lösen, so läßt sich der „Kopf“ daneben nicht für andere Dinge verwenden.

Für eine organisationsstrukturelle Aktivierung von eher intellektuellen Erfordernissen bedeutet dies, daß sich ein instrumenteller Zugriff eher als dysfunktional erweisen wird. Erforderlich sind Vorkehrungen, die das Gesamtarbeitsvermögen aktivieren. Organisationen erreichen dies, in-

dem sie versuchen, die Akteure emotional an die Arbeit zu binden und ihre Struktur mehr an den Bedürfnissen ihrer Mitglieder zu orientieren. Das gerade für Organisationen typische Auseinanderziehen von Systemstruktur und Motivstruktur wird dadurch teilweise rückgängig gemacht, die Institutionalisierung von Unpersönlichkeit zumindest partiell zurückgenommen.

Läßt sich plausibel machen, daß in Organisationen zunehmend intellektuelle Fähigkeiten nachgefragt werden, so ist es nur konsequent, wenn die interne Organisationsstruktur dem durch Versuche der emotionalen Bindung der Beschäftigten an die Arbeit nachzukommen versucht. Kann man mit diesen Argumenten theoretisch plausibilisieren, daß sich bei erhöhtem Subjektivitätsbedarf von Organisationen der Einfluß von Emotionen als strukturbildendes Moment verstärkt, weil zum einen die Notwendigkeit personeller Abstimmung steigt, zum anderen ein eher ganzheitlicher Zugriff auf das Arbeitsvermögen sich besser durch eine emotionale Bindung an die Arbeit herstellen läßt, so steht der empirische Nachweis aus, daß dieser Zusammenhang so richtig erfaßt ist und daß sich Organisationen in der beschriebenen Weise wandeln. Ein solcher Nachweis ist natürlich im Zusammenhang dieser Arbeit unmöglich zu führen, einige, die These unterstützende Vermutungen lassen sich aber einspielen.

Ein systematischer Vergleich von Organisationen im Wandel fehlt bis dato. Es läßt sich allein auf einen Vergleich organisationssoziologischer Studien zurückgreifen, die zu zwei verschiedenen Zeitpunkten durchgeführt worden sind und eine zumindest ähnliche Problemstellung besitzen. Horst Kern und Michael Schumann haben mit ihren beiden Studien von 1970 und 1984 eine solche Vergleichsmöglichkeit eröffnet, aus der sich Rückschlüsse auf den historischen Entwicklungstrend von Organisationsstrukturen ziehen lassen.

Die Autoren (1984) haben in drei ausgewählten Bereichen der industriellen Produktion (Automobilindustrie, Werkzeugmaschinenbau und chemische Industrie) die aktuellen Tendenzen von Technikeinsatz und Rationalisierung und die Konsequenzen für die Arbeitsstruktur untersucht. Die drei Bereiche wurden ausge-

wählt, weil sie nach Ansicht der Autoren die Kernsektoren der industriellen Produktion bilden, die zukünftig überleben und zudem strukturbestimmend sein werden. In diesen Kernsektoren finden zwei Formen der Rationalisierung statt: zum einen eine Freisetzung von Arbeitskräften durch eine fortschreitende Technisierung, zum zweiten, und nur darauf soll hier eingegangen werden, ein komplexer Umbruch der gesamten Industriekultur, der zwar quantitativ erst eine periphere Rolle spielt, aber in die Zukunft projiziert eine paradigmatische Wende der Gestaltung von Organisationsstrukturen andeutet.

Worin besteht die Änderung der Organisationsstruktur? Alle Konzepte der kapitalistischen Produktion beruhen bis jetzt auf der Annahme der Effektivitätssteigerung durch fortschreitende Technisierung der Produktion und dem Versuch des Ausschaltens des potentiellen Störfaktors menschliche Arbeit. Dagegen kommen die Autoren zu dem Ergebnis, daß der restriktive Zugriff auf die Arbeitskraft wichtige Produktionspotentiale verschonkt, dies von den untersuchten Unternehmen auch so erkannt wird, und es zu entsprechenden Umstellungen kommt.

Das klassische, strukturbildende Prinzip von Organisationen war die tayloristische Leitlinie der Fragmentierung, Disziplinierung und Entmündigung der Arbeitskraft. Statt einem Fortschreiten der Arbeitsteilung, fanden die Autoren Versuche, Arbeitsplätze und Tätigkeitsfelder breiter anzulegen, verschiedene Arbeiten zu integrieren und damit die Handlungsmöglichkeiten der Akteure zu erweitern (vgl. das Beispiel des Straßenführers in der Automobilindustrie in: Kern und Schumann, 1984, S. 79 ff.). Mit einer Reintegration verschiedener Tätigkeiten in einen Aufgabenbereich wird aber zugleich die Möglichkeit der Kontrolle geringer. Entdifferenzierung führt zu einer erhöhten Autonomie in der Entscheidungs- und Arbeitsdurchführung, die Chancen der Selbstbestimmung steigen, die der Fremdbestimmung und Kontrolle sinken.

Die Untersuchung von Kern und Schumann bestätigt die These eines gestiegenen Subjektivitätsbedarfs in Organisationen und der veränderten Anforderung an das Arbeitsvermögen in Richtung einer zunehmenden Nachfrage nach komplexen und eher intellektuellen Fähigkeiten und dies in einem Bereich, der traditionell als der am weitestgehend fragmentierte gegolten hatte. Die Untersuchung bestätigt

auch, daß die Formen der sozialen Kontrolle der Arbeit aufgeweicht worden sind, ob sie durch eine intrinsische emotionale Bindung der Beschäftigten an die Arbeit ersetzt worden sind, geht aus der Untersuchung nicht hervor, läßt sich aber vielleicht vermuten. Ebenfalls bestätigt wird die These der zunehmenden Notwendigkeit der Kooperation und der Teamarbeit. Ob und wie dann Emotionen ins Spiel kommen und strukturierend wirken, läßt sich nicht herauslesen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis bezüglich der Veränderung von Organisationsstrukturen kommen Wolfgang Littek und Ulrich Heisig (1986) in einer Studie über die Veränderung von Arbeitsprozessen bei kaufmännischen und technischen Angestellten in einer Industrieverwaltung. Auch hier läßt sich eine „Abkehr von der Tendenz der Taylorisierung der Angestelltenarbeit feststellen. Häufiger festzustellen waren Erweiterungen in den Aufgabenumfängen der Sachbearbeiter mit dem Effekt, daß vorhandene Fragmentierungen und enge Spezialisierungen zurückgenommen wurden. Zwar hatten dabei Intensität und Anforderungen der Arbeit zugenommen, doch hoben die Befragten hervor, daß damit zugleich die Arbeiten anspruchsvoller und interessanter geworden waren“ (Littek und Heisig, 1986, S. 242).

Zur Beschreibung der Veränderung der Arbeitsbeziehungen der Angestellten untereinander und zum Management rekurren die Autoren interessanterweise in einem Punkt auf Emotionen. Sie beschreiben den Idealtypus der Beziehung mit den Merkmalen ‚Vertrauensbeziehung‘, ‚sozialer Austausch‘ und ‚verantwortliche Autonomie‘. Hohe Vertrauensbeziehungen zwischen den Angestellten und dem Management zeichnen sich durch die emotionale Bindung der Angestellten an die Rollenanforderungen aus. Die Vorgesetzten können entsprechend unterstellen, daß die Beschäftigten ihre Arbeit selbständig ausführen, Kontrolle und genaue Spezifizierung der Arbeitsaufgaben verlieren an Bedeutung. Das Management wird in geringerem Maße als vorgesetzte Instanz interpretiert, sondern eher als unterstützender Partner. Konflikte verlieren den Charakter von hierarchischen Interessenskonflikten und erhalten den Zuschnitt des gemeinsamen Arbeitens an ein und derselben Problemstellung.

Organisationen mit hohem Vertrauen zwischen den Mitarbeitern können den ökonomischen Austausch zwischen den Beschäftigten durch die Prinzipien des sozialen Austauschs ersetzen. Während im ökonomischen Austausch Mehrleistungen unmittelbar durch gleichwertige Gegenleistungen abgegolten werden müssen – meist in Form von Einkommen –, ermöglicht sozialer Austausch eine höhere Flexibilität, weil zum einen die Erwartungen an Gegenleistungen diffuser sind, zum zweiten der Zeitpunkt der Rückgabe unbestimmter ist. Diffusität der Gegenleistung und Unbestimmtheit des Zeitpunktes wird durch Vertrauen, in seiner Funktion als Deckungsreserve, sichergestellt.

Littek und Heisig fanden in ihrer Studie heraus, daß Vertrauensbeziehungen und Formen des sozialen Austauschs in den Bereichen verbreitet sind, in denen die Aufgabstellungen der Arbeit nur in geringem Maße zu standardisieren sind (1984, S. 251). Gerade in diesen Feldern ist eine Selbstorganisation der Angestellten notwendig und wird vom Management in einer Strategie der ‚verantwortlichen Autonomie‘ auch befürwortet.

Die Untersuchung bestätigt die These, daß sich als Folge zunehmender Technisierung die Arbeitsaufgaben in Organisationen auf komplexe Steuerungs- und Planungstätigkeiten konzentrieren, diese aber nur durch eine veränderte Organisationsstruktur aktiviert werden können. Formen der emotionalen Bindung an die Arbeit ersetzen externe soziale Kontrollen, Abstimmungen und Kooperation zwischen den Akteuren ersetzen Fragmentierungen, Emotionen als strukturbildendes Prinzip kommen zur Geltung. Bildet die Öffnung der Systemstruktur gegenüber der inneren Umwelt das entscheidendste Wandlungsmoment von Organisationen, so gilt auch hier, wie bereits für die industriesoziologische Studie von Kern und Schumann, daß die erhöhte Subjektivitätsnachfrage von Betrieben nur eine Folgeerscheinung ist, die Marginalisierung und Freisetzung von Arbeitskräften ist die Kehrseite der Medaille der Rationalisierung.

Die beiden hier referierten Untersuchungen sind nicht die einzigen, die von einer Änderung der Organisationsstruktur in Richtung einer Aufweichung der formalen

Struktur berichten. Die eher populärwissenschaftliche Untersuchung von Thomas Peters und Robert Watermann (1982) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis wie auch die sehr umfangreiche Studie von Paul R. Lawrence und Davis Dyer (1983) und die empirische Arbeit von Gerhard Schmidtchen (1984). In ihren Kernaussagen schließen alle Untersuchungen an die in den 30er Jahren entwickelten ‚Humanrelations-Konzepte‘ an. Allerdings scheinen sich erst heute die Umweltbedingungen in dieser Weise gewandelt zu haben, so daß eine Änderung der innerbetrieblichen Struktur ermöglicht wird.

Transponiert man die aus Einzelstudien gewonnenen Ergebnisse bzgl. des Wandels von Organisationsstrukturen auf eine makrosoziologische Ebene, so kann man in der Tat von einem tiefgreifenden Wandel der Industriekultur sprechen. Er zeichnet sich ab in den am meisten technisierten Bereichen und führt längerfristig auch zu einer Veränderung der Beschäftigungsstruktur in der Weise, daß der Anteil der qualifizierten Beschäftigten zunimmt (Littek und Heisig, 1984, S. 259). Für den Bereich der Organisationsstruktur bedeutet der beschriebene Wandel eine Abkehr vom tayloristischen Prinzip der fortschreitenden Arbeitszerlegung und eine Öffnung der restriktiven Systemstruktur gegenüber der inneren Umwelt. Mit der verstärkten Orientierung an den Potentialen der Akteure erhalten auch emotionale Konstruktionsformen einen stärkeren Einfluß und wirken selbst wieder strukturbildend. Insofern kann man von einem Wandel des Systemtypus ‚Organisation‘ sprechen, der u.a durch eine wachsende Bedeutung emotionaler Konstruktionsformen gekennzeichnet ist. Inwieweit sich der Einfluß von Emotionen bzgl. der Organisationsziele als funktional erweist, läßt sich generell nicht beantworten. Zu einer empirischen Beantwortung der Frage liegen bis dato keine Ergebnisse vor.

5. Postkonventionelles, emotionales Bewußtsein: die Einheit in der Vielfalt

Das Kapitel C dieser Arbeit startete mit der Diskussion der Eliasschen Zivilisationstheorie. Diese läßt sich lesen als Theorie der kulturellen Kodierung von Emotionen in der

Moderne, die sich, als sie verfaßt wurde, „auf der Höhe der Zeit befand“. Daß sich in der Folge kulturelle Wandlungen und Verschiebungen bemerkbar machten und machen, die sich nicht mehr mit dem Eliasschen Paradigma fassen lassen, war das Anliegen der Darstellung der darauffolgenden Ausführungen. Betrachtet man rückblickend das Gesamt der Beschreibungen und Analysen der verschiedenen Erscheinungen der gegenwärtigen kulturellen Kodierung von Emotionen, so fragt sich, ob sich ein gemeinsames, die Prozesse der Kommerzialisierung von Emotionen, der zunehmenden Versprachlichung, der gleichzeitigen Informalisierung und Affektkontrolle und der wachsenden Bedeutung emotionaler Konstruktionsformen in Organisationen verbindendes Element herausfiltern läßt, das die heterogenen Phänomene zusammenhält. Ich möchte auf diese Frage nach einem Post-Eliasschen Konzept der Gefühlskultur am Ende dieses Kapitels und der Arbeit insgesamt zumindest skizzenhaft kurz eingehen.

Die Einheit scheint in der Vielfalt selbst zu liegen, in der Homogenität der Heterogenität, in der Differenzierung von kulturellen Sinnzusammenhängen mit jeweils verschiedenen Geltungen und Bedeutungen. So ist in manchen Sphären eine von ökonomischer Rationalität durchdrungene Kommerzialisierung des Emotionalen angesagt, in anderen ökonomischen Zusammenhängen eine stärker emotionale Konstruktion von Wirklichkeit; so stehen sich in wiederum anderen Bereichen Prozesse der Informalisierung und der Lockerung der Affektkontrolle und Prozesse der Institutionalisierung des Diskurses gegenüber. All dies scheint sich gleichzeitig und in verschiedenen Bereichen zu ereignen und jeweils Geltungsansprüche anzumelden. Wählt man zur Beurteilung dieser Entwicklungen das Eliassche Theoriekonzept, so ist offensichtlich, daß sich die Heterogenität der Tendenzen nicht auf die einfache Formel der Zunahme der Affektkontrolle bringen läßt. Sicherlich ließen sich Teilentwicklungen – so der Prozeß der Kommerzialisierung – in diese Richtung interpretieren, die verschiedenen Trends zusammengenommen ergeben aber eher das Bild einer Diversifizierung der Emotionskultur.

Damit sind aber zugleich andere und neue Anforderungen an die Akteure gestellt. Eine flexible Handhabung der

verschiedenen emotionalen Erfordernisse wird zur Notwendigkeit. Man wählt formalisierte Formen des Umgangs miteinander und spielt mit ihnen, so wie man in anderen Bereichen sich auf informelle Weisen des Verhaltens einläßt. Reflexion und Diskurs über die eigenen Befindlichkeiten kann ebenso erforderlich sein, wie ein Sich-Hingeben an die eigenen Emotionen. Gefragt ist heute (idealtypisch) eine Kompetenz, die in die Lage versetzt, in unterschiedlichen Sinnzusammenhängen aufzutreten und mit den eigenen Emotionen zu agieren. Eine solche Vorstellung und kulturelle Kodierung eines emotionalen Selbst ist aber mit dem Eliasschen, aus der Psychoanalyse gewonnenen Konzept des mit einem starken Über-Ich ausgestatteten Individuums nicht kompatibel, da dieses allzu starr und moralisch gebunden ist, um eine Flexibilität zu gewährleisten.

Gerhard Vohwinkel (1983) hat als Alternative zu dem psychoanalytischen Modell von Elias den Zivilisationsprozeß mit Hilfe der Kohlberg'schen Typologie der Entwicklungsstufen des moralischen Bewußtseins rekonstruiert. Knüpft man an die historische Analyse an und bezieht das Konzept Kohlbergs auf die beschriebenen kulturellen Entwicklungen, so könnte man den erfolgreichen Umgang der Akteure mit den heterogenen Erwartungen bezüglich ihrer Emotionen als eine Form des postkonventionellen Bewußtseins bezeichnen. Was ist gemeint?

Lawrence Kohlberg (1979) unterscheidet drei Niveaus der moralischen Entwicklung mit jeweils zwei Stadien. Als präkonventionelles Niveau bezeichnet Kohlberg eine Moral, die aus Furcht vor äußeren Sanktionen befolgt wird. Wenn der Urteilende egozentrisch in die Situation eingebunden ist, so daß er weder die eigene Perspektive noch die des anderen reflektieren kann, dann sind es allein äußere Sanktionen, die die intendierten Handlungsweisen verhindern können. Kommen die vormals äußeren Erwartungen, Normen und Moralvorstellungen auf dem Wege der Verinnerlichung und der Ausbildung des Über-Ich als regulierende Instanz ins Spiel, dann spricht Kohlberg von einem konventionellen Bewußtsein. Die moralisch als falsch angesehenen Handlungstendenzen werden intern durch Scham und Schuldgefühle sanktioniert. Das konventionelle Niveau entspricht der Eliasschen Beschreibung des zivili-

sierten, affektkontrollierten Menschen. Postkonventionell bezeichnet die letzte Phase der moralischen Entwicklung und beschreibt ein Bewußtsein, das in der Lage ist, die Relativität und bereichsspezifische Geltung von Normen zu erkennen und sich auf dieser Basis einen eher spielerischen Umgang mit Geboten und Verboten zu eröffnen und gleichzeitig selbst neue Normen zu generieren.

Überträgt man die Überlegungen zum postkonventionellen Bewußtsein auf den Bereich der Emotionen, so ist damit ein Bewußtsein gemeint, daß sich die eigenen Emotionen verfügbar machen kann einschließlich der Möglichkeit, sich seinen Emotionen zu überlassen. Gemeint ist ein Bewußtsein, das die unterschiedlichen Emotionsregeln antizipiert und sich in Distanz und spielerisch zu ihnen verhalten kann und situative Wechsel mit unterschiedlichen emotionalen Erwartungen zu meistern versteht. Ein solches Akteurkonzept wäre den heterogenen kulturellen Anforderungen des Umgangs mit den eigenen Gefühlen gewachsen. Ob sich Seelisches in dieser Weise formen läßt, ist eine empirisch offene Frage.

„Die Soziologie der Emotionen“ ist damit abgeschlossen. Es würde nur wenig Sinn machen, am Ende – wie sonst üblich – in einem Schlußkapitel eine Zusammenfassung zu versuchen, um die Erträge des Unternehmens zu bilanzieren. Dies ist bereits, jeweils auf Teilfragen bezogen, in den Kapiteln „Schritte zu einer Soziologie der Emotionen“ geschehen.

Literatur

In das Literaturverzeichnis sind nur die Arbeiten aufgenommen worden, auf die im Text auch Bezug genommen wird.

- Erik Allardt, About Dimensions of Welfare. An Exploratory Analysis of a Comparative Scandinavian Survey, University of Helsinki 1973
- Erik Allardt, The Question of Interchangeability of Objective and Subjective Social Indicators of Well-Being, Research Group for Coöparative Sociology, University of Helsinki 1976
- Klaus Allerbeck, Zur formalen Struktur einiger Kategorien der verstehenden Soziologie, in: KZfSS, 34, 1982, S. 665-676
- Rolf Ammann, Handlungstheoretische Überlegungen zur Funktion emotionaler Prozesse, Papier zum Symposium ‚Emotion und Handlung‘ in der Reimers-Stiftung, Bad Homburg 6.-8.März 1986
- Matthias C. Angermeyer und Ludwig Kühn, Der Psychoboom auf dem deutschen Büchermarkt, in: ÖZS, 10, 1985, S. 250-259
- Magda B. Arnold, Perinial Problems in the Field of Emotion, in: dies. (Hrsg.), Feelings and Emotions. The Loyola Symposium, New York und London 1970, S. 169-185
- Magda B. Arnold, ‚Gefühl‘, in: Heinrich Rombach (Hrsg.), Lexikon der Pädagogik, Bd. 2, Freiburg 1977, S. 348-352
- Bernhard Badura, Krankheitsbedingte Belastungen, in: ders. (Hrsg.), Soziale Unterstützung und chronische Krankheit, Frankfurt 1981, S. 168-184
- Bernhard Badura u.a., Herzinfarkt-rehabilitation und soziale Unterstützung. Erste Ergebnisse der Oldenburger Longitudinalstudie, in: Christian von Ferber und Bernhard Badura (Hrsg.), Patientenaktivierung und Gesundheits-selbsthilfe, München 1983, S. 191-235
- Bernhard Badura, Zur Soziologie der Krankheitsbewältigung. Oder: Das emotionale Defizit soziologischer Handlungstheorie, in: ZfS, 14, 1985, H 5, S. 339-348
- Bernhard Badura, Krankheitsbewältigung als psychosozialer Prozeß, Manuskript Oldenburg 1986
- Bernhard Badura und Christian von Ferber, Einwände gegen Uta Gerhardt und Hannes Friedrichs „Risikofaktoren, primäre Prävention und das Problem des richtigen Lebens“, in: Medizinische Soziologie, Jahrbuch 4, 1985, S. 128-144
- Marta und Rainer Baum, Growing old, Englewood Cliffs 1980
- Elisabeth Beck-Gernsheim, Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen, Frankfurt 1976
- Howard S. Becker, Becoming a Marihuana User, in: AJS, 59, 1953, S. 235-242
- Daniel Bell, Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit, Frankfurt 1979
- James Smith Benton, The new Sensibility: Self, and Society in the Post-Industrial Age, Dissertation, University of California Los Angeles, 1981
- Regina Berger, Übereinstimmung und Unterschiede zwischen Ehepartnern, in: Wolfgang Glatzer und Wolfgang Zapf (Hrsg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik, Frankfurt und New York 1983, S. 307-321
- Peter L. Berger und Hansfried Kellner, Marriage and the Construction of Reality, in: Peter Berger, Facing up to Modernity, New York 1977, S. 27-47
- Peter L. Berger und Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, München 1969
- Basil Bernstein, Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten, Amsterdam 1972
- Peter M. Blau, Interaction: Social Exchange, in: David L. Sills (Hrsg.), International Encyclopedia of the Social Sciences, 1968, vol.7, S. 452-458
- Herbert Blumer, Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek 1973, S. 80-146
- Luc Boltanski, Die soziale Verwendung des Körpers, in: Dietmar Kamper und Volker Rittner (Hrsg.), Zur Geschichte des Körpers, München und Wien 1976, S. 138-180
- Manfred Bornwasser und Amelie Mummendey, Ärger, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München 1983, S. 156-164
- Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt 1982
- Peter Boy und Rüdiger Lautmann, Die forensische Kommunikationssituation – soziologische Probleme, in: Rudolf Wassermann (Hrsg.), Menschen vor Gericht, Neuwied 1979, S. 41-67
- Christian Brinkgreve und Michael Korzec, Verhaltensmuster in der niederländischen Gesellschaft (1938-1977). Analyse und Interpretation der Rategeber-Rubrik einer Illustrierten, in: Peter Gleichmann u.a. (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt 1979, S. 299-310
- George W. Brown und Tirril Harris, Social Origins of Depression. A Study of Psychiatric Disorder, London 1978

Walter L. Bühl, Kultur als System, in: Friedhelm Neidhardt, Rainer Lepsius und Johannes Weiß (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der KZfSS, 1986, S. 118-144

Francesca Cancian, Gender Politics: Love and Power in the Private and Public Sphere, Paper presented at the Annual Meetings, American Sociological Association, Detroit 1983

Dieter Claessens, Angst, Furcht und gesellschaftlicher Druck, in: ders., Angst, Furcht und gesellschaftlicher Druck, Dortmund 1966, S. 88-101

Gordon Clanton, Frontiers of Jealousy Research, in: Alternative Lifestyles, vol. 4, Nr. 3, 1981, S. 259-273

Gordon Clanton, Sociological Approaches to the Study of Emotions and their Psychological Analogs: Possibilities for the Synthesis. Paper presented at the annual meeting of the Pacific Sociological Association, San Diego 1982

Gordon Clanton, The Social Construction of Emotions, Paper, San Diego 1984

Gordon Clanton und Lynn G. Smith, Jealousy, Englewood Cliffs 1977

Ulrich Clement, Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966-1981, Stuttgart 1986

Randall Collins, Conflict Sociology. Toward an Explanatory Science, New York u.a. 1975

Randall Collins, The Microfoundations of Macrosociology, in: AJS, vol. 86, 5, 1981, S. 984-1014

Randall Collins, Codes and Control, in: ders. Sociology since Midcentury. Essays in Theory Cumulation, New York u.a. 1981a, S. 161-171

Randall Collins, Three Faces of Cruelty: Toward a Comparative Sociology of Violence, in: ders., Sociology since Midcentury. Essays in Theory Cumulation, New York u.a. 1981b, S. 133-158

Randall Collins, The Role of emotion in Social Structure, in: Klaus R. Scherer und Paul Ekman (Hrsg.), Approaches to Emotion, Hillsdale 1984, S. 385-396

Luc Ciompi, Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zur Schizophrenieforschung, Stuttgart 1982,

Charles Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren, Stuttgart 1884

Kingsley Davis, Jealousy and sexual property, in: Social Forces, 1936, 14, S. 395-405

Norman Denzin, On Understanding Emotion, San Francisco, 1984

Dietrich Dörner, Franz Reither und Thea Ständel, Emotion und problemlösendes Denken, in: Heinz Mandl und Günter L. Huber, Emotion und Kognition, München u.a. 1985, S. 61-84

Anne Drechsler, Josef Esser und Wolfgang Fach, Die politische Ökonomie der Liebe, Frankfurt 1986

Hans Peter Dreitzel, The Socialization of Nature: Western Attitudes towards Body and Emotions, in: Paul Heelas und Andrew Loch (Hrsg.), Indigenous Psychologies, London und New York 1981, S. 205-223

Hans Peter Dreitzel, Der Körper als Medium der Kommunikation, in: Arthur E. Imhof (Hrsg.), Der Mensch und sein Körper. Von der Antike bis heute, München 1983

Dexter Dunphy, The primary group. A Handbook for analysis and field research, New York 1972

Günter Dux, Rechtssoziologie, Stuttgart u.a. 1978

Emile Durkheim, Der Selbstmord, Neuwied 1972

Emile Durkheim, Die Regeln der soziologischen Methode, herausgegeben und eingeleitet von René König, Neuwied 1976

Emile Durkheim, Über die Teilung der sozialen Arbeit, Frankfurt 1977

Emile Durkheim, Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt 1981

Emile Durkheim und Marcel Mauss, Primitive Classification, Chicago 1963

Lutz H. Eckensberger und Wolf B. Emminghaus, Moralisches Urteil und Aggression: Zur Systematisierung und Präzisierung des Aggressionskonzeptes sowie einige empirische Befunde, in: Reinhard Hilke und Wilhelm Kempf (Hrsg.), Aggression, Bern 1982, S. 208-280

Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten, München 1976

Paul Ekman, The Face of Man, New York und London 1980

Paul Ekman, Universale und emotionale Gesichtsausdrücke, in: Gerd Kahle (Hrsg.), Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle, Frankfurt 1981, S. 177-186

Paul Ekman und Wallace V. Friesen, Constants across cultures in the face and emotion, in: Journal of Personality and social Psychology, 17, (2), 1971, S. 124-129

Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft, Darmstadt und Neuwied 1969

Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, 2. Bde., Frankfurt 1981 (8. Aufl.)

Robert N. Emde, An adaptive view on infant emotions: functions for self and knowing, in: Social Science Information, 24, 2, (1985), S. 337-341

Richard M. Emerson, Power-Dependence Relations, in: AJS, 27, 1962, S. 31-41

Gisela Erdmann, Vegetatives Nervensystem und Emotionen, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), Emotionspsychologie, Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München u.a., 1983, S. 119-130

Harald A. Euler und Heinz Mandl, Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München u.a. 1983

Albert Felling, Jan Peters und Osmund Schreuder, Bürgerliche und Alternative Wertorientierungen in den Niederlanden, in: KZfSS, 35, 1983, S. 83-107

Albert Felling, Jan Peters und Osmund Schreuder, Identitätswandel in den Niederlanden, in: KZfSS, 34, 1982, S. 26-53

Christian von Ferber, Zur Zivilisationstheorie von Norbert Elias heute, in: Peter Gleichmann u.a. (Hrsg.), Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2, Frankfurt 1984, S. 105-128

Alessandro Ferrara, Autonomy and Authenticity. Rousseau's Contribution to the Development of Western Rationalism after the Protestant Ethic and to the Rise of Contemporary Modernity. Ph.D. Dissertation, Berkeley 1984

Angela Finlaysen und James McEwen, Coronary Heart Disease and Patterns of Living, London and New York 1977

Henk Flap und Yme Kuiper, Figurationssoziologie als Forschungsprogramm, in: KZfSS, 33, 1981, S. 273-301

Sigmund Freud, Trauer und Melancholie, in: ders., Das Ich und das Es, Frankfurt 1978, S. 105-119

Sigmund Freud, Abriss der Psychoanalyse, Frankfurt 1977

F. Friczewski und R. Thorbecke, Arbeitssituation und koronare Herzkrankheit, in: Das Argument, Sonderband 12, 1976, S. 190-220

Daniel Funkenstein, The physiological of fear and anger, in: Scientific America, 1955, S. 74-80

Hans G. Furth, Intelligenz und Erkennen. Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets, Frankfurt 1976

Arnold Gehlen, Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Frankfurt 1940

Axel Gehring, Sympathie. Ein Mechanismus der Bewertungsentlastung, in: Soziale Welt, 20, 1969, S. 435-442

Werner Gephart, Gruppe als Gegenstruktur zur Gesellschaft? – Durkheimsche Perspektiven, Manuskript, Düsseldorf 1982

Jürgen Gerhards, Ideologie und Wahrheit. Eine kritische Einführung in die Systemtheorie Niklas Luhmanns, Köln 1984

Jürgen Gerhards, Georg Simmel's Contribution to a Theory of Emotions, in: Social Science Information, 25, 1986, S. 901-924

Jürgen Gerhards, Emotionen Eine vernachlässigte Kategorie in sozialpolitischen Fragestellungen, in: Rudolph Bauer und Ste-

fan Leibfried (Hrsg.), Sozialpolitische Bilanz II, Bremen 1986a, S. 201-212

Jürgen Gerhards, Soziologie der Emotionen. Ein Literaturbericht, in: KZfSS, 38, 1986b, S. 760-771

Jürgen Gerhards, Emotionsmanagement: Gefühle im technisch-sozialen Wandel, in: Jürgen Friedrichs (Hrsg.), 23. Deutscher Soziologentag 1986. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen, Opladen 1987, S. 480-483

Jürgen Gerhards, Emile Durkheim: Die Seele als soziales Phänomen, in: Gerd Jüttemann (Hrsg.), Wegbereiter einer historischen Psychologie, München 1988

Jürgen Gerhards, Affektuelles Handeln. Der Stellenwert von Emotionen in der Soziologie Max Webers, in: Johannes Weiß (Hrsg.), Max Weber heute. Erträge der Forschung, Frankfurt 1988a

Uta E. Gerhardt, Stress and Stigma. Explanations of Illness, in: dies., und Michael E.J. Wardsworth (Hrsg.), Stress und Stigma, Frankfurt u.a. 1985

Uta E. Gerhardt, Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie, Frankfurt 1986

Uta E. Gerhardt und Michael E.J. Wardsworth (Hrsg.), Stress and Stigma. Explanatation and Evidence in the Sociology of Crime and Illness, Frankfurt 1985

Wolfgang Glatzer und Wolfgang Zapf (Hrsg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden, Frankfurt und New York 1983

Peter Reinhart Gleichmann, Macht und Zivilisation, in: Martin Baethge und Wolfgang Essbach (Hrsg.), Soziologie: Entdeckungen im Alltagsleben: Hans Paul Bahrdt, Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, Frankfurt 1983, S. 174-195

Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte, Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationsprozeß, Frankfurt 1979

Ervin Goffman, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt 1967

Erving Goffman, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt 1975

Erving Goffman, Verlegenheit und soziale Organisation, in: ders., Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt 1975a, S. 106-123

Steven L. Gordon, The Sociology of Sentiments and Emotion, in: Morris Rosenberg und Ralph Turner (Hrsg.), Socialpsychology: Sociological Perspectives, New York 1981, S. 562-592

Steven L. Gordon, The Self in Emotion Interpretation. Unpublished Paper 1984

Steven L. Gordon, Micro-sociological theories of emotion, in: H.J. Helle und S.N. Eisenstadt (Hrsg.), Micro Sociological

Theory. Perspectives on Sociological Theory, Vol.2, Beverly Hills 1985, S. 133-147

Johan Goudbloom, Zum Hintergrund der Zivilisationstheorie von Norbert Elias: Das Verhältnis zu Huizinga, Weber und Freud, in: Peter Gleichmann u.a. (Hrsg.), Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2, Frankfurt 1984, S. 129-147

Walter Gove und Jeanette F. Tudor, Sex differences in mental illness: A comment on Dohrenwend and Dohrenwend, AJS, 82, 1973, S. 1327-1336

Walter Gove und Jeanette F. Tudor, Adult sex roles and mental illness, in: AJS, 78, 1973, S. 812-835

Mark Granovetter, Getting a Job. A Study of Contacts and Careers, Harvard 1974

Mark Granovetter, The strength of weak ties: a network theory revisited, in: Randall Collins (Hrsg.), Sociological Theory, San Francisco 1983, S. 201-231

Herrmann L. Gukenbiehl, Bezugsgruppen, in: Bernhard Schäfers (Hrsg.), Einführung in die Gruppensoziologie, Heidelberg 1980, S. 83-103

Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 u. 2, Frankfurt 1981

Alois Hahn, Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel junger Ehen, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), Gruppensoziologie, Sonderheft der KZfSS, 25, Opladen 1983, S. 210-232

Alois Hahn, Religiöse Dimensionen der Leiblichkeit, Manuskript, Trier 1985

Michael Hammond, The Sociology of Emotions and the History of Social Differentiation, in: Randall Collins (Hrsg.), Sociological Theory, San Francisco u.a. 1983

Agnes Heller, Theorie der Gefühle, Hamburg 1980

Ronald Hitzler, Existenzialer Skeptizismus, in: Sociologia Internationalis, H 2, 1984, S. 197-215

Ronald Hitzler, Mundane Reflexivität. Zur Verständigung mit und über Alfred Schütz, Manuskript, Köln 1986

Arlie Russell Hochschild, The Sociology of Feeling and Emotion: Selected Possibilities, in: Marcia Millmann und Rosebeth Moss Kanter (Hrsg.), Another Voice, Garden City, New York, S. 281-307

Arlie Russell Hochschild, Emotionwork, feeling rules, and social structure, in: AJS, 85, 1979, S. 551-575

Arlie Russell Hochschild, The managed Heart. Commercialization of Human Feelings, Berkeley u.a. 1983

George Caspar Homans, Social Behavior. It's Elementary Form, New York 1961

George Caspar Homans, Angst und Ritual, in: Gerd Kahle, Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle, Frankfurt 1981, S. 108-119

Axel Honneth und Hans Joas, Soziales Handeln und menschliche Natur, Frankfurt und New York 1980

James S. House, The effects of occupational stress on physical health, in: James E. Toole (Hrsg.), Work and the Quality of life: Resource Papers for Work in America, Cambridge Mass. (MIT) 1974, S. 145-170

Ralph B. Hupka, Cultural Determinants of Jealousy, in: Alternative Lifestyles, vol. 4, Nr. 3, 1981, S. 310-357

Ronald Inglehart, Die stille Revolution, Königstein 1980

Ronald Inglehart, Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Bedingungen und individuellen Wertprioritäten, in: KZfSS, 32, 1980, S. 144-153

Ronald Inglehart, Traditionelle politische Trennlinien und die Entwicklung der neuen Politik in westlichen Gesellschaften, in: Politische Vierteljahresschrift, 24, 2, 1983, S. 139-165

Carroll E. Izard, Die Emotionen des Menschen, Weinheim und Basel 1981

Wilhelm Janke, Pharmaka und Emotionen, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), Emotionspsychologie, München u. a. 1983, S. 132-146

Stefan Jensen, Systemtheorie, Stuttgart u.a. 1983

Dietmar Kamper und Christoph Wulf (Hrsg.), Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt 1982

Dietmar Kamper und Volker Rittner (Hrsg.), Geschichte des Körpers. Perspektiven und Anthropologie, München 1976

Theodore D. Kemper, A Social Interactional Theory of Emotions, New York 1978

Theodore D. Kemper, Toward a Sociology of Emotions: Some Problems and Some Solutions, in: The American Sociologist, 1978a, vol. 13, S. 30-41

Theodore D. Kemper, Sociology, physiology, and Emotions: Comment on Shott, in: AJS, 1980, 85, S. 1418-1423

Theodore D. Kemper, Auf dem Wege zu einer Theorie der Emotionen: Einige Probleme und Lösungsmöglichkeiten, in: Gerd Kahle (Hrsg.), Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle, Frankfurt 1981, S. 134-154

Theodore D. Kemper, Social Constructionist and Positivist Approaches to the Sociology of Emotions, in: AJS, 1981a, 87, S. 336-362

Theodore D. Kemper, Power, Status, and Emotions: A Sociological Contribution to a Psychophysiological Domain, in: Klaus Scherer und Paul Ekman (Hrsg.), Approaches to Emotion, Hillsdale 1984, S. 369-383

Theodore D. Kemper, Love and Like and Love and Love, Manuskript, New York 1984a

Horst Kern und Michael Schumann, Industrierarbeit und Arbeiterbewußtsein, 2 Bde., Frankfurt 1977 (1970)

Horst Kern und Michael Schumann, Arbeit und Sozialcharakter: alte und neue Konturen, in: Joachim Matthes (Hrsg.), Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt 1983, S. 353-365

Horst Kern und Michael Schumann, Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion, München 1984

Helmut Klages, Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt 1984

Helmut Klages und Peter Kmieciak (Hrsg.), Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt und New York 1979

Peter Kmieciak, Wertstrukturen und Wertewandel in der Bundesrepublik, Göttingen 1976

René König, Emile Durkheim. Der Soziologe als Moralist, in: Dirk Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens, Bd. 1, München 1976, S. 312-364

Lawrence Kohlberg, Zusammenhänge zwischen der Moralentwicklung in der Kindheit und im Erwachsenenalter – neu interpretiert, in: Paul B. Baltes (Hrsg.), Entwicklungspsychologie der Lebensspanne, Stuttgart 1979, S. 379-407

Horst-Volker Krumrey, Entwicklungsstrukturen und Verhaltensstandards, Frankfurt 1984

Wolfgang Larbig, Lymbisches System und Emotionen, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), Emotionspsychologie, München 1983, S. 109-118

Paul R. Lawrence und Davis Dyer, Renewing American Industry, New York und London 1983

Richard S. Lazarus, Stress and Coping as factors in health and illness, in: Jerome Cohen u.a. (Hrsg.), Psychosocial aspects of cancer, New York 1982, S. 163-198

Wolf Lepenies, Melancholie und Gesellschaft, Frankfurt 1969

Wolf Lepenies, Cold reason and culture of the feelings: Social Science Information, vol. 24, H 1, 1985, S. 3-21

Andrea Leupold, Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen, in: ZfS, 12, H 4, 1983, S. 297-327

Howard Leventhal, A perceptual motor theory of emotion, in: Social Science Information, vol. 21, Nr. 6, 1982, S. 819-845

Wolfgang Lipp und Friedrich H. Tenbruck, Zum Neubeginn der Kulturosoziologie, in: KZfSS, 31, 1979, S. 393-398

Wolfgang Littek und Ulrich Heisig, Rationalisierung von Arbeit als Aushandlungsprozeß, in: Soziale Welt, 37, 1986, S. 237-262

John Lofland, Domsday Cult. A Study of Conversion, Proselytication and Maintenance of Faith, New York 1977

John W. Lorsch und John J. Morse, Organizations and their members: a contingency approach, New York 1974

Thomas Luckmann, Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation, in: ders., Lebenswelt und Gesellschaft, Paderborn 1980, S. 93-121

Niklas Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin 1964

Niklas Luhmann, Positives Recht und Ideologie, in: ders., Soziologische Aufklärung 1, Opladen 1970, S. 178-203

Niklas Luhmann, Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, 2. Aufl., Stuttgart 1973

Niklas Luhmann, Legitimation durch Verfahren, Neuwied 1975

Niklas Luhmann, Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, in: ders., Soziologische Aufklärung, Bd. 2, Opladen 1975a, S. 170-192

Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt 1980

Niklas Luhmann, Interpenetration – Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme, in: ders., Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1981, S. 151-169

Niklas Luhmann, Erleben und Handeln, in: Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1981a, S. 67-80

Niklas Luhmann, Symbiotische Mechanismen, in: ders., Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1981b, S. 245-266

Niklas Luhmann, Liebe als Passion, Frankfurt 1982

Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt 1984

Niklas Luhmann, Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, H 4, 1985, S. 402-445

Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?, Opladen 1986

Heinz Mandl und Günther L. Huber, Theoretische Grundpositionen zum Verhältnis von Emotion und Kognition, in: dies., (Hrsg.), Emotion und Kognition, München u.a. 1983, S. 1-60

George H. Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt 1975

Heiner Meulemann, Value Change in West Germany, 1950-1980: Integrating the empirical evidence, in: Social Science Information, 22, 1983, S. 777-800

Heiner Meulemann, Säkularisierung und Politik. Wertewandel und Wertstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, in: PVJ, 26 Jg., 1985, H 1, S. 29-51

C. Wright Mills, *White Collar. The American Middle Classes*, New York 1951

Judith Milstein Katz, *Discrepancy, Arousal and Labeling: Towards a psychosocial Theory of Emotion*, in: *Sociological Inquiry*, 1980, 50, S. 147-156

John Mirowsky, *Depression and Marital Power: An Equity Model*, in: *AJS*, 91, 1985, Nr. 3, S. 557-592

John Mirowsky und Catherine E. Ross, *Mexican Culture and its emotional Contradictions*, in: *Journal of Health and Social Behavior*, vol. 25, Nr.1, 1984, S. 2-13

Joachim Mrazek, *Die subjektive Wahrnehmung des Herzinfarkts und die Angst des Infarktkranken*, in: Wolfgang Langosch (Hrsg.), *Psychische Bewältigung der chronischen Herzerkrankung*, Berlin u.a. 1985, S. 159-169

Walter Müller, Angelika Willms und Johann Handl, *Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980*, Frankfurt 1983

Richard Münch, *Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber*, Frankfurt 1982

Richard Münch, *Die Struktur der Moderne. Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaft*, Frankfurt 1984

Amelie Mummendey und Hans-Joachim Schreiber, *Neid und Eifersucht*, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*, München u.a. 1983, S. 195-200

Ekkehard Nau, *Gruppendynamik in Deutschland – Ein Überblick*, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderheft 25 der KZfSS*, Opladen 1983, S. 126-143

Rodney Needham, *Introduction in „Emile Durkheim und Marcel Mauss, Primitive Classification“*, Chicago 1963

Birgitta Nedelmann, *Georg Simmel – Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen*, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderheft 25 der KZfSS*, 1983, S. 174-209

Friedhelm Neidhardt, *Das innere System sozialer Gruppen*, in: *KZfSS*, 31, 1979, S. 639-660

Friedhelm Neidhardt, *Gruppierungsprobleme sozialwissenschaftlicher Forschungssteams*, in: ders. (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Sonderheft 25 der KZfSS*, Opladen 1983, S. 552-573

Jürgen R. Nitsch (Hrsg.), *Stress – Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*, Bern u.a. 1981

Ulrich Oevermann, *Sprache und soziale Herkunft*, Frankfurt 1972

Ilona Ostner und Angelika Willms, *Strukturelle Veränderung der Frauenarbeit in Haushalt und Beruf*, in: Joachim Matthes (Hrsg.), *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt 1983*, S. 206-227

C. Parkes, *Psycho-social Transitions*, in: *Social Science and Medicine*, 5, 1971, S. 105-115

Talcott Parsons, *The Structure of Social Action*, New York 1937

Talcott Parsons, *The social System*, Glencoe III 1951

Talcott Parsons, *An Approach to Psychological Theory in Terms of the Theory of Action*, in: Sigmund Koch (Hrsg.), *Psychology: A Study of Science*, vol. 3, *Formulations of the Person and the Social Context*, New York 1959, S. 612-712

Talcott Parsons, *Pattern Variables Revisited*, in: *ASR*, 25, 1960, S. 467-483

Talcott Parsons, *Der Begriff der Gesellschaft: seine Elemente und ihre Verknüpfungen*, in: ders., *Zur Theorie sozialer Systeme*, herausgegeben von Stefan Jensen, Opladen 1976, S. 121-160

Talcott Parsons, *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Frankfurt 1979

Leonard I. Pearlin und Joyce S. Johnson, *Marital status, life strains and depression*, in: *ASR*, 42, 1977, S. 704-715

Leonard I. Pearlin und M. Liebermann, *Social Sources of emotional Stress*, in: R. Simmons (Hrsg.), *Research in Community and Mental Health*, Greenwich 1979

Leonard I. Pearlin und C. Radabough, *Economic Strains and the coping functions of alcohol*, in: *AJS*, 82, 1976, S. 652-663

Leonard I. Pearlin und Carmi Schooler, *The Structure of Coping*, in: *Journal of Health and Social Behavior*, 1978, S. 2-21

James W. Pennebaker, *Self perception of emotion and internal sensation*, in: D.M. Wegner und R.R. Vallacher (Hrsg.), *The Self in Social Psychology*, New York 1980, S. 80-101

Thomas J. Peters und Robert H. Watermann, *In Search of Excellence*, New York 1982

Jean Piaget, *The affective unconscious and the cognitive unconscious*, in: Barbara Inhelder und Harald H. Chipman (Hrsg.), *Piaget and his School*, New York, Heidelberg und Berlin 1976, S. 63-71

Helmuth Plessner, *Zur Frage der Vergleichbarkeit tierischen und menschlichen Verhaltens*, in: ders., *Diesseits der Utopie*, Frankfurt 1974, S. 181-189

Helmuth Plessner, *Die Frage nach der Conditio humana*, in: ders., *Die Frage nach der Conditio humana*, Frankfurt 1976, S. 7-81

Helmuth Plessner, Der Mensch als Lebewesen. Adolf Portmann zum 70. Geburtstag, in: ders., Die Frage nach der *Conditio humana*, Frankfurt 1976a, S. 111-123

Robert Plutchik, A psycho-evolutionary theory of emotions, in: *Social Science Information*, vol. 21, Nr. 4/5, 1982, S. 529-553

Robert Plutchik und Henry Kellerman (Hrsg.), *Emotion. Theory, Research and Experience*, vol. 1, *Theories of Emotion*, New York u.a. 1980

Karl R. Popper und John C. Eccles, *Das Ich und sein Gehirn*, München und Zürich 1982

Adolf Portmann, *Zoologie und das neue Bild vom Menschen*, Hamburg 1956

Rainer Reisenzein, The Schachter Theory of Emotion; Two Decades Later, in: *Psychological Bulletin*, 93, 1983, S. 239-264

Rainer Reisenzein, Attributionstheoretische Beiträge zur Emotionsforschung und ihre Beziehung zu kognitiv-lerntheoretischen Formulierungen, in: Lutz H. Eckensberger und Ernst D. Lantermann (Hrsg.), *Emotion und Reflexivität*, München u.a. 1985, S. 75-97

Report of the Working Group on Affect and Motivation, Washington 1985

Volker Rittner, Krankheit, Gesundheit. Veränderungen in der sozialen Wahrnehmung des Körpers, in: Dietmar Kamper und Christoph Wulf (Hrsg.), *Die Wiederkehr des Körpers*, Frankfurt 1982, S. 40-51

Volker Rittner, Thesen zu Individualisierungsprozessen in Sport und Gesellschaft, Manuskript, Köln 1984

Volker Rittner, Sport und Streßbewältigung – Implikationen für die kardiologische Rehabilitationspraxis, in: Wolfgang Langosch, (Hrsg.), *Psychische Bewältigung der chronischen Herzkrankung*, Berlin u.a. 1985, S. 356-363

Catherine E. Ross, John Mirowsky and Patricia Ulrich, Distress and the Traditional Female Role: A Comparison of Mexicans and Anglos, in: *AJS*, 89, Nr. 3, 1983, S. 670-683

Jeffrey Colman Salloway und Patrick B. Dillon, A Comparison of Family Networks in Health Care Utilization, in: *The Journal of Comparative Family Studies*, vol. IV, Nr. 1, 1973, S. 131-142

Jean Paul Sartre, Entwurf einer Theorie der Emotionen, in: ders., *Die Transzendenz des Ego*, Reinbek, 1964, S. 151-195

Stanley Schachter und Jeromey Singer, Cognitive, social and physiological determinants of emotional state, in: *Psychological Review*, 69, 1962, S. 379-399

Alfred Schäfer, Identität und sekundäre Anpassung. Zum theoretischen Bezugsrahmen Erving Goffmans, in: *KZfSS*, 1983, Heft 4, S. 631-654

Thomas J. Scheff, Toward Integration in the Social Psychology of Emotions, in: *American Review of Sociology*, 9, 1983, S. 333-354

Thomas J. Scheff, *Cartharsis in Healing, Rituale and Drama*, Berkeley and Los Angeles 1979

Klaus R. Scherer, Entwicklung der Emotionen, in: Hildegard Hetzer u.a. (Hrsg.), *Angewandte Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters*, Heidelberg 1979, S. 211-253

Klaus R. Scherer, Emotion as a process: Function, origin and regulation, in: *Social Science Information*, vol. 21, Nr. 4/5, 1982, S. 555ff

Klaus R. Scherer, Emotions can be rational, in: *Social Science Information*, 24, 2, 1985, S. 331-335

Klaus R. Scherer und Paul Ekman (Hrsg.), *Approaches to emotion*, Hillsdale, New York 1984

Gerd Schienstock, The Discovery of the Individual in Stress Research, in: Uta Gerhardt und Michael J. Wardsworth (Hrsg.), *Stress and Stigma*, Frankfurt u.a. 1985, S. 129-150

Uwe Schimank, Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus. Zum Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform, in: *Soziale Welt*, H 4, 1985, S. 447-465

Uwe Schimank, Technik, Subjektivität und Kontrolle in formalen Organisationen – Eine Theorieskizze, Manuskript, Köln 1986

Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen 1979

Wolfgang Schluchter, *Rationalismus der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber*, Frankfurt 1980

Gerhard Schmidtchen, Neue Technik, neue Arbeitsmoral – Eine sozialpsychologische Untersuchung über Motivation in der Metallindustrie, Köln 1984

Klaus Schneider, Psychobiologische und soziobiologische Ansätze, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*, München u.a. 1983, S. 17-45

Michael Schröter, „Wo zwei zusammenkommen in rechter Ehe“ ... Sozio- und psychogenetische Studien über Eheschließungsvorgänge vom 12.-15. Jahrhundert, Frankfurt 1985

Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt 1974

Alfred Schütz und Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Bnd. 2, Frankfurt 1984

Ralf Schwartzer, Angst, in: Heinz Mandl und Günter L. Huber, *Emotion und Kognition*, München u.a. 1983, S. 123-147

Susan Shott, Emotion and Social Life. A Symbolic Interactional Analysis, in: *AJS*, 84, 1979, S. 1317-1334

Susan Shott, The sociology of Emotions: Some Starting Points, in: Scott G. McNall (Hrsg.), Theoretical Perspectives in Sociology, New York 1979a, S. 450-462

Susan Shott, Reply to Kemper, in: AJS, 85, H 6, 1980, S. 1423-1426

Georg Simmel, Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen, Leipzig 1890

Georg Simmel, Die Religion, Frankfurt 1922

Georg Simmel, Über die Liebe (Fragment), in: ders., Fragmente und Aufsätze, München 1923, S. 49-123

Georg Simmel, Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse, Frankfurt 1968

Georg Simmel, Grundfragen der Soziologie, Berlin 1970

Georg Simmel, Philosophie des Geldes, 7. Aufl., Berlin 1977

Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 6. Aufl., Berlin 1983

Georg Simmel, Philosophische Kultur, Berlin 1983/1

Georg Simmel, Schriften zur Soziologie, herausgegeben von Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt, Frankfurt 1983/2

Georg Simmel, Das Geld in der modernen Kultur, in: ders., Schriften zur Soziologie, Frankfurt 1983/2a, S. 78-94

Georg Simmel, Zur Psychologie der Scham, in: Georg Simmel, Schriften zur Soziologie, Frankfurt 1983/2b, S. 140-150

Georg Simmel, Soziologie des Raumes, in: ders., Schriften zur Soziologie, Frankfurt 1983/2c, S. 221-242

Neil J. Smelser, Vicissitudes of Work and Love in Anglo-American Society, in: ders. und Erik Erikson (Hrsg.), Themes of work and love in adulthood, Cambridge Mass. 1980, S. 105-119

Neil J. Smelser, Soziologie der Wirtschaft, München 1968

Constantin Stanislavski, An Actor Prepares, New York 1965

Bram van Stolk und Cas Wouters, Die Gemütsruhe des Wohlfahrtsstaates, in: Peter Gleichmann u.a. (Hrsg.), Macht und Zivilisation. Materialien zu Nibert Elias' Zivilisationstheorie 2, Frankfurt 1984, S. 242-260

Stefan Strasser, Das Gemüt, Utrecht 1956

Anselm Strauss, Shizuko Fagerhaugh, Barbara Suczek und Carolyn Wiener, Gefühlsarbeit. Ein Beitrag zur Arbeits- und Berufssoziologie, in: KZfSS, 32, 1980, S. 629-651

Ann Swidler, Love and Adulthood in American Culture, in: Neil J. Smelser und Erik H. Erikson (Hrsg.), Themes of Work and Love in Adulthood, Cambridge Mass. 1980, S. 120-147

Friedrich H. Tenbruck, Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen, in: KZfSS, 16, 1964, S. 431-456

Friedrich H. Tenbruck, Das Werk Max Webers, in: KZfSS, 27, 1975, S. 663-702

Peggy A. Thoits, Transforming Emotions: An Extension of Hochschild's Theory of Emotion Work, with Application to Stress, Coping and Social Support, Unpublished Paper, Princeton 1982

Peggy A. Thoits, Coping, Social Support, and psychological Outcomes: The central Role of Emotion, Unpublished Paper, Princeton 1983

Peggy A. Thoits, Self-labeling Processes in Mental Illness: The Role of Emotional Deviance, in: AJS, Nr. 2, 1985, S. 221-249

Helmut Thome, Wandel zu postmaterialistischen Werten. Theoretische und empirische Einwände gegen Ingleharts Theorieversuch, in: Soziale Welt, 1985, H 1, S. 27-59

Hans Peter Thurn, Kulturosoziologie – Zur Begriffsgeschichte der Disziplin, in: KZfSS, 31, 1979, S. 422-449

Ralph H. Turner, The true self: from institution to impulse, in: AJS, 81, 1976, S. 986-1007

Hartmann Tyrell, Zwischen Interaktion und Organisation I. Gruppe als Systemtyp, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), Gruppensoziologie, Sonderheft 25 der KZfSS, 1983, S. 75-87

Hartmann Tyrell, Zwischen Interaktion und Organisation II. Die Familie als Gruppe, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), Gruppensoziologie, Sonderheft 25 der KZfSS, 1983a, S. 362-390

Stuart Valins, Cognitive effects of false heart rate feedback, Journal of Personality and Social Psychology, 4, 1966, S. 400-408

Heinz-Günter Vester, Rezension von ‚Norman K. Denzin On Understanding Emotion‘, in: KZfSS, 37, 1985, S. 346-348

Karl-Heinz Voigt und Horst L. Fehm, Hormone und Emotionen, in: Harald A. Euler und Heinz Mandl (Hrsg.), Emotionspsychologie, München u.a. 1983, S. 124-131

Gerhard Vowinckel, Affektzuschreibung und soziale Kompetenz, in: Angewandte Sozialforschung, 7, H 3/4, 1979, S. 261-286

Gerhard Vowinckel, Von politischen Köpfen und schönen Seelen. Ein soziologischer Versuch über die Zivilisation der Affekte und ihres Ausdrucks, München 1983

Edwin Millard Waltz, Soziale Faktoren bei der Entstehung und Bewältigung von Krankheit – ein Überblick über die empirische Literatur, in: Bernhard Badura (Hrsg.), Soziale Unterstützung und Krankheit, Frankfurt 1981, S. 40-119

Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1972

Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen 1972a

Bernhard Weiner, The emotional consequences of causal ascriptions, in: Margaret S. Clark und Susan T. Fiske (Hrsg.), Affect and cognition, Hillsdale N.J. 1982, S. 185-209

- B. Wheaton, The sociogenesis of psychological disorder, in: Journal of Health and Social Behavior, 1980, S. 100-124
- Helmut Willke, Elemente einer Systemtheorie der Gruppe. Umweltbezug und Prozeßsteuerung, in: Soziale Welt, 29, 1978, S. 343-357
- Helmut Willke, Zur Steuerungsfunktion des Staates in hochkomplexen Gesellschaften. Überlegungen zu einer sozietaalen Steuerungstheorie, Habil. Schrift, Köln 1982
- Angelika Willms, Historische Berufsforschung mit amtlicher Statistik. Rekonstruktion der Berufsstatistik in Deutschland und Entwurf einer Klassifikation vergleichbarer Berufsfelder, 1925-1980. Vasma-Arbeitspapier Nr. 30, Universität Mannheim 1983
- Cas Wouters, Informalisierung und Formalisierung der Geschlechterbeziehungen in den Niederlanden, in: KZfSS, 38, 1986, S. 510-528
- Cas Wouters, Informalisierung und der Prozeß der Zivilisation, in: Peter Gleichmann u.a. (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt 1979, S. 279-298
- Daniel Yankelovich, New Rules, New York 1981
- Daniel Yankelovich, New Rules in American Life: Searching for Self-Fulfillment in a World turned upside down, in: Psychology today, April 1981a, S. 35-91
- Louis Zurcher, The Staging of Emotion: A Dramaturgical Analysis, in: Symbolic Interaction, 5, 1972, S. 1-22